LIBRARY OF PRINCETON
NOV 8 - 1927
THEOLOGICAL SEMINARY

Divi: D7
Section .G82
v. 2

Kleine Schriften

zur

Geschichte und Cultur.

Zweiter Band.

LIBRARY OF PRINCETON
NOV 8 - 1927
THEOLOGICAL SEMINARY

Kleine Schriften

zur

Geschichte und Cultur.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweiter Band.

Mit einer Tafel.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1888.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

An

Ludwig Friedländer

in Königsberg

zu freundlicher Erinnerung.

Inhalt.

Seite

Eine Weltchronik in Bildern. (Mit einer Tafel.) . . . 1
Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert 33
Neues Leben in Corsica 91
Die Brüder von Humboldt 125
Fünf Tage vor Metz 195
Segesta, Selinunt und der Mons Eryx 235
Der Umbau Rom's 281

Eine Weltchronik in Bildern.

1883.

I.

Im fünfzehnten Jahrhundert, während die classische Frührenaissance entstand, blühte ein mailänder Maler von Talent und Ruf, dessen Werke heute fast verschollen sind. Er hieß Leonardo da Besozzo, so zubenannt von seinem Geburtsort, welcher zwischen Galarate und Laveno gelegen ist. Er hat Wandmalereien in Neapel ausgeführt, und als Miniaturmaler eine Weltchronik in Bildern dargestellt.

Dies höchst merkwürdige Kunstwerk kam im Jahre 1883 aus der Bibliothek des Carlo Morbio von Mailand nach München, und durch diesen Zufall zu meiner Kenntniß. Die Nachlassenschaft jenes verdienten Mannes, eine große Sammlung von Medaillen, Originalurkunden, Handschriften und seltenen Drucken, wurde nämlich von den Erben an eine Gesellschaft von Liebhabern in München verkauft.

Niemand kennt den Ursprung der gemalten Weltchronik Besozzo's. Morbio hatte vor Jahren in einer Schrift: „Frankreich und Italien oder die französischen Handschriften in unseren Bibliotheken", die Wichtigkeit

dieses Kunstwerks hervorgehoben.[1] Allein er verschwieg die Herkunft seines Schatzes, und nur aus einer Note jener Schrift erfuhr ich, daß er ihn im Jahre 1862 an sich gebracht hatte.

Er rühmte mit einiger Ueberschwenglichkeit den künstlerischen Wert der Miniaturen, mit denen alle Blätter des Codex geschmückt sind. Nicht ohne Grund nannte er diesen eine große geschichtliche und artistische Gallerie, welche schon wegen ihres ehrwürdigen Alters bewundernswert und ganz einzig sei. Das Werk ist nämlich eine allgemeine Chronik der Welt, doch ohne Text, durchaus in Figuren bestehend, die auf Pergament gemalt sind. Sie stellen die Hauptpersonen der Menschheit dar von Adam bis zum Papste Bonifacius VIII. und zum Mongolenchan Tamerlan. Entweder gehörte dazu ein abgesonderter Text, oder der Besteller der Weltchronik war geistreich genug, von vornherein auf Worte zu verzichten, und dies ist sehr wahrscheinlich.

Auf dem Stirnblatt der Chronik steht von moderner Hand geschrieben: Leonardus de Bissutio Imagines Pictae Virorum Illustrium usque ad Bonifacium VIII, A. D. 1395. Dies Datum ist willkürlich; aber daß die Miniaturen von Besozzo angefertigt seien, wird am Ende des letzten Blattes durch eine Note bestätigt, deren Schrift nicht modern ist.

Der Band in Quarto besteht außer dem Titelblatt aus 19 Pergamentblättern, also aus 38 Seiten, von

---

[1] Francia e Italia, ossia i manoscritti francesi nelle nostre biblioteche, Mailand 1873.

denen eine jede in drei horizontale Streifen abgeteilt ist. Jeder derselben hat zwei oder auch mehr auf ultramarinblauem Grunde gemalte Figuren, einzelne oder in Gruppen. Sie sind größer, als dies sonst in gemalten Büchern des Mittelalters gebräuchlich zu sein pflegt.

Bisweilen finden sich architektonische Darstellungen, wie des Turms von Babel, der Städte Troja und Karthago und endlich Rom's. Die Figuren sind mit ihren Namen versehen, und diese mit weißer Farbe in Majuskeln geschrieben, während die ihnen zukommenden Jahre und die nach dem System Beda's und späterer Chronisten gezählten Weltalter unter den Blattstreifen in Cursiv mit schwarzer Tinte geschrieben sind. Der Schriftcharakter ist genau der im Ausgange des 14. Jahrhunderts und noch später gebräuchliche. Alle diese Legenden sind lateinisch. Sonst gibt es in der ganzen Chronik keinen andern geschriebenen Text, einige chronologische Noten ausgenommen, welche die Epochen von Concilien, die Gründung von Mönchsorden und hervorragende, nicht abgebildete Personen bezeichnen.

Die Chronik ist in sechs Zeitalter (aetates) eingeteilt. Fünf umfassen die vorchristliche Welt, und diese hat dem Künstler eine erstaunliche Fülle von malerischen Gegenständen dargeboten. Sie sind entlehnt aus der Bibel, der classischen Mythologie und der Geschichte. Die Zusammenstellung der Figuren ist in der Regel durch die Zeit bedingt, oder sie sind auch durch moralische Bezüge in Parallele gebracht.

Das erste Zeitalter zeigt in drei Bildern die Eltern des Menschengeschlechts, Adam und Eva, Chain und Abel;

ferner Henoch und Methusalem; Jubal und Tubalcain. Alle diese Erstlinge der Menschheit, mit entsprechenden Emblemen versehen, sind barfuß und halbnackt dargestellt.

Das zweite Zeitalter ist durch Noah, mit Weinrebe und Oelzweig in den Händen, und seine Arche, sodann durch die Stammväter der Generationen Sem, Ham und Japhet versinnbildlicht. Es schließt mit dem Abbilde der Turris Babel in vier Stockwerken auf hoher Basis. Zu ihren Seiten stehen Nimbrotus, geharnischt, in kurzem Mantel, mit krummem Säbel, und der König der Assyrer mit Krone und im Panzer.

Sehr reich ist das dritte Zeitalter ausgefallen. Es gibt darin manche geistreiche Combinationen. So steht neben dem Erzvater Abraham, welcher Isaak opfern will, der persische Zoroastrus, ein Jüngling mit langem Gewande, auf dessen Saum zu lesen ist primus magus. Er tritt mit nackten Füßen in einen alchimistischen Kreis und hält ein Buch, über dem ein schwarzer Teufel schwebt. Dem Erzvater Jakob — er salbt einen Altar — ist der Wolthäter der Menschheit Prometheus zugesellt, eine schöne Gestalt mit griechischem Bart, ein rot und weiß gestreiftes Baret auf dem Haupt, in rotem Mantel und gelber Tunika. Auf der Rechten trägt er eine kleine Bildsäule aus weißem Ton. Moses, aus dem Felsen Wasser schlagend, ist mit einem namenlosen Könige, wahrscheinlich dem Pharao, und sonderbarer Weise mit Demophon zusammengestellt. Man sieht sodann Herakles, den Antäus erwürgend, eine kraftvolle Gruppe, und daneben die auf dem Jupiter-Stier entführte Europa. Vielleicht ist diese Miniatur der erste malerische Versuch dieser Scene, der in der Frührenaissance

gemacht wurde. Sie hat dann viele Künstler beschäftigt, bis sie in Paolo Veronese den genialsten Darsteller fand.

Seltsam ist die Verbindung Deucalion's mit Josua. Jener, ein Greis in rotem Gewande, wirft Steine aus, die zu Menschen werden; dieser, ein junger Krieger mit Schild und Speer, blickt die Sonne an, eine goldene Stralenkugel, die am Himmel stehen geblieben ist. Der Drachentödter Cadmus steht neben Proserpina, die auf einer Wiese Blumen pflückt. Zu beiden Seiten Troja's, einer phantastischen Stadt mit Mauern, Türmen und Kuppeln der Renaissancezeit, Midas und Gedeon, dieser ein Greis im Purpurgewande, jener mit Scepter und Krone, ganz golden, bis auf die Stiefeln, welche der Künstler aus Zerstreutheit schwarz gelassen hat,

Besonders schön ist die Gruppe Orpheus, Herkules und Theseus. Der heilige Sänger, ein phädonartiger Jüngling in grüner Tunika, auf goldener Lyra spielend; vierfüßige Thiere horchen ihm zu, und Vögel umflattern ihn. Er steht aufrecht zwischen zwei Haufen behauener Steine, welche die Harmonie der Töne zusammenfügen wird. Der rasende Herkules, gleichfalls jünglinghaft, ist mit dem Nessushemde bekleidet, dessen Flammen ihn ergreifen. Neben ihm steht der junge Theseus in Krone und Waffenrüstung, als Herzog Athens gedacht. Er trägt in der Rechten eine runde Scheibe mit vielen concentrischen Kreisen, deren Mittelpunkt die kleine Figur entweder eines Centauren oder des Minotaurus bildet.

Durchaus geistreich ist die Verbindung der zwei tragischen Schicksalsgenossen Jeptha und Agamemnon. Jepte Filiam Imolavit ex Voto: ein geharnischter Krieger,

welcher der auf einem Altar knieenden Jungfrau das Messer in den Hals stößt. Beim Agamemnon fehlt Iphigenia, weil ihre Opferung nicht vollzogen wurde. Der König der Achäer, eine greise Gestalt mit dem Scepter, sitzt schwermutsvoll allein auf einer Bank. Die beigeschriebene Note sagt: fuit tempore Jepte.

Das folgende Bild stellt Menelaos dar, einen gekrönten Greis mit Scepter und Schild. Auch er sitzt trauernd auf einer Bank. Die Ursache seines Grams hat er neben sich; denn da sitzt Priamus, an seiner Seite die schöne, melancholisch blickende Helena mit goldenem Diadem, in meerblauem Gewande. Sie hält mit beiden Händen die Linke des Priamus, während sie selbst an Schulter und Oberarm vom jungen Paris erfaßt wird.

Es fehlt kaum eine Gestalt aus dem homerischen Sagenkreise. Da ist neben Hektor mit dem springenden Löwen auf seinem Schilde auch Jason, der die Hand auf den goldenen Widder legt; da Achill, Diomedes, und der in einem roten Mantel prachtvoll drapirte Odysseus, den Dioskurenhelm auf dem Haupt. Da sind Troilus, die Amazone Penthesilea, Eneas und Antenor, der das Abbild der von ihm gegründeten Stadt Padua auf der Hand trägt. Ihm ist Simson zugesellt, halb nackt, in roter Tunika, mit rotem Bart, furchtbar blickend, den Eselskinnbacken in der Hand; hinter ihm erschlagene Philister.

Der Sohn Achill's, Pyrrhus im silbernen Panzer steht da, die Hände auf eine rot und weiße Keule gestützt, neben ihm hält Ascanius das Abbild der Stadt Alba auf seiner Hand. Zu seiner Seite aber steht Samuel, ein Greis in rotem Talar, in der Hand einen

Schriftstreifen mit ecce unxit te dominus super hereditatem suam in principem. Eine Note sagt: fuit predicto tempore.

Das dritte Zeitalter schließt mit Eurystheus, dem ersten Könige Lacedämon's, dem Könige Codrus von Athen, dessen Brust von einem Speer durchbohrt ist, und mit Aletes primus rex Corinthi (fuit tempore Samuelis).

David eröffnet das vierte Zeitalter, ein junger König mit fliegendem Purpurmantel, die Linke auf den Schild gestützt, in der Rechten das Schwert; am Boden liegt Goliath mit abgehauenem Kopf. Daneben der am Baumast schwebende Absalom, die Lanze in der Brust.

Ein ganzes Bild nimmt die Königin Dido ein. Sie steht aufrecht übergebeugt, in das Schwert sich stürzend. Neben ihr die Hafenstadt Karthago, ummauert und getürmt.

Es folgt Salomo, ein jugendlicher Mann im Purpur, in der Linken ein rotes Buch, in der Rechten das Gebäude des Tempels mit kleinen Kuppeln. Zu seiner Seite die Königin von Saba, gekrönt und mit Scepter, in grünem Mantel. Daneben Capis, die Stadt Capua tragend.

Seltsam ist die Gruppirung im folgenden Bilde: Silvius, ein junger König mit Scepter, neben dem greisen Propheten Elias, welcher auf einer von zwei roten Rossen gezogenen Biga gen Himmel fährt; endlich Homer, mit Lorbeer bekränzt, im blauen Mantel und gelben Gewand, mit braunem Bart, nicht blind, sondern sehend, ein Buch in der Hand.

Zusammengestellt sind weiter der Prophet Elisa, hinter

welchem ein Bär ein Kind erwürgt, der Gesetzgeber Lykurg, ein Buch in der Hand, und der König Azarias. Propheten halten in der Regel einen Papierstreifen mit einem ihnen entnommenen Spruch, Weise und Dichter halten ein Buch.

Es würde zu viel sein, wollte ich den Inhalt jedes Miniaturbildes genau angeben.[1] Man findet im vierten und fünften Zeitalter die wichtigsten Repräsentanten der Geschichte und Cultur in oft höchst charaktervoller Darstellungsweise. So liegt der weichliche Sardanapal schlummernd auf Kissen. Galenus, wie ein Cardinal gekleidet, bartlos und mit einer Glatze, hält ein Gefäß und ein Buch in den Händen. Milon trägt einen Stier auf den Schultern. Der greise Nebukadnezar mit gekröntem Turban hält auf der Linken ein goldenes Götzenbild. Lucrezia, eine schöne Figur im Lilagewande, stößt sich den Dolch in das Herz; Kleopatra trägt die Natter in der Hand; Judith, ein schönes Mädchen mit Turban, hält in der Linken das blutige Haupt des Holofernes, in der Rechten das Schwert. In dem köstlichen Bilde Sandro Botticelli's in den Uffizien trägt Judith den Oelzweig und das Schwert, und ihre alte Dienerin das Haupt des Holofernes im Korbe auf dem Kopf. Brutus erhebt das römische Banner mit S. P. Q. R.; Pythagoras hält einen Zirkel und eine weiße Tafel mit Figuren und Ziffern. Aeschylus mit weißem Bart sitzt sterbend da, die Hände

[1] Nach meinen schriftlichen Aufzeichnungen und eigener Ansicht des Codex hat Dr. Heinrich Brockhaus die Miniaturen der Reihe nach angegeben in seiner Abhandlung „Leonardo da Bissucio", welche der Festschrift zum Jubiläum Anton Springer's einverleibt ist, 1885. Dort sind auch drei Bilder reproducirt.

ausgestreckt; über ihm schwebt ein großer Adler, der eine Schildkröte auf das Haupt des Dichters hat fallen lassen, welches blutet. Euripides, bartlos mit nackter Brust, den Unterkörper mit einem bunten Tuch bedeckt; zwei Hunde lecken seine Wunden. Diogenes, nackt in grünem Mantel; sein Trinkgefäß ist aus seiner Hand gefallen; neben ihm steht ein schwarzes Thier. Zu Füßen des Apulejus, der ein Buch hält, steht ein kleiner gesattelter Esel, seinen Roman andeutend. Neben Claudius Cäcus erblickt man sein Werk, die Aqua Claudia. Der König Porus von Indien ist als gekrönter Mohr dargestellt, aber der große Alexander, seltsamer Weise, als Greis mit weißem Bart, ganz in Gold gerüstet, mit goldenem Schild, worauf ein springender Löwe abgebildet ist. Auf dem Schilde Hannibal's, der einen turbanähnlichen Hut trägt, sieht man einen Skorpion. Julius Cäsar in goldener Rüstung, mit schwarzem Adler auf dem goldenen Schild, trägt einen goldfarbenen Bart. Dagegen ist Augustus als bartloser Jüngling dargestellt, im Purpur, mit der Krone, Scepter und Globus haltend. Virgil ist mit Lorbeern gekränzt, ein bartloser Mann in grünen und violenfarbigen Gewändern, ein blaues Buch in der Hand. Horaz ist blond und bärtig, ohne Lorbeerkranz, in rotem Gewande, ein grünes Buch in der Hand. Zu seiner Seite steht geschrieben: finita est quinta etas. Demnach war sich der Künstler, oder sein Berater, nicht der mittelalterlichen Legende bewußt, die aus Virgil den Propheten des Christentums gemacht hat. Wir vermissen im Bilderbuch auch die schöne Vision Octavian's vom Christuskinde, welches ihm von der Sibylle gezeigt wird.

Mit der traditionellen Darstellung der Nativitas Jesu Christi (das Kind in der Krippe, Ochs und Esel über diese wegsehend, Maria anbetend, und rechts der sitzende Joseph), einem Bilde voll reizender Naivetät, beginnt der Cyklus des sechsten Zeitalters. Darin sind abgebildet römische Kaiser, Dichter, Weise, Redner Rom's und auch Griechenlands: Livius, Seneca, Juvenal und Persius, Quintilian, Plutarch, beide Plinius, Apollonius u. s. w. Ferner die Apostel und Kirchenväter, auch Simon Magus mit einem Buche, worin ein kleiner Teufel zu sehen ist; Origenes und Tertullian, Ulpianus, Lactantius, Eusebius, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Orosius, Beda und andere.

Die Reihe der römischen Imperatoren ist sehr lückenhaft, und sie selber sind in conventioneller Weise mit gezackter Krone, Scepter und Globus und im Purpur vorgestellt. Der letzte in der Weltchronik abgebildete Kaiser Altrom's ist Gratianus. Dann figuriren nur noch die Byzantiner Justinian und Phokas.

Die germanisch-romanische Welt wird nur spärlich durch einige Figuren aus der Geschichte und den ritterlichen Sagenkreisen vertreten. So steht neben dem Brittenkönig Uterpandragon der Franke Chlodwig, und auf Totila folgt Arturus. Neben Carolus Magnus mit gezogenem Schwert sind nur schriftlich angeführt einige seiner Paladine (milites), wie Roland (auch Turpin ist genannt), Oliver, Angelerius, Arnaldus de Bellanda, Sanso, Gavin u. a. Abgebildet sind Hugo von Capet, Wilhelm von der Normandie, Gottfried von Bouillon. In der letzten Abteilung figuriren der Kaiser Friedrich I., Saladin, Carl

von Anjou, der Papst Nicolaus III., Bonifacius VIII., der Prinz von Wales, und endlich Tamerlanus, als Ritter in stälerner Rüstung. Zur Seite des Prinzen von Wales steht die Note: fuit A. MCCCLXXXV: neben Tamerlan: completa est sexta etas. Unter diesen Worten:

De Mlo (Mediolano)
Leonardus de Bissutio pinxit.

Das letzte bezeichnete Datum ist also das Jahr 1395, und die letzte Figur die des Tamerlan, welcher im Jahre 1405 starb.

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß der Künstler neben der biblischen Geschichte mit entschiedener Vorliebe das Altertum behandelt hat, welches ihm auch die reichsten und idealsten Stoffe darbot. Die großartige Idee seines Werks ist überhaupt so durchaus cultur-philosophisch und weltlich, daß sie erkennen läßt, Besozzo habe dasselbe eher auf Bestellung eines gebildeten Fürsten, sei es am Hofe der Visconti in Mailand, sei es zu Neapel am Hofe der letzten Anjou oder Alfonso's, als im Auftrage eines geistlichen Herrn ausgeführt. Ein gelehrter Humanist ist ihm dabei behilflich gewesen; er hat ihm die Chronologie des Werks und die Bildermotive angegeben. Denn die Totalität der Chronik setzt eine solche Kenntniß nicht nur des Weltganges, sondern eines großen Teils des Mythen- und Gedankenschatzes der Menschheit voraus, wie sie nur ein Humanist der Frührenaissance besitzen konnte. Wenn es sich erweisen ließe, daß das Werk Besozzo's erst zur Zeit Alfonso's von Aragon und in Neapel selbst entstanden ist, so hätte Laurentius Valla

der Ratgeber des Künstlers sein können, denn er befand sich dort seit 1435 im Dienste jenes Königs, welchen er sogar auf seinen Seezügen begleitete.

Die Miniaturen zeigen, daß ihr intellectueller Schöpfer Kenntniß von vielen Autoren selbst der griechischen Literatur besaß. Er hat fast alle namhaften Philosophen dargestellt, von Thales bis zu Philo und Apollonius herab. Er kennt aber sonst nur Homer, Aeschylus und Euripides, Aesop, Pindar und Apulejus. Sophokles fehlt bei ihm, wie Aristophanes, Hesiod, Anakreon, Sappho, Theokrit. Plutarch ist ihm bekannt. Von älteren griechischen Geschichtschreibern scheint er keinen zu kennen. Es fehlen Herodot, Thucydides und Xenophon, Polybius, Diodor, der Geograph Strabo und andere. Würden sie gefehlt haben, wenn das Bilderbuch nach der Zeit entstanden wäre, wo Nicolaus V. die Handschriften dieser Autoren copiren und ins Lateinische übersetzen ließ? Unter den Lateinern fehlen freilich auch Silius Italicus und Lucrez, und selbst Tacitus, was freilich nur ein Zufall sein mag.

Die lateinischen Humanisten blickten mit Geringschätzung auf die barbarischen Zeiten des Mittelalters herab, und sie verachteten selbst die italienische Vulgärsprache. Vielleicht geschah es aus diesem Grunde, daß in der Bilderchronik Dante, Petrarca und Boccaccio keine Stelle fanden, und diese größesten Dichter Italiens hatten zu Besozzo's Zeit noch nicht die Bedeutung erlangt, welche sie heute haben. Flüchtig ist der Künstler über das ihm nicht sympathische, an großen Charakteren im Verhältniß zum Altertum arme Mittelalter hinweggegangen. Die Kämpfe und Helden der Republiken Italiens, auch die

Dogen Venedigs sind für ihn nicht da. Von den germanisch-römischen Kaisern hat er nur Carl den Großen und Friedrich I., und von den Päpsten nur vier dargestellt, Leo I., Gregor den Großen, Nicolaus III. und Bonifacius VIII. Ein fünfter, Zacharias, ist in einer Note zu Carl nur genannt. Warum gerade Nicolaus Orsini und Bonifacius Gaetani ausgewählt worden sind, während so gewaltige Päpste, wie Gregor VII. und Innocenz III. fehlen, entzieht sich unserm Urteil.

Es ist auffallend, daß Bonifacius dem VIII. kein Nachfolger mehr hinzugefügt ist. Sollte dies geschehen sein, weil nach dem Tode desselben im Jahre 1303 große Verwirrungen über die Kirche hereinbrachen, erst das avignonische Exil, dann das Schisma, welches erst im Jahre 1417 durch die auf dem Costnitzer Concil vollzogene Wahl des Römers Martin V. ein Ende nahm? Man dürfte glauben, daß eine so bedeutende Persönlichkeit wie dieser Papst, der einer geschichtlichen Epoche den Abschluß gab, in der Bilderchronik nicht gut übergangen werden konnte, wenn dieselbe nach 1417 ausgeführt worden ist. Dies Argument ist wichtig, allein nicht sicher, weil Besozzo die Weltchronik auch später malen konnte, indem er sie an einem vorgeschriebenen Zeitpunkt abschloß. Tamerlan, dessen furchtbare Verheerungszüge auch Europa in Schrecken gesetzt hatten, ist die letzte Figur in der Bilderchronik. Wenn nun diese erst nach der das ganze Abendland erschütternden Eroberung Constantinopels durch Mohammed II. verfaßt wäre, so würde unzweifelhaft dessen Gestalt nicht in ihr gefehlt, und der Künstler würde ihr das Stadtbild Constantinopels beigefügt haben. Man

darf daher mit Sicherheit behaupten, daß die Weltchronik vor 1453 entstanden ist.

Ihre letzten Daten, der lateinische Schriftcharakter, vielleicht auch der Kunststil der Miniaturen weisen ihr etwa das erste Drittel des 15. Jahrhunderts an. Besozzo war damals in Neapel beschäftigt. Dort führte er Malereien aus, welche allein neben der Bilderchronik noch als Werke seines Pinsels bekannt sind, nämlich die Fresken in der Capelle der Caraccioli del Sole zu S. Giovanni a Carbonara. Sie liegt hinter dem Chor der Kirche; den Zugang zu ihr bildet ein Bogen in dem großartigen Denkmal des Königs Ladislaus. Diese Capelle soll der berühmte Günstling Johanna's II., der Großseneschall Sergianni, im Jahre 1427 gestiftet haben; in einem ihm sechs Jahre später errichteten Mausoleum liegt er selbst bestattet. Dort sagt eine Inschrift: Leonardus de Bisuccio de Mediolano hanc capellam et hoc sepulcrum pinxit. Morbio hat der Inschrift willkürlich das Datum 1427 gegeben, und deshalb den Irrtum Rio's verbessert, welcher jene Fresken in's Jahr 1433 gesetzt hat. Allein der deutsche Kunstforscher, welcher diese stark verblichenen Malereien zuletzt untersucht hat, bezeugt, daß die Inschrift kein Datum hat.[1]

Besozzo malte auf dem Sarkophag Sergianni's zwei gewappnete Ritter, und er schmückte auch das Mausoleum des im Jahre 1414 gestorbenen Ladislaus mit Gold, wie

---

[1] Dr. Heinrich Brockhaus in der angeführten Schrift. Auch Cavalcaselle (Storia della pittura italiana, I, 565) gibt nur die Inschrift ohne das Datum.

das eine Inschrift unter der Figur des heil. Augustinus kund gibt. Die Malereien in der Capelle konnte Bessozzo schon vor dem 1432 erfolgten tragischen Tode Sergianni's begonnen haben. Sie stellen das Leben der Jungfrau Maria dar. Passavant, Kugler und Burckhardt haben sie gerühmt, und Rio hat sie für das vielleicht schönste Werk der mailänder Schule in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erklärt. Nach seiner Ansicht besitzt ihr Stil noch etwas vom Geiste Giotto's, doch mehr noch nähere er sich der Weise des Fiesole.[1]

Es würde nun in Bezug auf die Bilderchronik bedeutend sein, den Stil jener Fresken mit dem der Miniaturen genau zu vergleichen, um daraus einen möglichen Schluß über die Abfassungszeit der Weltchronik zu ziehen, deren Ursprung und Bestimmung ein Geheimniß geblieben sind. Ihre Bilder zeigen, gleich den Legenden der Chronik, dieselbe Hand, vielleicht mit Ausnahme der roheren Miniaturen der ersten Seite. Freilich ist die künstlerische Behandlung nicht immer gleich. Einige sind vorzüglich ausgeführt, so schön und anmutsvoll, daß sie an die giotteske Schule erinnern können; die meisten aber sind schablonenhaft.

Der Phantasie des Künstlers war ein so weites Feld freigegeben, daß es selbst mehr als einen tüchtigen Meister auf harte Probe würde gestellt haben. Gerade deshalb ist Bessozzo oft unter seiner Aufgabe geblieben, und nur

[1] A. F. Rio, Leonardo da Vinci e la sua scuola, Milano 1856, S. 15. Passavant, Beiträge zur Geschichte der alten Malerschulen in der Lombardei (Kunstblatt 1838, Nr. 66). Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte, S. 650. Burckhardt, Cicerone, II, 521.

zu häufig mußte er seine Typen wiederholen. Viele Figuren, biblische, classische, mittelalterliche, sind eigene Erfindung; zu andern konnte er Medaillen benutzen, und besonders scheint er sich nach spätrömischen Münzen gerichtet zu haben. Antike, geschnittene Steine wurden in der Frührenaissance, zur Zeit des Cyriacus, Poggio und Traversari gesammelt, aber sie waren selten. Doch mag der Künstler einige, wie für die Europa, benutzt haben. Auffallend sind seine Fehler in der Darstellung mancher Kaisergestalten. Von Augustus abwärts sind sie fast immer in jugendlichem Alter aufgefaßt; sie tragen Krone, Scepter und Globus. Hadrian, Antoninus Pius und Marc Aurel erscheinen als schöne bartlose Jünglinge, während Julius Cäsar einen Bart bekommen hat. Besozzo muß demnach keine Büsten dieser Kaiser gekannt, oder sich nicht nach ihnen gerichtet haben. Auch die Büsten Homer's und Seneca's hat er nicht gekannt.

Im übrigen ist die Weltchronik schon durch ihren universalen Gedanken ein höchst kostbares Werk der Frührenaissance. Vom fehlenden Text abgesehen, kann man sie für das künstlerische Seitenstück der Chronik Ser Cambio's in Lucca erklären, welche mit ungefähr 400 Bildern geziert ist. Das Buch Besozzo's bietet eine so anziehende Mannigfaltigkeit von Figuren und stilvollen Gewandungen dar, daß es der Aufmerksamkeit des Künstlers wie des Culturforschers würdig ist. Die Miniaturen drücken vollkommen die Vorstellungen aus, die man sich in der ersten Renaissance über Gegenstände der alten Mythologie und der Weltgeschichte gebildet hatte. Es würde auch lohnend sein, den artistischen Vorbildern und

Quellen nachzuspüren, die der mailänder Miniaturmaler für seine Weltchronik benutzt hat. Ihre Veröffentlichung durch Lichtdruck ist sehr wünschenswert.

II.

Was mich in diesem Werk besonders beschäftigte, war der bisher unbekannt gebliebene bildliche Stadtplan Rom's. Er zeichnet sich zwar nicht durch Vorzüglichkeit des Prospects aus, noch durch topographische Genauigkeit, allein manche Eigentümlichkeiten geben ihm so viel Wert, daß er in der Reihe der Ikonographieen der Stadt Rom eine Stelle einzunehmen verdient.

Diese Reihe ist noch sehr lückenhaft, auch überschreitet sie nicht das 13. Jahrhundert, welchem der für uns älteste Prospect des mittelalterlichen Rom angehört, nämlich jener in der Vaticanischen Handschrift 1960. Aus dem folgenden Jahrhundert besitzen wir das Abbild in der Goldbulle Ludwig's des Baiern, und dieses ist eher ein Symbol als ein Panorama Rom's.

De Rossi hat zuerst, im Jahre 1879, solche topographische Urkunden gesammelt, mit einem Commentar versehen, und so die Fundamente eines neuen Zweiges der Wissenschaft von der römischen Stadtkunde gelegt.[1] Er forderte damals die sich dafür interessirenden Gelehrten auf, noch unbekannte Pläne der Stadt in Bibliotheken aufzusuchen. Diesem Aufruf zu entsprechen, haben dann

[1] Piante Icnografiche e prospettiche di Roma, anteriori al secolo XVI, Rom 1879, nebst Atlas dazu.

zuerst der Kunstforscher Eugen Müntz in Paris und Enrico Stevenson in Rom das Glück gehabt.

Der Erste veröffentlichte im Jahre 1880 ein Panorama Rom's, welches Benozzo Gozzoli um 1465 in einem Frescogemälde der Kirche S. Agostino zu S. Giminiano ausgeführt hat, eine sehr künstlerische Vedute, aber nur auf den Teil der Stadt beschränkt, der zwischen dem Forum Trajanum und dem Vatican begriffen liegt.[1] Bald darauf gab Stevenson einen wichtigern Stadtplan heraus, welchen Taddeo di Bartolo um 1414 in der innern Capelle des Gemeindepalastes von Siena gemalt hatte.[2]

Hierauf fand ich den Stadtplan in der Bilderchronik des Besozzo. Ich veröffentlichte ihn im Jahre 1883 in den Schriften der Akademie der Lincei. Er ist der dritte Zusatz zum Atlas de Rossi's. Wir kennen demnach die Verfasser dieser drei bildlichen Darstellungen Rom's, und außerdem einen andern, Alessandro Strozzi, der im Jahre 1474 einen römischen Plan entworfen hat. De Rossi fand ihn in Florenz und bildete ihn ab auf der vierten Tafel seines Atlas, um ein Drittel vergrößert.

Der Plan Besozzo's nimmt den ersten Streifen des sechsten Blattes ein, und zwar in einer sehr bedeutenden

---

[1] Im J. 1885 fand Müntz noch einen Stadtplan vom Ende des 14. Jahrhunderts, im Livre d'heures des Herzogs von Berry. Beide von ihm entdeckten Ikonographien edirte er in seiner Schrift Des Antiquités de la ville de Rome au XIV^e^, XV^e^ et XVI^e^ siècles, Paris 1886.

[2] Di una pianta di Roma dipinta da Taddeo di Bartolo, Rom 1881.

chronologischen Reihe. Denn ihm gehen voraus und folgen symbolische Figuren, welche die geheimnißvollen Geschicke der ewigen Stadt andeuten sollen.

Voran stehen die Propheten Amos, Hosea, Johannes, Abdias und Jonas, und dann folgt auf das römische Stadtgemälde die Sibylla Eritrea, eine wahrhaft großartige Frauengestalt, welche in der Rechten einen grünen Zweig, in der Linken einen Papierstreifen trägt; auf diesem aber steht das bekannte sibyllinische Motto geschrieben: „Iudicii signum tellus sudore madescet."

Sodann die Figur des Numa Pompilius mit einem Papier, welches sagt: „Hic dedit leges Romanis"; hierauf der Prophet Jesaias mit diesem Motto: „Ecce virgo capiet et pariet filium." Die Sibilla Erofila und der Prophet Jeremias. Endlich, und diese Zusammenstellung ist äußerst bizarr, nochmals der König Midas mit Eselsohren am Kopf. Er hält in den Händen, wie es scheint, einen Klumpen Goldes.

Diese possenhafte Figur ausgenommen ist die Zusammenstellung der Propheten und Sibyllen mit dem Stadtgemälde der ewigen Roma geistreich zu nennen. Sie erinnert leise an den Ideengang des Taddeo di Bartolo, nur daß dieser seinen Stadtplan mit den vier heidnischen Göttergestalten des Zeus, Mars, Apollo und der Minerva umgeben hat, während Besozzo den seinigen mit christlichen Symbolen umgab.

Herr Lumbroso, mein geehrter College in der römischen Akademie der Wissenschaften, schlug mir eine sinnreiche Erklärung für die Aufnahme des goldenen Midas unter jene Symbole vor, indem er meinte, daß der

Künstler dabei an die Aurea Roma gedacht habe. Ich würde dies annehmen, wenn Midas, anstatt in so burlesker Weise aufzutreten, als mythischer Gründer Troja's dargestellt wäre, wie er uns bereits unter den Heroen in derselben Weltchronik begegnet ist, ohne die Eselsohren am Kopf. Hier aber ist er, so glaube ich, eine geradezu geniale Satire auf die auri sacra fames der Weltstadt Rom, von der schon Jugurtha gesagt hatte, daß alles in ihr für Gold feil sei, und der Hunger nach Gold auch des päpstlichen Rom war stets ein Gegenstand für die Satiriker.

Das Panorama Besozzo's ist 9 Centimeter hoch und 17 Centimeter breit. Die beigefügte Photographie wurde nach einem genauen Facsimile gemacht, welches der münchener Maler Dr. Julius Naue für mich zu zeichnen die Güte hatte.

Das Original ist eine colorirte Federzeichnung. Der Maler setzte diese auf einen blauen Grund, um sie den übrigen Miniaturen gleichartig zu behandeln. Ueber dem Plan zur Linken steht das Wort ROMA durchaus wie auf dem Plane in Siena und auf dem in Hartmann Schedel's Buch „De Temporibus mundi", welches zu Nürnberg im Jahre 1493 gedruckt worden ist.[1] Rechts ist das römische Stadtbanner gemalt, und dieses weht auf der Spitze der Pyramide des Cajus Cestius.

Unter dem Plan, in der linken Ecke, sieht man die Wölfin mit den Zwillingen Romulus und Remulus, wie die Inschrift sie nennt. Tiefer unten stehen abgetrennt

[1] Tafel I des Atlas von de Rossi.

die Worte: „Roma condituri fuerunt Anno IIIm IIc XXXIII.“ Man muß sie mit den Namen Romulus und Remulus verbinden, und Romam statt Roma lesen, da der Abkürzungsstrich ausgefallen ist.

Auf den ersten Blick erscheint der Plan wie eine verhältnißmäßig moderne Zeichnung, und das ist die Wirkung nicht nur des Colorits, sondern auch einer neuen Art die Stadt darzustellen, welche nicht mehr derjenigen gleicht, die in den eigentlichen Stadtplänen des Mittelalters gebräuchlich war.

Das Ganze zeigt, daß unser Stadtgemälde zu der Reihe der Prospecte des 15. Jahrhunderts gehört, denn sowol in der Orientirung von Norden nach Süden, als in der topographischen Gliederung befolgt dasselbe das traditionelle System jener Panoramen, welche de Rossi aus den Handschriften des Dittamondo von Fazio degli Uberti und der Kosmographie des Ptolemäus entnommen hat. Alle diese Pläne gehören derselben Familie und einem gemeinschaftlichen Vorbilde an.

Auch der von Besozzo scheint davon eine verkürzte Wiederholung zu sein; außerdem ist er vom Copisten zu dem Zwecke eingerichtet worden, die Chronik mit einem wirklichen Prospect Rom's zu zieren, nachdem er dieselbe bereits mit den phantastischen Abbildern Troja's und Carthago's versehen hatte. Trotzdem ist der Unterschied von den andern Prospecten kein geringer. Während der Umfang dieser sogar noch einen suburbanen Bezirk bis zu Ponte Mollé und Capo di Bove, bis nach S. Agnese und S. Pancrazio in sich begreift, beschränkt sich der Besozzo's auf die eigentliche Stadt. Die linke Seite,

welche die am wenigsten genau ausgeführte ist, hat eine unbestimmte Grenze, weil durch die unverhältnißmäßig große Figur der Wölfin dem Zeichner der Raum genommen wurde.

Zur Rechten beschreiben die Mauern dieselben Linien, wie in den Panoramen des Fazio und Ptolemäus. In allen uns bekannten Stadtplänen bildet der Lauf des Tiber mit seinen Brücken einen wesentlichen topographischen Charakterzug, aber das ist in dem unsrigen nicht der Fall. Der Tiberstrom ist gerade hier sehr mangelhaft gezeichnet; er scheint von der Porta Settimiana herabzufließen, welche er nicht überschreitet, indem er den vaticanischen Borgo von der Stadt scheidet, ohne daß eine Brücke angedeutet ist. Während ferner bei Fazio und im Plane zu Siena die Stadtmauern von der Porta Flaminia zur Pinciana und darüber hinaus zu den folgenden Toren fortgezogen sind, bleibt unser Plan offen, da ihm nur der Tiber als Begrenzung dient.

Weil in dem Zeitalter, welchem er angehört, nämlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Mauerlinie zwischen der Engelsbrücke und der Porta Flaminia noch nicht durchaus zerstört war, muß die Fortlassung ihrer Ueberreste durch künstlerische Gründe geboten worden sein. Im Plan zeigt ein einziger Turm diese Mauer an. Man wird bemerken, daß die aurelianischen Tore fortgelassen sind, ein Haupttor zur Linken ausgenommen, in welchem ich die Flaminia zu erkennen glaube, wenn auch aus ihrer Stelle verschoben.

Die Monumente, welche den geschichtlichen Charakter Rom's ausdrücken, sind im Stadtplan größtenteils wieder-

gegeben, und zwar ohne ihre legendären, der Anschauungsweise der Mirabilien entlehnten Formen, nur daß ihnen bisweilen nicht die wirkliche, sondern die traditionell eingebildete Gestalt gegeben ist, wie sie in den mittelalterlichen Prospecten allgemein üblich war. So ist das Mausoleum des Augustus in die Umgebung der Colonna Antonina gesetzt, in einer Form, die nicht dem Zustande entsprach, zu dem dies Monument bereits herabgekommen war. Dasselbe gilt vom Grabmal Hadrian's, und das beweist, daß sich Besozzo eines typischen Vorbildes bediente, welches älter war als seine eigene Zeit.

Die topographische Verteilung der Monumente ist durchaus jene der andern Prospecte, weil die Richtung bestimmt wird durch den Umkreis der Mauern und, infolge der Orientirung, durch eine Mittellinie, die durch das Pantheon, das Capitol und das Colosseum bezeichnet ist.

Der Cölius wird ganz von dem gewaltigen Aquäduct eingenommen, über welchem sich einige Basiliken erheben, ohne Zweifel S. Johann im Lateran und S. Croce in Jerusalem. Von Thermen glaube ich jene des Diocletian, des Titus und Constantin zu erkennen.

Die großartigen Türme der Milizen und der Conti sind leicht erkennbar, und es fehlen auch nicht die beiden großen Kaisersäulen.

Der Palast des Senats auf dem Capitol stellt sich als ein Bau von zwei Stockwerken dar, jedoch ohne die Freitreppe und das Eingangsportal. Ein einziger Turm dieses Gemeindehauses ist sichtbar; den andern, welcher vor und nach den Restaurationen Bonifacius' IX. vor-

handen war, hat der Zeichner aus Unachtsamkeit übergangen.

Zur Linken des Senatspalasts ist mit Sorgsamkeit die Kirche Araceli dargestellt; überhaupt nimmt dieselbe in unserm Plan eine hervorragende Stelle ein. Sie zeigt die große Treppe vor ihr, während diese in dem Plane aus Siena fehlt, weshalb die Zeichnung des Taddeo nach einem Original gemacht worden sein muß, welches älter war als das Jahr 1348; denn in diesem wurde die Anlage jener Treppe begonnen. Daraus folgt zugleich, daß der von Besozzo benutzte Stadtplan jünger war als das genannte Jahr.

Hinter dem Capitol erhebt sich ein Turm mit einem andern ähnlichen Bau neben sich. Die Lage dieser Monumente würde dem Forum und Palatin entsprechen. Uebrigens ist das römische Forum nicht erkennbar, nur daß die beiden Bogen unterhalb des Colosseum die Basilika Constantin's bezeichnen. Sodann erkennt man den Bogen des Titus und vielleicht auch jenen des Constantin, und neben dem Colosseum steht eine Kirche, die S. Gregor auf dem Cölius sein mag.

Vom Palatin ist keine Spur zu sehen, so wenig wie vom Aventin; doch können einige zur Rechten des Senatspalasts vereinigte Bauwerke entweder das Palatium majus oder die große Burg der Saveller auf dem Aventin vorstellen.

Die Tiberinsel ist, so scheint es, durch ein einzelnes Gebäude bezeichnet, welches die Kirche S. Bartolommeo sein kann.

Trastevere ist ganz vernachlässigt, während das Ab-

bild des vaticanischen Borgo sammt seiner Mauerlinie auf der Seite der Engelsburg mit einer gewissen Fülle dargestellt ist. Doch erkennt man leicht die Porta Castelli. Die Leonische Mauer sieht man sich zum Tiber neigen, und auch in dieser zeigt sich ein Tor, vielleicht die Pertusa.

Man wird die Auslassung des Obelisken beim S. Peter bemerken; dagegen tritt die Pyramide, die vom Volk Meta Romuli genannt wurde, sehr stark hervor. Dieses antike Grabmal wurde erst im Jahre 1499 abgetragen, unter dem Pontificat Alexander's VI.

Es ist nicht meine Absicht, die im Plane Besozzo's gezeichneten Monumente der Reihe nach zu erklären. Einige unter ihnen bleiben unsicher, aber die meisten sind leicht zu bestimmen, obwol sie keine Inschriften neben sich haben.

Was den Stadtplan im Allgemeinen betrifft, so zeigt seine ganze Gestalt, wie sehr er vom Charakter der andern Panoramen Rom's abweicht, welche, wenn sie auch aus dem 15. Jahrhundert herstammen, doch die Pläne des voraufgegangenen wiederholen. Die Perspectiven im Fazio und Ptolemäus, die Sienische, der Stadtplan aus dem Livre d'heures, wie der älteste des 13. Jahrhunderts stellen Rom nicht als volle Stadt dar, sondern sie zeichnen nur die hauptsächlichsten Gebäude, antike wie christliche, und zwar in solcher Anordnung, daß dieselben isolirt und von jedem Zusammenhange mit den bürgerlichen Häusern losgetrennt dastehen. Obwol nun auch unser Plan die herkömmliche Verteilung festhält, so ist sein eigentlicher Zweck doch nicht jener rein antiquarische der andern Panoramen, sondern vielmehr will er die ganze Wirklichkeit Roms zur Anschauung bringen.

Wenn dem Künstler das nicht ganz gelingt und bei so geringem Raum und oberflächlicher Behandlung nicht gelingen konnte, so läßt er doch eine nicht mehr mittelalterliche, sondern neue Anschauungsweise erkennen, die man in Stadtplänen vor dem des Schedel und dem Panorama des Benozzo Gozzoli nicht entdeckt. Da das Gemälde dieses Künstlers dem Jahre 1465 angehört, so erkenne ich in ihm eine der ersten Veduten Rom's im modernen Sinn, die auf uns gekommen sind. In der Renaissance des 15. Jahrhunderts mußten, bei dem Zusammenströmen so vieler Künstler in Rom, manche topographische Pläne in der einen und andern Anschauungsform gemacht werden, indem man die Stadt entweder, wie es sich Rafael vorgenommen hatte, zum antiquarischen Zweck, oder als malerische Vedute darstellte.

Auch unser Stadtplan verläßt das eigentliche topographische System des Mittelalters. Man beachte, in welcher Weise auf ihm das Pantheon abgebildet ist. Dieser Prachtbau ist nicht isolirt, sondern der Wirklichkeit gemäß von vielen Häusern eingeschlossen. Während auf andern Plänen die mächtige Säulenhalle niemals hinter Gebäuden versteckt, sondern als das herrlichste antike Monument Rom's frei dargestellt wird, ist sie hier so völlig bedeckt, wie sie es bis zum December 1442 blieb. Denn erst damals ließ Eugen IV. den Porticus von den Buden befreien.[1] Das Vorbild für den Plan Besozzo's ist daher älter als das Jahr 1442.

Gegen den Tiber hin breitet sich das Marsfeld als

[1] Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VII, 615.

eine dichte Gruppe bürgerlicher Wohnungen aus. In der Richtung nach Araceli ist selbst die Via Lata, der heutige Corso, sichtbar.

Die Stadtgemälde des 14. Jahrhunderts bezeichnen mit großer Sorgfalt die christlichen Basiliken, und auch der Plan des Fazio gibt sie in großer Anzahl wieder, obwol er ganz besonders das heidnische Rom im Auge hat. In dem unsrigen sind die Kirchen nicht vernachlässigt, allein sie treten nicht bedeutend hervor, weil der Zeichner ihnen meist die Glockentürme genommen hat, um für seinen Plan mehr Raum zu gewinnen. Dasselbe System ist bereits in dem Stadtbilde der Goldbulle Ludwig's des Baiern zur Anwendung gekommen. Uebrigens erkennt man auf unserm Plane die Kirchen sehr leicht unter der Gestalt größerer Bauwerke, die hier und da hervortreten.

Besozzo, welcher lange in Neapel lebte, mußte Rom aus eigener Anschauung kennen; aber für sein Panorama hat er sich eines Vorbildes bedient, das auch andern Plänen des 15. Jahrhunderts gemeinsam war. Dieser Typus konnte nicht derselbe sein, welcher dem nürnbergischen und mantuanischen Prospect zu Grunde liegt und nach der Ansicht de Rossi's dem großen Architecten Leon Battista Alberti oder doch seiner Schule angehört.

Denn der Prospect Besozzo's ist älter als die Studien und Arbeiten Alberti's, der nicht früher als im Jahre 1452 dem Papst Nicolaus V. sein berühmtes Werk „De re aedificatoria" überreichte. Vielmehr mußte sich Besozzo eines topographischen Originals bedienen, welches vielleicht schon im Zeitalter des Signorili festgestellt worden war. Mit diesem aber verband er, so gut es an-

ging, das neue prospectivische System, wonach er das wirkliche Rom darzustellen hatte, soweit es der Raum gestattete, der ihm im Verhältniß zu den andern Miniaturen der Weltchronik zugewiesen war.

Als ich den Prospect Besozzo's zum ersten mal betrachtete, war ich erstaunt, ihn mit dem römischen Stadtbanner (S. P. Q. R.) geziert zu sehen, und zwar auf dem Gipfel der Pyramide des Cestius. In keinem Stadtplan, welcher dem 15. Jahrhundert angehört und uns bekannt ist, habe ich das Wappen Rom's gefunden. Nur der große Plan, welcher der Mantuanische heißt, weil er vor einigen Jahren in dieser Stadt entdeckt wurde und sich daselbst befindet, ist mit dem Abbild der Wölfin und auch mit dem Banner und dem römischen Adler geschmückt, aber er wurde nicht vor 1534 ausgeführt.

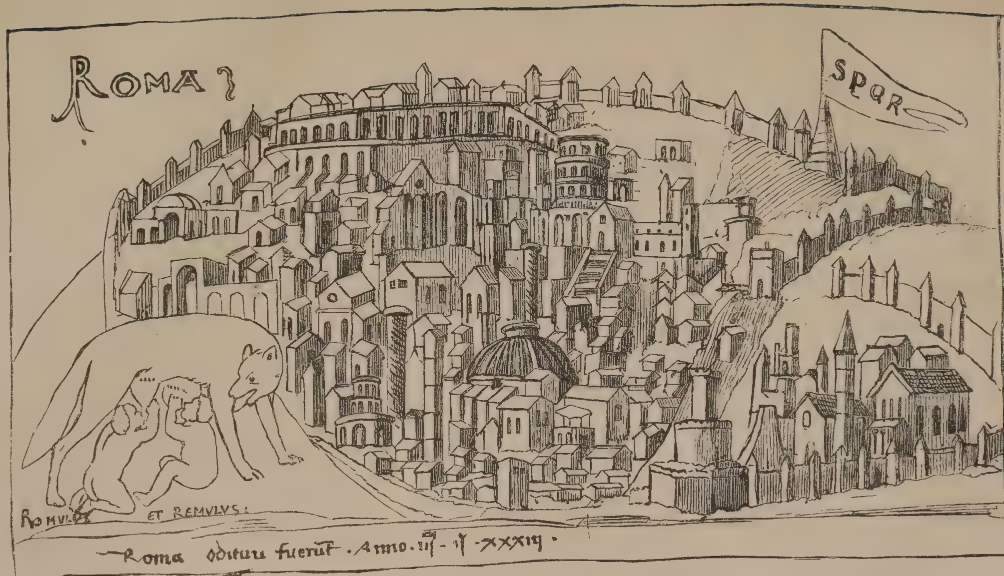
Ich fragte mich, aus welchem Grunde im Plane Besozzo's das Stadtbanner über der Pyramide des Cestius und nicht auf dem Gipfel eines wichtigen öffentlichen Bauwerks abgebildet ist. Geschah es deshalb, weil der enge Raum dem Zeichner keine andere Stelle frei ließ? So gut diese Erklärung zu sein scheint, ist sie doch nicht ausreichend; denn auch die Spitze der Basilika S. Johann im Lateran konnte dem Maler eine Stelle darbieten, welche für das Banner ausreichte, und auch bedeutender war.

Nun aber gibt es doch einen geschichtlichen Augenblick, in welchem jene antike Pyramide in Wirklichkeit die Ehre haben konnte, sich mit dem Banner der Stadt Rom zu schmücken. Das Pisaner Concil hatte am 17. Juni 1409 den Papst Alexander V. erwählt, während sich noch immer

die beiden Gegenpäpste behaupteten. Der König Ladislaus hielt noch Gregor XII. aufrecht, nachdem er Rom von seinen Truppen hatte besetzen lassen. Um diesen Papst zu bekämpfen und die Stadt von den Neapolitanern zu befreien, wurde ein verbündetes Heer abgeschickt, welches der Cardinal Baldassar Cossa und Ludwig von Anjou, der Prätendent der Krone Neapels, befehligten. Ihr Unternehmen mißlang. Im October 1409 von Rom zurückgeworfen, übergaben jene Capitäne die Belagerung der Stadt den Condottieren Malatesta und Paolo Orsini. Die Neapolitaner hatten unterdeß, um Rom zu verteidigen, die Stadttore befestigt, und besonders jenes von S. Paul mit sammt der nahen Pyramide, welche damals Meta di S. Paolo genannt wurde, zu einem starken Castell umgeschaffen. Es war das erste mal, daß jenes antike Grabmal zu Zwecken der Verteidigung dienen mußte. Der Chronist Antonius Petri bemerkte dazu mit Verwunderung: „Wir sahen die Meta S. Paul's mit Brustwehren ausrüsten, was niemals zuvor irgend gesehen oder gehört worden ist."

Das Tor S. Paul ergab sich endlich, am 8. Januar 1410, dem Orsini und den Römern seines Anhanges. Und das war der Augenblick, wo das römische Stadtbanner zum ersten mal auf der Spitze der Pyramide aufgepflanzt werden konnte. War vielleicht der Zeichner unsers Plans Augenzeuge dieser neuen und unerhörten Thatsache? Hat er etwa damals oder noch später die Fahne des römischen Volks auf der Meta S. Paul's wehen gesehen, und so in seinem Panorama einen Vorgang aus der Geschichte Rom's abgebildet?

Ich wage nicht, das zu behaupten. Ich wollte nur auf ein wirkliches geschichtliches Ereigniß hindeuten. Wenn dieses auch nicht dazu dienen kann, den Zeitpunkt festzustellen, in welchem der Plan Besozzo's entstanden ist, so bietet es doch immer eine mögliche Beziehung zu demselben dar.


ROMA
SPQR
ROMVLVS ET REMVLVS:
Roma oditu fuerut

Die beiden Crivelli,

bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert.

1880.

I.

Eine ansehnliche Reihe von Bänden im münchener Staatsarchiv ist mit der Rubrik „Crivelli. Corrispondenza di Roma" bezeichnet. Was die darin zusammengefaßten, fast durchaus italienischen Schriftstücke der Geschichtsforschung an Material versprechen, deutet schon im allgemeinen ihre Epoche an. Sie reichen vom Jahre 1607 bis 1659. Von der Zeit der Entstehung der protestantischen Union und der katholischen Liga in Deutschland abwärts begleiten sie den ganzen Verlauf des Dreißigjährigen Krieges, und sie gehen sogar noch darüber hinaus bis zum Pyrenäischen Frieden fort. Sie berühren innerhalb dieses großen Zeitraums die wichtigsten Ereignisse Deutschlands in ihrem Zusammenhange mit Rom, so weit dieselben der officiellen Stellung nach, welche die Correspondenten einnahmen, und dem Bedürfniß des bairischen Cabinets entsprechend, hier zur Sprache gekommen sind. Von vorn herein bemerke ich, daß sie, so viel ich die litterarische Bearbeitung der Geschichte jener Epoche übersehen kann, nur selten benutzt oder angeführt worden sind, wie dies in der Geschichte Maximilian's I.

und seiner Zeit von Peter Philipp Wolf und seinem Fortsetzer Breyer geschehen ist. Daß die Correspondenzen seither für die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges verwertet worden sind, ist mir nicht bekannt geworden.

Als ich im Sommer 1879 diese Sammlung zum Zweck einer Schrift über eine merkwürdige römische Episode jenes Krieges untersuchte, begann ich mich für die Persönlichkeit der Residenten Baierns in Rom zu interessiren, mit deren Namen jene Schriftstücke bezeichnet sind. Es imponirte mir das halbe Säculum — und welche Ereignisse umschließt nicht diese Hälfte des 17. Jahrhunderts — während dessen die fortlaufenden Briefe einen und denselben Namen tragen. Nun ersah ich aber auch, daß es Vater und Sohn Crivelli gewesen sind, welche nachweislich 52 Jahre hindurch, der Sohn dem Vater als Erbe im Amte folgend, den Posten des Agenten Baierns am päpstlichen Hof bekleidet haben. In der Geschichte der gesammten Diplomatie ist das sicherlich ein seltener, vielleicht sogar ein niemals wiederholter Fall gewesen. So langjährige, unermüdliche Diener eines und desselben Fürstenhauses, ja beinahe eines und desselben Herrn, nämlich Maximilian's I., welcher selbst 54 Jahre lang regiert hat, verdienen eine Erneuerung ihres im Staub der Archive begrabenen Gedächtnisses.

Beide Crivelli, Giambattista und sein Sohn Francesco, finden sich hie und da in den genannten Correspondenzen als Römer bezeichnet. Ihre Familie gehörte indeß ursprünglich einem alten, angesehenen Adelsgeschlecht

in Mailand an. Schon im 12. Jahrhundert bestieg einer ihres Hauses den Heiligen Stul, Uberto als Papst Urban III. genannt (1185—1187). Die Crivelli thaten sich in ihrer Vaterstadt hervor, in mancherlei Richtungen. Leodrisio, der Zeitgenosse des Filelfo, glänzte am Hofe des ersten Sforza als Humanist, Dichter, Uebersetzer und Geschichtschreiber. Er beschrieb die Thaten des Herzogs Francesco und seines Vaters Sforza di Cotignola: sein Werk haben Muratori und Sassi edirt. Zu seiner Zeit blühte als ausgezeichneter Maler Carlo Crivelli. Manche schöne Gemälde von ihm besitzt die Brera in Mailand und die Akademie Venedigs. Daß dieser Künstler derselben mailänder Familie angehört, ist wahrscheinlich, obwol er zur venetianischen Schule gezählt wird, und seinen Sitz in Ascoli nahm.

Nach Rom kam ein Zweig dieses Geschlechts von Mailand herüber mit dem Cardinal Alessandro, nach der Mitte des 16. Jahrhunderts. Dieser angesehene Mann wird als ein Abkomme vom Stamme Urban's III. bezeichnet, zugehörig der Linie der Grafen von Lomello. Er war erst Senator in Mailand; unter Carl V. nahm er Kriegsdienste und befehligte ein Truppencorps, in welches sich, wie man wissen wollte, nicht weniger als 400 seiner Familiengenossen hatten einreihen lassen. Sodann war er nach dem Tode seiner Gemalin in die geistliche Laufbahn getreten; Pius IV., selbst ein Mailänder, vom Haus Medici, hatte ihn im Jahre 1561 zum Bischof von Gerenza und Curiati in Calabrien ernannt. Später wurde er Nuntius in Spanien, und als solcher Cardinal. Er ging nochmals nach Madrid als

Cardinallegat. Von dort zurückgekehrt, stiftete er in Rom ein Collegium zur Erziehung junger Leute des Hauses Crivelli — es wird nicht gesagt, ob es ihm auch dort glückte, ebenso viel Familienmitglieder bei den Büchern zusammenzubringen, als er einst unter der Kriegsfahne Carl's V. vereinigt hatte. Am 22. December 1574 ist Alessandro gestorben. Sein Grabmal befindet sich in seiner ehemaligen Titelkirche S. Maria in Araceli.

Es sind also Söhne und Verwandte dieses Cardinals gewesen, welche in Rom wohnhaft blieben und hier ein neues Geschlecht bildeten. Ihm gehörten auch die beiden bairischen Residenten an, von denen ich reden will.

Auf welche Weise Giambattista mit dem herzoglichen Hause Baiern in Verbindung kam, um dann in dessen diplomatischen Dienst zu treten, ist mir unbekannt. Ich will annehmen, daß der junge Herzog Maximilian die persönliche Bekanntschaft dieses Crivelli machte, als er im Jahre 1593 Rom besuchte. Dies ist um so wahrscheinlicher, als die Beziehung der in Rom angesehenen Familie Crivelli zum Hof in München, wie wir gleich sehen werden, schon vom Cardinal Alessandro sich herschrieb. Es waren aber nicht nur jene beiden späteren Residenten Baierns, sondern auch andere Mitglieder ihres Hauses, ihre Vettern, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts mit dem genannten Hofe in Verkehr standen, ihm dienten, oder zu dienen suchten.

Gleich im ersten Bande der Correspondenzen findet sich ein aus Rom am 8. Mai 1610 von einem Marchese

Alessandro Crivelli verfaßtes italienisches Schreiben, welches an eine fürstliche Person des Hauses Baiern gerichtet ist. Ich teile es hier mit, weil es uns in diese Verbindungen einführt:

Durchlauchtigster Herr und mein zu verehrender Patron:

ich komme mit diesem mich als untertänigsten Diener Seiner Durchlauchtigsten Hoheit darzubieten: denn die Bereitwilligkeit, diesem hochberühmten Hause zu dienen, habe ich von allen meinen Vorfahren geerbt, ganz besonders vom Cardinal Crivelli, meinem Großvater glorreichen Andenkens, und vom Marchese Crivelli, meinem Vater. Dies zu beweisen, bedarf es nicht weiterer Worte, denn das werden der Herr Julius Crivelli, welcher bei Sr. Hoheit residirt, und der Römer, Herr Giambattista, bestätigen. Da diese beiden bereits im Dienst desselben Hauses stehen, so bleibt nur noch übrig, daß Se. Hoheit auch meinem großen Verlangen, ihm zu dienen, Gehör gebe, und mir recht oft Befehle zukommen lasse. Ich versichere Sr. Hoheit, daß ich, obwol für den Dienst eines so großen Herrn eine viel zu geringe Person, dennoch an Zuneigung zu ihr keinem meiner Vorfahren nachstehe. Ich biete ihr mein Leben und mein Vermögen, was immer es sei, zu Dienst, bitte dringend, diese meine Liebeserbietung zu Gnaden anzunehmen, wie ich das sehnlichst wünsche, und mich bei jeder Gelegenheit unter Seiner Protection zu halten; denn solche verheißt mir die weltbekannte Liebenswürdigkeit und Güte Sr. Durchlauchtigsten Hoheit. Ich küsse derselben mit aller Reve-

renz die Hand und bitte Gott ihren Staat zu mehren und ihr für die Dauer ein wahrhaftes Glück zu schenken.

Rom, am 8. Mai 1610.

Ihrer Durchlauchtigsten Hoheit
untertänigster Diener
Marchese Alessandro Crivelli.[1]

In welcher Weise und ob überhaupt das Verlangen des Marchese Alessandro nach bairischen Diensten befriedigt worden ist, weiß ich nicht zu berichten. Da er nicht weiter sichtbar wird, so will ich annehmen, daß er seine Zwecke nicht erreicht hat. Manche Italiener suchten damals, wie schon lange vorher — man erinnere sich an die Laufbahn des Aeneas Silvius Piccolomini in der kaiserlichen Kanzlei zu Wien — ihr Glück an den Höfen Deutschlands. Italiener nahmen seit Carl V. Dienste im deutschen Heer; es ist bekannt genug, wie viele ihrer während des Dreißigjährigen Krieges unter den Fahnen der Liga, Wallenstein's und des Kaisers gedient haben. Die lebhafte Verbindung der katholischen Höfe Deutschlands mit der römischen Curie konnte dort manchen Italienern als Schreibern und Secretären Beschäftigung bieten. Die Correspondenz mit Rom wurde zwar im höchsten officiellen Stil lateinisch geführt, aber im allgemeinen in italienischer Sprache. Das Italienische war in jener Zeit eine an allen katholischen deutschen Höfen

[1] Der Herzog wird in diesem Briefe nicht mit Namen genannt. Es ist aber doch wol Maximilian selbst, an den sich der Bittende wendete.

cultivirte Sprache des Verkehrs. Daß Maximilian von Baiern ihrer mächtig war, ist eine ganz selbstverständliche Sache. Er schickte auch bairische Landeskinder nach Rom, sich dort in den Studien überhaupt, und besonders im Italienischen auszubilden. Dann konnte er sie in seinem Cabinet verwenden. So empfahl er einmal seinem Residenten in Rom den Sohn seines Zahlmeisters, Johann Kristopher Kamerloher, der dort italienisch lernen sollte; ein anderes mal einen Johann Ludwig Gailkirchner. Solche Baiern, welche die römischen Verhältnisse nebst der Landessprache kennen gelernt hatten, gebrauchte er auch in diplomatischen Missionen. So findet sich, im Frühling 1621, als sein Abgesandter in Rom Peter Mandel aus Neuhausen, beauftragt, neben Crivelli die Unterstützung der katholischen Liga beim Papst zu betreiben. Es gibt eine Reihe Depeschen in dieser Angelegenheit, welche beide zusammen, Mandel und Crivelli, unterzeichnet haben.

Nach Baiern selbst kamen manche Italiener, ihr Glück zu suchen. Sie studirten bisweilen auf der Universität Ingolstadt, wo noch immer Ausländer sich einfanden, wo ehedem der Marschall Bassompierre studirt hatte, wo Maximilian selbst und der Kaiser Ferdinand II. ihre Studien gemacht hatten. Sie nahmen dort den Doctorgrad. Einige traten als Secretäre in den Dienst des münchener Cabinets.

Rat (consigliere) des Herzogs und Kurfürsten Maximilian war während langer Zeit der Doctor Aurelio Gigli. Welcher Herkunft dieser Italiener gewesen ist, weiß ich nicht — es gab ein Geschlecht Gigli in Siena,

und in Rom, wo im 17. Jahrhundert Giacinto Gigli als Verfasser eines Diarium sich auszeichnete. Unsere Correspondenzen sind erfüllt mit Depeschen beider Crivelli an den Rat Aurelio, und mit dessen oft übermäßig breiten, ja geschwätzigen Berichten an jene Residenten im geläufigsten Italienisch des Seicento, oder mit seinen Rescripten aus dem Cabinet im Auftrage Maximilian's.

Ein Bruder dieses Aurelio Gigli, Vittorio mit Namen, diente, nachweislich im Jahre 1623, dem General Tilly als italienischer Secretär.

Andere Italiener lebten zu München als Lehrer in Sprachen und Wissenschaften; ein Astorre Leoncelli hatte den jungen Herzog Maximilian im Französischen und Italienischen unterrichtet, ein Carlo Detti ihn Mathematik und Kriegswissenschaften gelehrt.

Im Dienste desselben Herzogs befand sich der Baron Giulio Cesare Crivelli, ein Vetter (cugino) des Residenten in Rom. Er war am bairischen Hofe eine angesehene und beliebte Persönlichkeit. In unsern Correspondenzen erscheint er in höfischer Stellung zuerst im August 1607, womit nicht gesagt ist, daß er dieselbe erst damals begonnen hat. Er wird titulirt: Camerarius, Cubicularius, Consiliator, auch Legatus und Ambasciatore des Herzogs Maximilian, und dieser hat ihn mehrmals mit diplomatischen Aufträgen an die Höfe Italiens und ganz besonders an den Papst geschickt.

Die Correspondenzen enthalten viele italienische Briefe dieses Crivelli; daß er auch der deutschen Sprache mächtig geworden war, lehrt ein von ihm am 27. Juni 1620 an Maximilian in gutem Deutsch geschriebener Brief.

Giulio Cesare war damals nebst dem augsburger Domdechant Zacharias Furtenbach als außerordentlicher Gesandter nach Rom geschickt worden, um von Paul V. Subsidien für die katholische Liga zu erlangen. Er setzte es dort beim Cardinal Borgheſe durch, daß der bekannte Fra Domenico di Gesù Maria die Erlaubniß erhielt, nach München zu reisen: es ist derselbe Fanatiker, welcher in der Schlacht am Weißen Berge ein wunderwirkendes Marienbild in den bairischen Schlachtreihen einhergetragen hat — ein Capistrano des böhmischen Kriegs.

In München scheint Giulio Cesare lange Zeit im Dienste des Herzogs gelebt zu haben: mehrere male wird er in Tölz sichtbar. Seine Lebensschicksale sind mir unbekannt. Kenner des Landes Baiern und seiner Familiengeschichte werden darüber Auskunft geben können, ob sich hier ein Geschlecht des Namens Crivelli noch nach dem 17. Jahrhundert erhalten hat.

Es würde auch von Interesse sein, die Frage zu erörtern, ob und in welcher Weise im 16. und 17. Jahrhundert Italiener im Dienste deutscher Diplomatie und deutscher Kanzeleien verwendet worden sind. Für Baiern lassen sich im 17. Jahrhundert nachweisen außer den Crivelli's und Aurelio Gigli, Minutius de Minutiis (Minucci) aus Serravalle.[1] Im diplomatischen Dienste des Erzherzogs Carl und dann als Rat und Secretär des Herzogs Wolfgang Wilhelm von Neuburg findet sich

[1] Stieve, Briefe und Acten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Bd. IV, Die Politik Baierns 1591—1607, I, 126.

seit 1622 der Toscaner Giovan Francesco Buonamici, ein Freund des Galilei.[1] Er war erst im Gefolge des Nuntius Caraffa nach Deutschland gekommen; überhaupt mochten auf diesem Wege, d. h. aus den Nuntiaturkanzeleien, manche Italiener in den Dienst deutscher Kanzeleien getreten sein.[2]

---

[1] Cesare Guasti, Le relazioni di Galileo con alcuni Pratesi, Archiv. Stor. Ital., III. Serie, T. XVII, 1873.

[2] Man müßte deren Acten untersuchen, um über die oben bezeichnete Frage Aufschluß zu erhalten. Auf meine Bitte hat Herr von Arneth im wiener Staatsarchiv darüber Untersuchungen anstellen lassen; aus einer gütigen Mitteilung von dort her entnehme ich, daß die Hofstaatslisten am vollständigsten erhalten sind für die Zeit Ferdinand's I.; aus dem 17. Jahrhundert ist diese Quelle „fast versiegt", erst im 18. wird sie wieder ergiebiger. Die älteste dieser Listen von c. 1491 führt unter der Rubrik „Canzler und doctores" 15 Namen auf, darunter Petrus Bonohomo. Aus dem Ende der Regierungszeit Maximilian's I. erscheinen 23 Namen von Secretären und Kanzeleischreibern, alle deutsch bis auf Dr. Jacob Cicollin und Georg Gadius. Gemäß der Hofstaatsordnung von 1527 gab es in der wiener Hofkanzelei neben andern Abteilungen auch eine für die burgundischen und französischen Sachen, je eine für die spanischen Angelegenheiten, die lateinischen Händel ꝛc. Die Namen der Vicekanzler sind in dieser Epoche (saec. 16) mit einer einzigen Ausnahme deutsch. Für Italien ist keine besondere Abteilung in der Hofkanzelei sichtbar; die italienischen Angelegenheiten wurden wahrscheinlich in der „lateinischen" Abteilung besorgt. Während in der Regel die burgundische (französische) Kanzelei mit Franzosen, die spanische mit Spaniern besetzt waren, finden sich in der lateinischen nur deutschnamige Secretäre; unter den Copisten aber einzelne mit romanischen Namen. — In derselben Zeit, als der bairische Hof sich der

Giambattista Crivelli erscheint in Rom als bairischer Agent zum ersten mal am 13. Januar 1607, wo er an den Herzog Maximilian wegen der Angelegenheiten Salzburgs schrieb. Es findet sich später ein Schreiben desselben Mannes an Maximilian vom 1. April 1623, worin er sagt, daß er demselben bereits 28 Jahre gedient habe: also ist er etwa um das Jahr 1595 in seinen Dienst getreten, wo der junge Herzog nach seiner Vermälung mit Elisabeth von Lothringen die Mitregentschaft neben seinem Vater Wilhelm antrat.

Es findet sich in Rom noch im Jahre 1593 als bairischer Bevollmächtigter Ulrich Speer, von dessen Correspondenzen Wolf in seiner Geschichte Maximilian's I. Gebrauch gemacht hat. Auch ist in den Jahren 1590 bis 1593 Minuccius a Minucci in der gleichen Eigenschaft eines Orators in Rom gewesen. Doch habe ich Grund anzunehmen, daß weder Speer noch Minucci Residenten Baierns am päpstlichen Hofe gewesen sind, daß es überhaupt solche damals noch nicht gegeben hat, daß vielmehr die bairischen Angelegenheiten in Rom durch zeitweilige Agenten besorgt wurden. Wenn meine Ansicht richtig ist, so hat Giambattista Crivelli die Reihe der ständigen Gesandten Baierns in Rom begonnen, und das macht ihn zu einer besondern Respectsperson für Diplomaten dieses Landes am päpstlichen Hofe.[1]

römischen Crivelli als seiner Residenten beim Papst bediente, war auch ein Römer, der Prinz Paolo Savelli, kaiserlicher Botschafter in Rom.

[1] Es wäre für die Geschichte der deutschen Diplomatie

Zuerst war er nur Agent, dann erhielt er Titel und Stellung des Residenten. Zum ersten mal findet er sich als solcher bezeichnet in einem Rescript des Rats Aurelio Gigli vom 16. Juni 1610, worin die Zuschrift lautet: Al molto Ill^re^ Signore il Sig. Giovanni Battista Crivelli Residente del Serenissimo di Baviera in Roma. Das Prädicat Illustre kam einem wirklichen Residenten zu. Die Formeln, deren sich Maximilian selbst in seinen Schreiben an Crivelli, wie später in denen an dessen Sohn zu bedienen pflegte, waren immer der Ausdruck achtungsvoller Höflichkeit, wie sie die officielle Stellung eines Gesandten bedingte. Die Anrede in den Briefen lautete Illustre Signore, und am Schluß etwa Dio la prosperi und alli piaceri di V. S^a^.

Giambattista befand sich in Rom in guten Verhältnissen. Er besaß ein Haus am Pasquino, also auf dem Local, wo heute der Palast Braschi steht. Dies war die Mitgift seiner Gemalin. Die Miete des Hauses warf jährlich 400 Scudi ab, eine für die damalige Zeit so ansehnliche Summe, daß man von ihr auf eine verhältnißmäßige Räumlichkeit schließen kann. Am 3. April 1621 gab Maximilian seinem Residenten eine jährliche Zulage von 100 Scudi. Wie groß der Gehalt Crivelli's überhaupt gewesen ist, weiß ich nicht, werde aber später die Besoldung seines Nachfolgers nachweisen. Die Zu-

---

von Wert, wenn man erforschen könnte, in welcher Zeit der bairische Hof begonnen hat, Agenten in Rom zu halten, und wenn man die Liste solcher, wie der ständigen Residenten dort überhaupt zusammenstellte.

lage erhielt er durch Fürbitte jenes Fra Domenico, mit welchem Maximilian fortdauernd in lebhaftem Verkehr stand, auch als der Mönch nach Beendigung seiner Wunderthaten in Böhmen nach Rom zurückgekehrt war.

Domenico war dort wie ein zweiter heiliger Resident des glaubenseifrigen Herzogs — durch seine Intercession hat er wol manches bei der Curie durchgesetzt, was sein weltlicher Resident vielleicht nicht erreichen konnte. Er schickte einmal, im Mai 1628, einen seiner Höflinge, Wilhelm Ilsung, mit Pferden und einem Reisewagen zum Geschenk für den Cardinal Ludovisi, und mit einer kostbaren Cassette, Silberzeug enthaltend, für den Cardinal Cremona, und da schrieb er dem Residenten, daß er Ilsung zugleich an ihn und Fra Domenico weise.

Manches Andenken wird der Wunderthäter aus dem böhmischen Kreuzzuge mit sich genommen haben; manches Ketzergut wird ihm Maximilian aus der reichen Beute Prags verehrt haben; von dort hatte ja der Herzog (nach der Angabe Dudik's in seinen Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte, S. 4) 1500 mit Schätzen jeder Art beladene Wagen nach München mit sich geführt. Viele Hände streckten sich auch in der Folge nach Spolien der Ketzer aus, und daß auch Fra Domenico dabei nicht fehlte, will ich sofort zeigen. Am 30. August 1622, wo die Unterpfalz fast gänzlich erobert, aber das unglückliche Heidelberg noch nicht eingenommen und geplündert war, schrieb Maximilian aus München an Giambattista Crivelli nach Rom; er drückte ihm erst seine Freude darüber aus, daß der Padre Domenico gesund sei und ihm seine Liebe bewahre, dann fuhr er fort: „Was die

Spolien betrifft, welche Seine Väterlichkeit aus solchen begehrt, die in diesen letzten Siegen in der Unterpfalz den Ketzern abgenommen worden sind, so habe ich an den Grafen Tilly, meinen Generallieutenant, Befehl erteilt, daß er zusehe, etwas zusammenzubringen (che veda di mettere insieme qualche cosa) und mir es zuschicke, und wenn das, wie ich hoffe, erfolgt, so werde ich dafür sorgen, daß es auch nach Rom geschickt werde." Es befand sich unter der Beute, die bald darauf in Heidelberg gemacht wurde, auch die Palatinische Bibliothek, und sie wurde von Maximilian dem Papst nach Rom geschickt. Auch über diese beklagenswerte Beraubung Deutschlands an seinem kostbaren wissenschaftlichen Material enthalten die Correspondenzen einige Briefe, welche die Geschichte dieses unseres nationalen Verlustes vervollständigen können.

Es hat aber auch Giambattista Crivelli seine Hände nach der Beute Heidelbergs ausgestreckt. Hier ist ein italienisch geschriebener Brief Tilly's an ihn, aus Regensburg den 11. Februar 1623:

„Vom Doctor Aurelio Gigli und von Vittorio seinem Bruder, meinem Secretär, ist mir Ihr Wunsch mitgeteilt worden, irgend ein kleines Gemälde (qualche quadretto di pittura), oder eine andere Galanterie aus dem Schloß zu Heidelberg zum Andenken zu erhalten. Nun aber befand sich in dem besagten Schloß weder ein Gemälde noch sonst etwas, womit ich als mit einem Präsent bei Ihnen Ehre einlegen konnte. Da ich Ihnen durch die That meine Ergebenheit zu beweisen wünsche, so habe ich dem oben genannten Doctor Gigli 100 Kaiserthaler ein-

händigen lassen, und deren mögen Sie sich nach Ihrem Wolgefallen bedienen, wie Sie das noch genauer von demselben Doctor vernehmen werden. Ich bitte Sie dieselben freundlich anzunehmen, und nicht auf die Geringfügigkeit des Geschenks zu sehen, sondern vielmehr auf meinen geneigten Willen Ihnen gefällig und erkenntlich zu sein, denn ich bin mir meiner Verpflichtung gegen Sie bewußt wegen der Zuneigung, die Sie mir bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen haben, besonders da Sie gleichsam das erste Werkzeug und der sorgsamste Fürsprecher der Geschenke und geistlichen Gnaden gewesen sind, die mir Seine Heiligkeit Unser Herr hat zukommen lassen, welchem Sie gütigst mich des Oefteren empfehlen wollen, ihm die große Freude bezeugend, die ich über die genannten Gnadengeschenke empfunden habe. Und so erbiete ich mich Ihnen mit Bereitwilligkeit und Gott behüte Sie."[1]

Nach den heutigen Begriffen von Standesehre, oder von Ehre überhaupt, würde ein Geschenk, wie es Tilly dem bairischen Gesandten zu machen wagte, als eine Beschimpfung angesehen werden — damals aber wurde das nicht so empfunden. Das Austeilen von Geschenken selbst an vornehme Personen durch Fürsten, oder von städtischen Magistraten war etwas ganz gewöhnliches — man schenkte nicht nur Kleiderstoffe und goldene Ketten, sondern auch baares Geld. Die Denkwürdigkeiten des

[1] Mollt' Ill^re Sig^re mio orrevo^me — Di V. S. molto ill^re affet^mo per servirla Gio. Conte de Tilly. Die Namensunterschrift ist eigenhändig.

Ritters von Schweinichen geben einen Begriff von dieser Gewohnheit, und die Sitten jener Zeit, die er geschildert hat, hatten sich im 17. Jahrhundert nicht geändert. Ich wollte das bemerken, um den wackern Baron Giambattista nicht in einem andern Licht erscheinen zu lassen, als ihm sein eigenes Zeitalter gibt.

Sein Verhältniß zum Herzog von Baiern war ein durchaus vertrauliches. Lange treue Dienste machten ihn seinem Herrn persönlich wert. Maximilian hat die ganze Familie Crivelli's fortdauernd durch sein Wolwollen ausgezeichnet. Er nahm sie unter seine Protection und sorgte für ihr Fortkommen. Ein Sohn Giambattista's, Francesco, kam im Juni 1609 nach München, wo er am Hof mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen wurde: dies zeigen Briefe sowol Maximilian's, als der Herzogin Elisabeth an den Vater des jungen Mannes in Rom. Die letztere schrieb ihm am 22. Juni 1609, daß sein Sohn ihr die Empfehlungsbriefe überbracht und sie ihn empfangen habe auf Grund der Liebe, die das ganze herzogliche Haus für ihn, den Vater, empfinde. Auf einen Brief seines Sohnes aus Tölz, wo dieser seinen Verwandten den Baron Giulio Cesare besucht hatte, schrieb ihm der Vater erfreut zurück, daß er durch die Nachricht von den Ehren, Geschenken und Gunstbezeugungen, die er von den bairischen Fürsten empfangen habe, ganz verwirrt sei: all dies sei die Wirkung des großen gütigen Wolwollens, welches ein solcher Fürst und liebenswürdiger Herr ihnen, seinen geringsten Dienern, schenke.

Der junge Crivelli stellte sich in Augsburg auch den Fugger vor. Er bemühte sich, durch solche einflußreiche

Verbindungen sein Glück zu machen. Doch schon im September kehrte er nach Rom zurück. Da sein Vater ihm ein spanisches Ritterkreuz zu verschaffen suchte, womit eine Commende verbunden war, so schickte ihm der Herzog bereitwillig Empfehlungsbriefe an die Königin von Spanien und an Don Francisco de Castro.

Im Jahre 1610 kam ein zweiter Sohn des Residenten nach München. „Da mein Sohn Gianangelo", so schrieb dieser an den Herzog am 10. April, „dorthin reist, um in Ingolstadt die Rechte zu studiren, und das auf Rat des Herrn Giulio Cesare Crivelli, meines Verwandten, so empfehle ich denselben, wie mich selbst, der Gnade und Protection Ew. durchlauchtigsten Hoheit, wie Ihnen das ausführlich von dem genannten Herrn Giulio Cesare und meinem eigenen Sohne vorgestellt werden wird."

Nun erschien auch noch ein dritter Sohn Giambattista's am bairischen Hof, Giampietro mit Namen, ein Jesuit. Seine Oberen schickten ihn nach Gratz, dort seine Studien zu vollenden; und auf dieser Reise stellte er sich dem herzoglichen Hause in München vor. Später erhielt er durch die Empfehlung Maximilian's einen Canonicat in S. Maria in Trastevere. Unterdeß hatte der junge Gianangelo seine Studien in Ingolstadt beendigt, dort den Doctorgrad erhalten, und war nach Rom zurückgekehrt. Seine Empfehlungen hatten ihm eine Stellung als Governator im kleinen Fürstentum Sonnino verschafft. Da nun sein Vater Giambattista alt wurde, wünschte er noch bei seinem Leben den diplomatischen Posten, welchen er als bairischer Resident in Rom innehatte, seiner

Familie zuzusichern, und jenem Sohne zu hinterlassen. Eine solche gleichsam erbliche Uebertragung eines Amts nannte man la sopravivenza. Am 18. April 1618 wandten sich alle drei Crivelli, der Vater und die Söhne Francesco und Gianangelo, mit Bittgesuchen an den Herzog Maximilian. Francesco versicherte ihn, daß sein Bruder Gianangelo für solches Amt viel geeigneter sei als er selbst, und er bat ihn dringend, sie alle durch die Gewährung dieser Gnade glücklich zu machen.

Am 9. Mai 1618 ließ Maximilian durch ein Schreiben dem alten Crivelli kund thun, daß er seinem Sohn die Sopravivenza gewähre.

In Folge dieses officiellen Verhältnisses ist dann der Doctor Gianangelo nach München gegangen und in die Dienste des Herzogs getreten, Er begleitete denselben in irgend einer civilen Stellung im böhmischen Feldzuge, und dort starb er auf der Rückkehr von Prag. Wir erfahren das aus folgendem Schreiben seines Vaters an den Herzog vom 19. December 1620:

„Heute erhielt ich den lieben Brief unsers ehrwürdigen teuern Vaters Fra Domenico di Gesù Maria, welcher mir mit seiner gewohnten sanften und liebevollen Art den bittern Trank zu trinken gibt, mir meldend, daß mein Sohn Gianangelo auf der Rückkehr von Prag nach München dahingeschieden ist. Er konnte sein Leben nicht besser verwenden als im Dienst Ew. Durchlauchtigen Hoheit. Ich bin stolz darauf, daß er unter solchen Umständen, und nachdem er so große Freude erfahren und so große und herrliche Thaten Eurer Hoheit gesehen, seine Tage beschlossen hat."

Dem Dienst des Herzogs von Baiern hatte also der Resident Crivelli seinen hoffnungsvollsten Sohn zum Opfer gebracht: und das mußte ihn selbst und sein Haus für Maximilian noch werter machen. Er blieb sein Resident in Rom, auch als Paul V. im Jahre 1621 gestorben war. Maximilian erhöhte ihm damals seinen Gehalt, wie wir schon erfahren haben. Er empfahl ihn und seine Familie an den neuen Papst Gregor XV., und an dessen bald allmächtigen Nepoten Ludovico Ludovisi. Er that dasselbe, als Urban VIII. im Jahre 1623 den Heiligen Stul bestieg — auch da blieb Crivelli auf seinem Posten, und noch besonders ließ ihn der Herzog dem neuen Papst durch den Cardinal Zollern dringend empfehlen.

Der alte Crivelli erlitt in demselben Jahre 1623 den Verlust seines andern Sohnes Giampietro; von allen seinen Kindern, sechs Söhnen und drei Töchtern, waren ihm nur übriggeblieben Francesco und eine Tochter. Er bewarb sich jetzt für diesen letzten Sohn um die Sopravivenza. Francesco, welcher nachher 32 lange Jahre der Bevollmächtigte Baierns in Rom gewesen ist, hatte bisher sein Fortkommen in verschiedenen Stellungen gesucht. Im Jahre 1618 war er im Dienst des Cardinals Giambattista Deto, eines Florentiners, gewesen. Es wirft ein etwas unheimliches Licht auf solche Verhältnisse, wenn man liest, was Francesco darüber am 21. Juli 1618 an Aurelio Gigli nach München berichtet hat: seit zwei Monaten habe er sich aus dem Dienst des Cardinals zurückgezogen, und sei jetzt wie ein Fisch im Wasser; der Herr Cardinal sei in Wahrheit ein schöner junger Mann; wie eine Sirene habe er ihn mit Liebkosungen an sich

gezogen und mit Gesang eingeschläfert: er habe bei ihm seinen Ruf zugesetzt; nun müsse er aus Rom für einige Zeit fort. Er erbitte deshalb von Maximilian Empfehlungsbriefe an den Herzog von Parma, von welchem er ein Amt in dessen Staaten in den Abruzzen zu erhalten hoffe, etwa als Governator in Lionessa, oder Cività di Peña, oder Citta Ducale. Auch sein Vater ersuchte den Herzog darum, da doch sein Sohn sich vor Jahren ihm in München persönlich vorgestellt habe.

Maximilian schickte die begehrten Empfehlungsschreiben, und schon im November 1618 dankte ihm dafür der alte Crivelli mit der Meldung, daß sein Sohn das Amt des Richters (Giustiziere) in Cività di Peña erhalten habe.

Drei Jahre später schrieb Francesco dem Herzog aus Bologna, wo er eine von ihm nicht näher bezeichnete Stellung gefunden hatte, und in diesem Brief nannte er sich Cavaliere.

Im Jahre 1623 bat Giambattista den Herzog Maximilian, seinem letzten Sohne die Sopravivenza zu erteilen. Sein Gesuch datirt vom 1. April; er meldete darin den Tod Giampietro's, und erinnerte den Herzog daran, daß er selbst ihm nun schon 28 Jahre lang diene.

Es findet sich das Rescript Maximilian's nicht vor: wahrscheinlich hat er seinem getreuen Diener alsbald die Bitte gewährt.

Der alte Crivelli bekleidete seither sein Amt mit Ehren und großem Ansehen noch vier Jahre lang. Dann starb er im Juli 1627. Die officielle Meldung seines Todes hat sich nicht erhalten, aber hier sind zwei Briefe, die ihm als Nachruf dienen.

Am 16. September 1627 schrieb Maximilian aus München an Francesco Crivelli:

„Die Nachricht, die Sie mir von dem Tode des Herrn Giambattista Ihres Vaters (Gott habe ihn selig) gegeben haben, ist von mir empfangen worden mit den Gefühlen, welche seinen vorzüglichen Eigenschaften und der Liebe entsprechen, die er mir mit fortdauerndem Eifer und gleicher Treue in Bezug auf alle meine Angelegenheiten bewiesen hat. Deshalb betraure ich mit Ihnen solchen gemeinsamen Verlust, und indem ich das Wolwollen, welches ich für den Genannten immer gehegt habe, auf Sie selbst übertrage, nehme ich gern die Erbietung Ihrer Person von Ihnen entgegen, und werde nicht verfehlen, dessen zu seiner Zeit eingedenk zu sein. Unterdeß mögen Sie, bis auf meine weitere bestimmte Entscheidung, mit Sorgfalt und Eifer die Erledigung der dort noch schwebenden Geschäfte besorgen, wie es im Besondern die Angelegenheit des Padre Bzovius ist, wegen welcher noch zuletzt einige Schriftstücke abgeschickt worden sind, und auch anderes, womit ich Sie nach Bedarf von Zeit zu Zeit beauftragen werde: denn so werden Sie mir einen willkommenen Dienst erweisen. Schließlich erbiete ich mich Ihnen mit allem guten Willen, und Gott behüte Sie.“ [1]

Am 6. November 1627 schrieb Tilly an denselben Francesco aus Lauenburg, wo er sein Hauptquartier hatte: „Der Tod des Herrn Giambattista, Ihres Vaters, ist von mir mit besonderer Empfindung vernommen worden

[1] Ill^re Sigre. — Da Monaco li 16. di Settembre 1627. Per compiacerla Il Duca di Baviera Elettore.

wegen der Liebe, die ich zu diesem Herrn empfand, und wegen seiner trefflichen Eigenschaften; und diese machen mich glauben, daß das Ende dem guten Leben desselben entsprochen hat. Er wird zum Himmel aufgestiegen sein, um dort den Lohn seiner guten Thaten zu genießen. Ich trauere mit Ihnen um den Verlust, und ich bin sicher, daß Sie, nachdem Sie dem Gefühl seinen Teil gegeben haben, sich voll Weisheit dem Willen Gottes fügen werden, der uns entzieht, was sein ist. Sie bleiben der Erbe der Güter des Vaters, und werden zugleich auch der Erbe der Liebe sein, die ich für diesen Herrn empfunden habe: sie wird zusammen mit derjenigen, welche ich noch im Besondern für Ihre Person hege, ein Capital bilden groß genug, um Sie zu befähigen, über mich bei allen Ihren Bedürfnissen zu verfügen, und so erbiete ich mich Ihnen in besonderer Zuneigung, küsse Ihnen die Hand und erflehe von Gott Trost für Sie.“ [1]

Was die diplomatischen Dienste betrifft, welche Giambattista Crivelli fast ein Menschenalter hindurch dem Herzog von Baiern geleistet hat, so geben die gesammelten Correspondenzen davon Zeugniß, aber kein vollständiges. Nicht alle Berichte von Rom her, noch alle Rescripte dorthin sind erhalten. Die Sammlung ist lückenhaft. Manche Jahre sind sehr dürftig vertreten. So habe ich aus dem Jahre 1625 nur einen einzigen, von 1626 nur drei Depeschen Crivelli's vorgefunden; vom Jahre 1627 gibt es deren nicht eine.

[1] Molto Illustre sig. mio oss^{o} — Da Lauenburg 6. Novbre. 1627 D. V. S. M. Ill^{re} Aff^{m} servitor Gio: Conte de Tilly.

Die Sammlung enthält übrigens keineswegs nur einseitig die Berichte des Gesandten: vieles andere, was durch dessen Hände gegangen und von ihm befördert worden war, ist dort abschriftlich oder in Minuten zu einer Kategorie vereinigt worden. Da sich, wie wir gesehen haben, auch Briefe durchaus privater Natur in ihr vorfinden, so ist wol die gesammte Kanzelei der Crivelli, nach deren Tode, nach München gebracht worden. Die genannten Correspondenzen vereinigen Depeschen des Residenten, Befehle des Herzogs, Rescripte des herzoglichen Rats, Berichte desselben an Crivelli, um diesen über den Gang der Dinge in Deutschland zu unterrichten, Briefe des Herzogs und Kurfürsten an den Papst und die Cardinäle, wie umgekehrt; Briefe des alten Herzogs Wilhelm und anderer Mitglieder des herzoglichen Hauses. Den Schriftstücken aus der Epoche des zweiten Crivelli (im Bande A. 1630—31) ist sogar eine Reihe der an Maximilian gerichteten Brevia Apostolica vom Jahre 1619 bis 1631 abschriftlich beigefügt worden, also der Päpste Paul V., Gregor XV. und Urban VIII.

Es finden sich ferner mehrere Briefe Tilly's und seines Neffen an Crivelli. Wir sahen, welches freundschaftliche Verhältniß Tilly zu Giambattista unterhalten hat. Von seinen Unternehmungen machte er bisweilen dem Residenten Meldung. Als er den großen Sieg bei Stadtloo über Christian von Braunschweig erfochten hatte, beauftragte er Crivelli in einem Brief von dort am 9. August 1623, das dem Papst kund zu geben, und ihm zu berichten, daß von den Feinden 6000 Mann gefallen, 4000 gefangen seien. Auch Empfehlungsbriefe Maximilian's für

nach Rom reisende Deutsche finden sich vor; so einmal solche an den Papst Paul V. und den Cardinal Borghese vom 24. April 1616, wo der Herzog zwei Verwandte Wallenstein's, die böhmischen Barone Rudolf und Maximilian, dringend empfiehlt. Es liegt das Breve jenes Papstes vom 26. Juni an Maximilian bei, worin er dem Herzog zu wissen gibt, daß er ihm zu Liebe die beiden Brüder Wallenstein gern empfangen habe.

Auch als Agenten für Ankäufe von Kunstgegenständen hat sich Maximilian des Crivelli bedient. Die Correspondenzen enthalten darüber hie und da Nachrichten, welche dem Kunsthistoriker in Bezug auf die Entstehung der münchener Sammlungen von einigem Wert sein können. So trug Maximilian seinem Residenten in Rom am 2. Januar 1613 auf, für ihn Gemälde von Michel Angelo, Rafael und ihren Zeitgenossen anzukaufen, und Crivelli schickte ihm eine Liste, worin er Bilder von Ghirlandajo, Perugino, Sebastiano dal Piombo, Masaccio, Andrea del Sarto und andern Meistern als in Betracht kommend aufführte. Ein anderes mal, am 12. September 1613, schreibt ihm Maximilian, daß er die Zusendung der Statue des Bacchus erwarte, ehe die kalte Jahreszeit eintrete.

Bei dieser Gelegenheit ist auch für die Geschichte der Musik am herzoglichen Hof zu München die Bemerkung wertvoll, daß Maximilian in demselben Jahre 1613 einen Nachkommen des berühmten Orlando di Lasso, welcher als Kapellmeister des Herzogs Wilhelm am 14. Juni 1594 in München gestorben war, in Rom studiren ließ. Dies war Ferdinando di Lasso. Der große Tonsetzer hatte

zwei talentvolle Söhne, Ferdinand und Rudolf, beide in der münchener Kapelle angestellt; da der erste im Jahre 1609, Rudolf aber 1625 starb, so kann der in den Correspondenzen genannte Ferdinando nur Orlando's Enkel sein, welcher im Jahre 1636 gestorben ist. Maximilian hatte ihn nach Rom geschickt, um unter dem Maestro Suriano sich auszubilden. Der Herzog forderte ihn nach München ab, verlängerte aber seinen Aufenthalt in Rom um drei Monate. Dies geht aus folgendem Schreiben an Crivelli vom 24. Juli 1613 hervor: „Aus Ihrem Brief vom 6. habe ich vernommen, welche Fortschritte dort Ferdinando Lasso in der Musik macht, und daß er jetzt im Stande ist zurückzukommen und Dienste zu leisten, sobald er noch drei Monate sich in Rom wird aufgehalten haben, um Allegro-Compositionen in modernem Stil zu machen, nachdem er bisher sich mit ernsten beschäftigt hat. Ich sage Ihnen deshalb, daß ich zufrieden bin, ihn noch die genannten drei Monate dort zu lassen, damit er sich so viel als möglich zu vervollkommnen suche nicht allein im Componiren, sondern auch in der Ausübung, und Concerte zu zwei, drei und mehr Chören zusammensetze. Dann mag er hierher zurückkehren."

Es liegt ein Brief desselben jungen Lasso an Conrad Büchler vor, den Kammerdiener des Herzogs, vom 23. August 1613, worin er um Reisegeld bittet.

Im Ganzen bedarf es kaum der Bemerkung, daß man von unsern Correspondenzen keine Aufschlüsse über die wichtigsten politischen Ereignisse, ihre Ursachen und geheimen Triebfedern erwarten darf. Der Resident war innerhalb seiner amtlichen Sphäre in sie nicht eingeweiht,

vielmehr in allen Angelegenheiten der großen Politik nur der beim Papst beglaubigte Vermittler und Depeschenträger. Er führte bei diesem außerordentliche Boten seines Herrn ein. So war der Baron Wilhelm Fugger im April 1623 nach Rom geschickt worden, den Papst um die Bestätigung der zu Regensburg auf Maximilian übertragenen Kur zu bitten, und Crivelli hatte diesen Abgesandten in sein eigenes Haus aufgenommen.

Dafür dankte ihm Maximilian in einem Brief aus München am 26. April. Zuvor hatte ihm der neue Kurfürst aus Regensburg am 25. Februar geschrieben, daß er an diesem Tage öffentlich mit der Kur investirt worden sei. Er gebe davon dem Papst und dem Cardinal Ludovisi Nachricht: diese Briefe solle Crivelli ihnen mit Complimenten überreichen und den Dank ausdrücken, welchen er, Maximilian, dem Heiligen Stul für alles dasjenige schulde, was derselbe in dieser Angelegenheit gethan habe. Sodann solle er die beiliegenden Briefe an einige Cardinäle abgeben, und andere noch nicht mit Adressen versehene Schreiben an solche Cardinäle adressiren, von denen er glaube, daß sie in dieser Sache wolgesinnt seien. Vom 1. März 1623 findet sich auch ein Brief Aurelio Gigli's aus Regensburg an Crivelli vor, worin er die Feierlichkeit der Uebertragung der Kur ausführlich beschrieben hat.

Dieser eine Fall mag für viele andere von ähnlicher Bedeutung zum Beweise dienen, daß aus den Correspondenzen keine wirklich diplomatischen Aufschlüsse zu gewinnen sind. Es ist selten, daß sie in dieser Hinsicht so viel Licht verbreiten, wie einmal jene Audienz Crivelli's

beim Papst in Bezug auf die römische Königswahl Ferdinand's III., von der ich in meiner Schrift „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser" Mitteilung gemacht habe. Es findet sich auch der undatirte Entwurf eines Schreibens Maximilian's an Crivelli vor, auf Veranlassung des Todes des Kaisers Matthias; der Herzog befiehlt seinem Residenten, Gerüchten, die entstehen könnten, daß er nach der Kaiserkrone strebe, entgegen zu treten, denn er wünsche nichts, als die Wahl des Königs Ferdinand.

Bisweilen haben die Correspondenzen ein locales und zugleich chronologisches Interesse; so gibt es drei Briefe Maximilian's aus dem böhmischen Kriege; aus Linz vom 21. August 1620, aus Greilenstein vom 10. September, aus Budweis vom 24. September; aus dem Lager vor Pilsen vom 24. October 1620. Aus Prag findet sich keiner vor, nach der Rückkehr von dort einer aus München, vom 16. December 1620. Alle diese Briefe sind ohne politischen Inhalt, nur jener aus Linz datirte ist merkwürdig, weil Maximilian darin Crivelli befiehlt, dem Papst vorzustellen, daß die über ihn, den Herzog, ausgesprengten Gerüchte falsch seien, wonach er zu den Kriegskosten nicht den dritten Teil dessen beigetragen haben sollte, was der Bischof von Augsburg geleistet habe. Vielmehr sei sein Beitrag größer, als dessen ganzes Bistum wert sei; er allein habe die Munition geliefert, und überhaupt einen ungeheuern Kostenaufwand bestritten. Er kenne die Person, welche dergleichen Gerüchte ausspreng; es sei dies Remboldo, ein Auditor der Rota.

Es gab andere, zumal viele kirchliche Beziehungen

Baierns zur römischen Curie, wobei der Resident seine amtliche Stellung voll zur Geltung zu bringen hatte. Nur beiläufig erinnere ich auch an den bekannten Proceß, welchen Maximilian gegen Bzovius, den Fortsetzer der Annalen des Baronius, auf Grund seiner Verunglimpfung des Kaisers Ludwig des Baiern bei der römischen Curie betrieben hat. Die Correspondenzen enthalten über diese Angelegenheit eine große Reihe von Rescripten; sie ziehen sich vom Jahre 1623 bis 1628 hin, und wurden besonders lebhaft geführt, als der Sohn Giambattista's die Stelle des Residenten erhalten hatte.

II.

Francesco Crivelli wurde der Nachfolger seines Vaters, zuerst als diplomatischer Agent; in dieser Eigenschaft hat ihn der bairische Kurfürst durch ein Schreiben vom 11. November 1627 beglaubigt. Die stürmische Zeit, welche bald darauf Maximilian selbst in die gefährlichsten Conflicte und Katastrophen verwickelte, gab der Stellung Francesco's in Rom eine viel größere Wichtigkeit, als sie diejenige seines Vaters gehabt hatte. Ich meine die maßlosen Uebergriffe des Kaisers nach der Besiegung der Protestanten und ihres Führers, des Dänenkönigs; die Umsturzpläne Wallenstein's im Reich; den feindlichen Gegensatz des Papstes Urban VIII. zum Hause Habsburg; seine Verbindung mit Frankreich, in welche der mit dem Kaiser gespannte Kurfürst von Baiern hineingezogen wurde; endlich die Invasion Gustav Adolf's mit allen ihren die Verhältnisse Deutschlands und der andern Mächte umwälzenden Folgen.

In dieser Epoche hat Francesco Crivelli seine Geschäfte bei der Curie mit solchem Eifer geführt, daß der Kurfürst ihn als einen seiner treuesten Diener geehrt und bis zu seinem Tode mit Wolwollen ausgezeichnet hat. Als Bevollmächtigter desjenigen deutschen Fürsten, welcher das Haupt der katholischen Liga war und durch sein politisches Talent fast die Bedeutung einer europäischen Macht erlangt hatte, war Crivelli ein sehr angesehener Mann in Rom. Aus Schmeichelei für Maximilian machte Urban VIII. diesen seinen Agenten zu seinem Kämmerer, und der Kurfürst dankte dem Papst dafür durch ein Schreiben vom 8. Februar 1629.

Aber erst im Jahre 1632 erfolgte die Ernennung Francesco's zum wirklichen Residenten Baierns am päpstlichen Hof, wie es sein Vater gewesen war. Diese Erhebung verdankte er der Fürsprache seines besondern Gönners, des Staatssecretärs Barberini. Am 16. Juni schrieb Maximilian vom Lager vor Regensburg an diesen Cardinal, ihm kund zu geben, daß er seiner Empfehlung willfahre. Mehr als vier Jahre lang hatte also der Kurfürst mit dieser Ernennung gezögert, wol eher aus Vorsicht und Klugheit, als wegen seiner immerhin übeln finanziellen Lage aus Sparsamkeit. Der Resident trat jetzt in den Rang wirklicher Gesandten, und mußte fortan seinen Herrn mit entsprechendem Anstande vertreten.

Am 10. Juli 1632 schrieb er an Aurelio Gigli: er dankte für die ihm zugekommene Ernennung; jetzt müsse er ihr gemäß auftreten und einen Palast halten. Er brauche sechs Bediente (staffieri), denn so viel habe der Minister eines selbständigen Fürsten nötig; der Gesandte

des Herzogs von Modena halte deren noch mehr. Jährlich werde er 200 Scudi für Livreen ausgeben müssen. Er beanspruche, daß man fortan in Briefen der Titulatur Vossignoria das Illustre hinzufüge, seines Ranges wegen, wenn er an ihn gerichtete Briefe vorzuzeigen habe. Er schrieb nochmals an demselben Tage dringend um Unterstützung, da er als Resident eines so großen Kurfürsten nicht über die Achsel angesehen werden wolle. Er führte als Beispiel den Residenten des Erzherzogs Albert von Flandern an, welcher seines größern Aufwandes wegen mit mehr Ehrerbietung behandelt werde.

Es folgten hintereinander Briefe desselben Inhalts, dringende Forderungen um Zuschuß; er werde nicht so oft darum sollicitiren, wie es sein verstorbener Vater gethan habe — aber er brauche Geld, um seinen Aufzug (ingresso) als Resident zu halten.

In München fand man solche Ansprüche zu hoch; der Fürst von Zollern, welcher das dortige Cabinet leitete, wies sie ab, und Crivelli beklagte sich beim kurfürstlichen Rat Aurelio Gigli, daß jener ihm den gebürenden Titel Illustrissimo nicht gegeben habe, den ihm doch mehrere Cardinäle in Briefen nicht versagt hätten. Man halte sechs Bediente für Luxus: es gebe aber keinen Cardinal, der weniger als acht habe; der Gesandte Savoiens halte deren sogar zehn. Als sein Vater Giambattista zum Residenten ernannt wurde, habe man ihm die Livree bezahlt, und noch dazu eine mit Sammt ausgeschlagene Kutsche; auch habe er dann und wann vom Hof Zuschüsse erhalten. Der Fürst von Zollern besitze keine Kenntniß vom Wesen des römischen Hofs, wenn er die Kleinigkeit

von ein paar hundert Scudi dem Residenten des Kurfürsten verweigere und dadurch das Ansehen seines Gebieters mindere. Mein Herr und Gönner, so schrieb Crivelli an Gigli, die Zeiten sind vorüber, wo Bertha spann (padron mio, non è più il tempo che Berta filava).

Nach vielen eindringlichen Vorstellungen erfolgte endlich ein Rescript Maximilian's, wodurch seinem Residenten der bisherige Gehalt verdoppelt wurde: er erhielt jährlich 600 Scudi, was 900 Gulden gleichkam; und außerdem 100 Scudi für Livreen.

Ich kann leider nicht mitteilen, in welcher Form und mit wie viel Pomp der wackere Gesandte seine solenne Auffahrt zum Vatican gehalten hat. Seinen Rang hat er immer mit Festigkeit zu behaupten gewußt, und das war nicht leicht in jener Zeit der peinlichsten Etikette und des beständigen Streites um Ranganssprüche unter Diplomaten, Höflingen und Großen. Der römische Hof bot gerade unter Urban VIII. ein weltbekanntes Beispiel davon dar, in jenem durch lange Jahre nicht nur dort, sondern an vielen Höfen Europa's fortgesetzten Streit um den Rang, welchen des Papstes Neffe Don Taddeo Barberini als Stadtpräfect beanspruchte. Auch unser Crivelli kam in einen Conflict solcher Art mit dem Cardinal Gasparo Borgia, dem ordentlichen Botschafter des Königs von Spanien in Rom, welcher wegen seines bekannten im Consistorium gegen den Papst erhobenen Protestes mit diesem im heftigsten Zerwürfniß lebte, und schon aus politischen Ursachen den Vertreter des Kurfürsten von Baiern, den entschiedenen Günstling der Barberini, ge-

ringschätzig behandelte. Der Brief, welchen Crivelli in dieser Angelegenheit am 24. Februar 1635 an den Nat Gigli geschrieben hat, ist zugleich ein höfisches Sittengemälde, und darum der Mitteilung wert:

„Damit Sie bei guter Gelegenheit den Durchlauchtigsten Kurfürsten unsern gemeinsamen Herrn von dem unterrichten können, was zwischen dem Botschafter des Königs von Spanien und mir vorgefallen ist, will ich Ihnen alles getreulichst melden. Als ich im Namen Sr. Durchl. Hoheit das erstemal Se. Eminenz zu begrüßen ging, kam er mir nicht so weit entgegen als schicklich war, sondern er behandelte mich als einfachen Cavalier. Im Gespräch nannte er niemals den Durchlauchtigen Kurfürsten als solchen, sondern er sprach immer nur schlechtweg vom Herzog. Zum Beispiel: wie geht's dem Herzog — der Herzog hat das und das gethan — ohne je vom Titel Hoheit Gebrauch zu machen. Beim Hinausbegleiten behandelte er mich so geringschätzig, daß ich sagen kann, er betrachtete mich ausschließlich als eine Privatperson. Ebenso und noch schlimmer verfuhr er mit mir bei meinem zweiten Besuch, welchen ich ihm unter der mir vom Jesuitenpater-Assistenten Portugals gegebenen Versicherung machte, daß der Botschafter ihm erklärt habe, mich meinem Range gemäß zu behandeln. Er hat mir niemals den Besuch erwiedert, wie die andern Botschafter des Kaisers und der Könige so zu thun gewohnt sind; und doch habe ich trotz solcher Behandlung versucht, ihn mit allerlei Beweisgründen, auch mit dem Beispiel der andern spanischen Bevollmächtigten, zu Vernunft zu bringen, doch das hat nichts gefruchtet.

„Als ich Sr. Eminenz in der Stadt begegnete und nicht anhielt, hat er mir durch eine dritte Person sagen lassen, er halte es für schicklich, daß ich bei seiner Begegnung anhalte. Da habe ich dem Boten geantwortet, das Anhalten sei kein Act der Pflicht, sondern nur der Artigkeit, und ich sei nicht in der Lage, solche dem Botschafter zu erweisen, der mich mißhandelt habe. Da ich vor meiner Ernennung zum Residenten nicht gewohnt gewesen sei, vor den Botschaftern Spaniens, Frankreichs und des Kaisers stehen zu bleiben, so dürfe ich solche Complimente jetzt um so mehr unterlassen, als ich meine gegenwärtige Stellung einnehme. Der Bote fand sich von meinen Gründen nicht nur befriedigt, sondern er wunderte sich auch über solches Verfahren mit mir, ja er erbot sich mir jede gebührende Genugthuung zu verschaffen, obwol das zu nichts geführt hat.

„Nun aber hat mir der Botschafter durch einen Andern wissen lassen, er werde mich, wenn ich in Zukunft nicht vor ihm stehen bleibe, dazu mit Gewalt nötigen. Darauf habe ich geantwortet, das sei nicht die Art mit meines Gleichen umzugehen; ich erkenne in Rom niemand über mir als den Papst und den Cardinal Barberini; der Botschafter sei Minister seines Königs, wie ich der meines Fürsten; nur die Titel Botschafter und Resident seien verschieden, ich sei dessen sicher, daß er wol überlegen werde, was er zu thun habe, wonicht, so werde ich ihm gebührlich zu dienen wissen. Wir andern nennen das freilich spanische Bravaden, und wissen schon was man davon zu halten hat.

„Seither sind wir einander nicht mehr begegnet, außer

in der vorigen Woche am Dienstag auf dem Corso, wo ich meinen Platz genommen hatte, das Rennen um das Palium Urbino's mit anzusehen. Obwol ich dort mit meinem Wagen hielt, so haben doch im Vorüberfahren die Botschafter des Kaisers, Frankreichs, Savoiens und die Cardinäle alle still gehalten um mich zu begrüßen; als aber der von Spanien vorbeikam, hat er nicht allein nicht still gehalten, sondern nicht einmal meinen Gruß erwiedert. Freilich war er unbedeckten Hauptes wegen der Grüße, die er von Andern empfing; doch der Cardinal Barberini erhob sich so bald er an mir vorüberfuhr.

„Zuvor bin ich immer mit Geschicklichkeit jeder Gelegenheit zum Verdruß aus dem Wege gegangen. Ich will nicht wiederholen, wie eifrig ich mich bemüht habe, die Sache mit dem Botschafter auf ehrenhafte Weise beizulegen, denn davon habe ich Sie bereits in Kenntniß gesetzt. Als ich dem Cardinal Della Cueva die Prätensionen des Botschafters, der mir auf so schöne Art gebieten will, auseinander setzte, entgegnete er mir, das seien Excesse, die ihm unglaublich schienen. Aber der Herr Cardinal Barberini und der Jesuitengeneral sind von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugt; sie mögen urteilen, wer von uns Unrecht hat. Um diese Spanier zufrieden zu stellen, bliebe nichts anderes übrig, als die Adoration. Hier wird alles und jedes genau abgewogen, und besonders von ihnen selbst; je nach der Person richtet sich die Art sie zu behandeln. Begehen nun die Großen in dieser Hinsicht eine Unterlassung, so folgen ihrem Beispiel auch die unter ihrem Range Stehenden; und so wird die Person desjenigen, der sich mißhandeln läßt, von

allen mißachtet. Wenn ich so extravagant sein wollte, wie dieser Resident Lothringens hier, welcher beansprucht mir nicht nachzustehen und öffentlich behauptet, daß sein Fürst unserm Durchl. Kurfürsten gleich sei, so würde ich Tadel verdienen, aber ich bin niemals aus den mir gebührenden Schranken herausgetreten. Ich habe nie die Rechte überschritten, die mir zukommen, und verweigere sie daher auch Andern nicht: ich lasse den Residenten Polens und Ungarns stets den Vortritt. Immer habe ich Alles mit dem Herrn Cardinal Barberini besprochen, und dieser weiß, ob meine Ansprüche gerecht sind oder nicht. Aber für eine gewisse Art von Menschen, die über alle hinaus sein wollen, ist Unrechtthun in ihrer Weise eine Tugend, und Rechtthun nach anderer Weise eine Sünde. Damit will ich meinen Discurs schließen; das übrige schreibe ich in Ziffern."

Die Correspondenzen Francesco Crivelli's umfassen die Epoche vom Jahre 1628 bis zum Juni 1659. Sie haben durchaus die Natur jener seines Vaters und Vorgängers, denn wie diese enthalten auch sie vielerlei Schriftstücke, welche durch die Hände des Residenten gegangen waren. Wenn sie auch darin mit dem Charakter jener übereinstimmen, daß aus ihnen keine Aufschlüsse über das Gewebe der innersten Politik Maximilian's und seiner Beziehungen zu den am Dreißigjährigen Krieg beteiligten Mächten zu erwarten sind, so habe ich doch schon bemerkt, daß sie wegen der Epoche selbst mehr diplomatische Wichtigkeit besitzen und auch reichhaltiger sind, als die Depeschen aus der Zeit Giambattista's.

Um von ihrem Inhalt, wenigstens in ihren ersten

Partien einen Begriff zu geben, will ich der Reihe nach Einzelnes hervorheben.

Den Anfang macht mit dem 5. Januar 1628 ein Befehl des Kurfürsten wegen Betreibung des Processes wider Bzovius, durch Vermittlung des Cardinals Cremona.

Es folgen viele Briefe Maximilian's die Reform der Franziskaner in Baiern betreffend.

Es folgen Schreiben von Personen des kurfürstlichen Hauses an Crivelli, so vom Herzog Albert, dem Bruder Maximilian's, und von der Herzogin Mathilde, seiner Gemalin, einer Tochter des Landgrafen Georg Ludwig von Leuchtenberg. Mathilde verlangte 50 Indulgenzen vom Papst, wie solche vor Jahren ihr Schwiegervater, der Herzog Wilhelm, erhalten habe, zu ihrem eigenen Trost, und um sie an ihre Kinder und andre Personen zu verteilen. Die Sache machte Schwierigkeiten; nur 20 Indulgenzen vermochte Crivelli zu erlangen, und damit begnügte sich die Herzogin. Auch vom alten Herzog Wilhelm finden sich nicht wenige eigenhändige Briefe.

Am 30. März 1628 schickte Maximilian an Crivelli ein Pack Schriftstücke der Katholiken Englands; er solle sie dem Papst und dem Cardinal-Nepoten übergeben, und ihnen die vernachlässigten Interessen jener Glaubensgenossen dringend empfehlen; er erinnere an den Spruch: afflictis non est addenda afflictio.

Mit demselben Jahre 1628 beginnen die politischen Verwicklungen in Folge des mantuanischen Erbfolgekrieges — die Spannung des Papstes zu den beiden habsburgischen Dynastien Spanien und Oesterreich ver-

größert sich: der Kurfürst wird in dieselbe hineingezogen: denn Frankreich und der Papst bemühen sich ihn von den Interessen des Kaisers abzutrennen, um der Uebermacht des Hauses Habsburg durch Baiern einen Damm entgegenzustellen. Alle diese Vorgänge, die sich durch mehrere Jahre hinziehen, reflectiren sich in den Correspondenzen — ich habe davon bereits Gebrauch gemacht, und kann daher auf meine diese Angelegenheiten betreffende Schrift verweisen. Es findet sich ein Schreiben Maximilian's, aus München vom 13. Juli 1628, an den Papst; er dankt ihm für die ihm gemachte Kundgebung seiner Freude über die Siege der Katholischen und ganz im Besondern für den väterlichen Glückwunsch zur Besetzung von Stade. Diesen Ort hatte Tilly am 7. Mai 1628 eingenommen: siegreich drang die Liga gegen Norden vor, während der Kaiser seine Hand auf die baltischen Küsten legte, Wallenstein sich bereits in den Besitz Mecklenburgs gesetzt hatte, und Stralsund bedrängte. Die Katastrophe näherte sich. In Rom wurde Crivelli vom französischen und venetianischen Botschafter umworben, und vom Papst geliebkost.

Es finden sich Depeschen Crivelli's aus der ersten Hälfte des Jahres 1629 bezüglich auf den Einspruch des Kurfürsten von Baiern als Haupt der Liga gegen die Besitznahme der den Protestanten entrissenen Stifter in Niedersachsen durch den Kaiser, denn diese seien durch Tilly mit den Waffen der Liga erobert worden. Von Tilly selbst liegen mehrere Briefe an Crivelli aus jenem und dem folgenden Jahre vor. Er schreibt aus Stade, seinem Hauptquartier; er empfiehlt dem Cardinal-Nepoten

die Protection der Jesuiten und ihrer drei zu gründenden Collegien in Verden, Stade und Lüneburg. Er fordert dringend die Erteilung des Bistums Verden an den Bischof von Osnabrück, was auch erfolgte.[1]

Am 9. März 1630 meldete Crivelli dem Kurfürsten den Tod des bekannten Padre Domenico, was ein großer Verlust für jenen sei.

Am 25. März 1630 condolirte Maximilian dem Papst wegen des Todes seines Bruders Don Carlo Barberini. An demselben Tage bittet er Urban VIII. um die Beatification des Papstes Gregor X., welcher einst Archidiaconus von Lüttich gewesen sei, und dessen Heiligsprechung sein eigener Bruder, der Kurfürst von Köln, besonders wünsche.

Mit dem Jahre 1630 werden die Correspondenzen immer reichhaltiger. Es erfolgte die Katastrophe auf dem Reichstage zu Regensburg — die wichtige Audienz Crivelli's wegen der römischen Königswahl, welche dort vereitelt wurde, habe ich bereits mitgeteilt, wie auch Einiges, was den italienischen Frieden betraf.

Der Rat Aurelio Gigli hatte den Kurfürsten nach Regensburg begleitet; von dort schrieb derselbe schon am 1. Juli an Crivelli, und dann weiter noch sehr umständliche Berichte vom Kurfürstentage, welche aber leider jeder politischen Wichtigkeit entbehren.

Tilly gab aus Regensburg am 21. October 1630

---

[1] Siehe über diese Angelegenheiten O. Klopp, Das Restitutionsedict im nordwestlichen Deutschland in „Forschungen zur deutschen Geschichte", I, 1862.

dem Residenten in einem Schreiben Meldung von dem glücklichen Abschluß des italienischen Friedens, und Crivelli berichtete am 2. November an Gigli über den Eindruck, welchen dieser Friedensschluß auf den beglückten Papst gemacht habe.

Es folgten Unterhandlungen wegen der von Maximilian geforderten Unterstützung der katholischen Liga, in der Zeit, als die Invasion des Schwedenkönigs alle Verhältnisse in Deutschland gewaltsam änderte und den Kurfürsten vor die Alternative stellte, entweder mit Frankreich und Schweden sich zu vertragen, oder sich wieder an den Kaiser fest anzuschließen. Doch über diese wichtigen Dinge dürfen wir in den Correspondenzen keine vertraulichen Mitteilungen suchen. In derselben Zeit bemühte sich Crivelli eifrig im Vatican um die Unterstützung der katholischen Liga; er setzte auch die betreffenden Erlasse des Papstes durch — dessen Breve an den Nuntius in Wien vom 9. April 1631 liegt in den Correspondenzen vor.

Zum Zweck den Papst günstig zu stimmen, scheint Maximilian damals dessen Prätensionen wegen des Ranges befürwortet zu haben, welche er für seinen mit der römischen Präfectur investirten Nepoten geltend machte. Es findet sich der Entwurf seines Gratulationsschreibens an diesen Don Taddeo Barberini vor, datirt München den 5. Juni 1631, und die Danksagung des Präfecten an den Kurfürsten aus Rom vom 9. August 1631. Am 6. September richtete Crivelli an den Rat Gigli und noch besonders an Maximilian Briefe im Namen des Papstes und des Cardinals Barberini, worin er bat, die

Ranganſprüche des Stadtpräfecten anzuerkennen, und ſie beim Kaiſer zu befürworten.

Darauf bezieht ſich der Entwurf eines Schreibens des Kurfürſten an Crivelli, München 24. September 1631, worin derſelbe erklärt, daß er dem Papſte zu gefallen ſich in dieſem Sinne beim Kaiſer verwenden wolle. Um ſolche Erbärmlichkeiten ſetzte man im Vatican die Höfe Europa's in Bewegung in derſelben Zeit, wo die Siege Guſtav Adolf's das Reich und die katholiſche Kirche in die äußerſte Gefahr brachten.

Der Kurfürſt von Baiern hatte am 8. Mai 1631 den Schutzvertrag mit Frankreich abgeſchloſſen; man erwartete große Dinge: ein Abkommen mit Schweden ſelbſt. Vielerlei Gerüchte waren nach Rom gedrungen — die ſpaniſche Partei am dortigen Hof tadelte laut den Kurfürſten, der ſich vom Kaiſer abtrennen wolle, und ihm jede Unterſtützung verweigere. Schon am Ende des Jahres 1631 hatte Crivelli von dieſen Reden nach München berichtet. Darauf ſchickte ihm Maximilian am 29. Januar 1632 eine Information zu ſeiner Rechtfertigung, mit dem Befehl, dieſes Schriftſtück in Rom zu verbreiten und namentlich auch dem Cardinal Barberini zukommen zu laſſen.

In derſelben Zeit, am Anfange des Jahres 1632, ſteigerte ſich das Zerwürfniß Spaniens und des Reiches mit dem Papſt, der dieſen Mächten jede weltliche und geiſtliche Unterſtützung gegen den Schwedenkönig verſagte, bis zu dem bekannten Auftritt im Conſiſtorium am 8. März, wo der ſpaniſche Botſchafter-Cardinal Gasparo Borgia wider das Verfahren Urban's öffentlich Proteſt

einlegte. Von allen diesen Vorgängen findet sich auffallender Weise nichts in den Depeschen Crivelli's. Während der Katastrophe im Consistorium war er freilich nicht in Rom anwesend, da ihn der Kurfürst nach Florenz geschickt hatte, dem Großherzog von Toscana zu condoliren, dessen Gemalin die Erzherzogin Maria Magdalena gestorben war. Es fehlen daher die Depeschen Crivelli's vom 7. Februar 1632 ab, wo er noch aus Rom berichtet hatte, bis zum 20. März 1632, wo er wieder zurückgekehrt war. An dem genannten Tage machte er dem Rat Gigli einen ausführlichen Bericht von seiner in Florenz ausgeführten Sendung.

Bald darauf brach das Verderben über den Kurfürsten und sein von den Schrecken des Kriegs bisher durchaus verschontes Land herein. Nachdem seine unter Vermittlung Frankreichs mit Gustav Adolf betriebenen Unterhandlungen wegen der Neutralität abgebrochen waren, drang die schwedische Armee südwärts über die Grenzen Baierns vor.

Für die Entwicklung dieser Katastrophe bieten zwar die Correspondenzen kein neues Material dar, doch lassen sie den, unter allen auch den peinlichsten Verhältnissen, fortgesetzten Verkehr des Kurfürsten mit seinem Residenten in Rom verfolgen.

So schreibt ihm Maximilian am 14. April 1632 vom Lager am Lech, daß er sich längs dieses Flusses mit der Armee befinde, um dem Schwedenkönig den Uebergang zu verwehren. Nachdem Gustav Adolf diesen Uebergang in dem mörderischen Kampf bei Rain sich erzwungen hatte, wo der greise Tilly zum Tode verwundet wurde,

und Maximilian sich in das feste Ingolstadt zurückgezogen hatte, schrieb er von dort an Crivelli am 21. April, und legte seinem Brief einen Bericht an den Cardinal Barberini bei. Das Schreiben an diesen lautet wie folgt:

„Der Schwede war am 15. dieses mit seiner ganzen Armee von Donauwörth aufgebrochen und begann mit großem Fleiß nicht weit von Rain eine Brücke über den Lech zu schlagen. Begünstigt und gedeckt von der Dunkelheit der Nacht und einem dichten Nebel, welcher am Morgen einfiel, vermochte er nicht allein sich am Flußufer zu befestigen, sondern auch seine Artillerie so vorteilhaft aufzupflanzen, daß er unter ihrem Schutz die Brücke hinreichend vorwärts bringen konnte. Unterdeß wurde von beiden Seiten ein heftiges Musketen- und Kanonenfeuer unterhalten, und unter beständigem Gefechte hielt sich der Feind auf der andern Seite bis zum Beginn der Dunkelheit der folgenden Nacht. In diesem Gefecht wurde der Baron Aldringen, der General der kaiserlichen Artillerie, und bald darauf der Graf Tilly, dieser von einem Passavolant über dem Knie des rechten Beines, der ihm den Hüftknochen zerschmetterte, und jener von einem Falconet am Kopf getroffen, und beide mußten sich deshalb zurückziehen und ihren Posten verlassen. So sah sich der durchlauchtigste Kurfürst mit unserm geringen Volke im Angesicht des an Zahl weit überlegenen Feindes außer Stande, diesem den Uebergang zu verwehren, wenn er nicht zugleich die Armee, das ganze Reich und die Religion auf das Spiel setzen wollte: er entschloß sich vielmehr nach reiflicher Beratung mit seinem

ganzen Volk nach Neuburg und Ingolstadt sich zurückzuziehen. Und das ist auch in guter Ordnung und ohne Verlust geschehen. Er erwartet gegenwärtig den ihm von Sr. kaiserlichen Majestät versprochenen Succurs, um dann, sobald die Armee an Zahl und Kraft gestärkt sein wird, mit weniger Gefahr den Feind aufzusuchen, und wenn es Gottes gnädigem Beistand gefällt, zurückzutreiben."

Die nächsten, in den Correspondenzen aufbewahrten Briefe des Kurfürsten an Crivelli datiren aus Regensburg vom 6. Mai 1632 ab. Aus dem dortigen Lager schreibt er ihm am 12. Mai:

„Der Feind legt mit unglaublicher Wut dieses arme Land in Asche, und haust ärger als Türken und Barbaren, so groß ist sein und der Seinigen Haß aus dem einzigen Grunde der Religion. Mir allein schreibt er Alles zu, was in Deutschland zum Nachteil der Protestanten und anderer Ketzer geschehen ist, und diese stacheln ihn auf, obwol er schon selbst hinreichend zu meinem Verderben gestimmt ist. Auch Landshut ist in seine Gewalt gefallen; sobald der Succurs eingetroffen ist, will ich mit Gottes Hilfe meinen Entschluß fassen."

Briefe über die weiteren Vorgänge, z. B. die Einnahme Augsburgs und Münchens, finden sich nicht vor — nur solche Crivelli's, die fast immer an den Nat Gigli gerichtet sind, worin der Resident sein tiefes Bedauern über die Niederlagen in Baiern, die Besetzung Münchens, den Tod Tilly's ausdrückt, und auch von den finstern Gerüchten redet, welche in Rom umgingen, daß nämlich München geplündert, Ingolstadt erobert, der Kur-

fürst und die Kurfürstin in schwedische Gefangenschaft geraten seien.

Dann berichtet der Resident von seinen unausgesetzten Bemühungen um Unterstützung des Kurfürsten durch den Papst, und von seinem wenig tröstlichen Erfolge.

Noch am 12. Juni ist folgendes Schreiben Maximilian's an Crivelli aus Regensburg datirt: „Mit diesem schicke ich Ihnen ein Blatt den Bericht über den Zustand der Angelegenheiten hier enthaltend: dies werden Sie dem Herrn Cardinal Barberini übergeben. Der Feind läßt ein Denkmal zurück, welches länger als ein Jubiläum dauern wird; man sieht mehr Asche als Häuser; von der nicht geringen Beute, die er in meinen Residenzen und Palästen an mehreren Orten gemacht hat, will ich nicht reden. Man muß sich in Allem dem Willen Gottes unterwerfen, der Sie schützen und erhalten möge. Aus dem Lager bei Regensburg."

Dann folgt in eigenhändiger Nachschrift:

„Seit meiner Abreise von München habe ich nur zwei Briefe von Ihnen empfangen und ebenso viele vom Herrn Cardinal Barberini."

Am 16. Juni brach Maximilian von Regensburg auf; von diesem Tage ist noch aus dem dortigen Lager ein Schreiben des Kurfürsten an den genannten Cardinal datirt, ihm anzuzeigen, daß er seiner Empfehlung willfahrend Crivelli zu seinem Residenten ernannt habe. Das gab er an demselben Tage, doch schon aus dem Lager bei Burglengenfeld, drei Meilen nördlich von Regensburg, diesem selbst in folgendem Schreiben kund:

„Zu den guten Informationen, welche ich über Sie

besitze, der ich außerdem mit Ihrer Treue und Ihrem mir bisher bewiesenen Eifer in meinem Dienst zufrieden bin, hat der Herr Cardinal in seinem letzten Brief ein solches Zeugniß hinzugefügt, und mich so nachdrücklich gebeten, Ihnen den Titel und die Stellung meines Residenten am dortigen Hof zu erteilen, daß ich Ihnen dieselben gewähre in derselben Weise, wie sie zuerst Ihr Vater, der Herr Giambattista seligen Andenkens, gehabt hat. Da nun Se. Eminenz von mir wünschte, daß Sie diesen Posten für die Zukunft behalten und sich in ihm zur Anerkennung bringen, so habe ich ihm zugleich davon Anzeige gemacht, damit Sie sich darnach richten. Indem Sie diese Genugthuung empfangen, soll sie Ihnen zum Sporn dienen, in Ihren guten Diensten fortzufahren, denn diese werden mir immer angenehm sein. Und so erbiete ich mich Ihnen mit meiner bekannten Wolgeneigtheit, und Gott schütze Sie."

Es folgt als eigenhändige Nachschrift: „In der Beilage gebe ich dem Herrn Cardinal Barberini Nachricht von meinem Aufbruch von Regensburg und dem Fortrücken des Lagers gegen die Oberpfalz, um die Bewegung des Feindes im Auge zu behalten, der seiner in Baiern ausgeübten Barbarei müde, über die Donau gezogen ist."

Es folgen Briefe des Kurfürsten an Crivelli aus dem Lager bei Dürschenreuth am 29. Juni, aus dem Lager bei Waiden am 2. Juli 1632. Hier schreibt Maximilian von der Unterstützung an Geldmitteln, welche ihm der Papst durch den Nuntius Grimaldi zukommen zu lassen versprochen habe, und die er erwarte, und er setzt hinzu, daß die beiden Armeen, seine und die kaiser-

liche, nach Uebereinkommen, gegen den Feind marschiren, welchen sie in wenig Tagen zu treffen hoffen.

Auch aus der denkwürdigen Zeit, als der Kurfürst, mit Wallenstein vereinigt, dem bei Nürnberg verschanzten Schwedenkönig lange, schreckliche Wochen hindurch gegenüber lag, gibt es eine Reihe von Schreiben an Crivelli. Das erste ist datirt aus dem Lager bei Nürnberg am 16. Juli 1632. Der Kurfürst trägt dem Residenten auf, dem Papst für die Zeichen väterlicher Güte zu danken, die ihn bewogen, von ihm Nachrichten zu verlangen. Am 27. Juli schickt er solche Berichte an den Cardinal Barberini. Am 21. August thut er kund, daß der Nuntius Grimaldi in Wien seinen Verwandten Ottavio an Wallenstein und an ihn selbst ins Lager geschickt habe: diese Meldung bezog sich auf die versprochenen aber nicht geleisteten Subsidien von Seiten des Papstes.

Es ist bemerkenswert, daß selbst in jener schwierigen Lage vor Nürnberg der Kurfürst Zeit und Stimmung fand, an die Bedürfnisse seiner Kunstliebhaberei zu denken. Denn aus einem Brief Crivelli's an Gigli vom 21. August 1632 geht hervor, daß der Resident von dort her Aufträge erhalten hatte, Gemälde in Rom anzukaufen, um die Verluste zu ersetzen, welche durch die schwedische Plünderung der kurfürstlichen Schlösser entstanden waren.

Es erfolgte am 16. November die große Schlacht bei Lützen, und der Tod Gustav Adolf's. Officielle Berichte darüber an Crivelli finden sich nicht vor; nur Depeschen desselben, welche leider in sehr flüchtiger Weise den Reflex jener Ereignisse auf die Stimmung in Rom andeuten. Ganz lakonisch meldete er am 11. December

1632, daß der Papst am Morgen dieses Tages in die Nationalkirche der Deutschen dell' Anima gegangen sei, um für die gewonnene Schlacht zu danken, und daß man hoffe, er werde bald dahin zurückkehren. Er beklagte sich zugleich über die Spanier, die nie Gutes von Maximilian redeten, sondern jeden Erfolg Wallenstein allein zuschrieben, ohne jemals den Namen des Kurfürsten zu nennen. Am 18. December meldete er von einer Audienz beim Papst und bemerkte, es seien Briefe aus Wien gekommen, welche den Tod des Schwedenkönigs leugneten, weshalb man in Rom Wetten anstelle. Er habe den Papst darum gefragt: dieser habe gelacht und erklärt, der Tod Gustav Adolf's sei wahr, nur könnten viele diese Nachricht nicht verdauen; der Papst habe ihm darauf Einzelheiten aus der Schlacht mitgeteilt, wie den Tod vieler Heerführer.

Es ist auffallend, daß sich in den Berichten Crivelli's nach München auch nicht eine einzige Andeutung jener offen kundgegebenen Mißstimmung Urban's über den vermeintlichen Sieg des Kaisers und den Fall des großen Schwedenkönigs findet, von der doch so viele andere officielle und private Berichte Zeugniß gegeben haben. Es ist auch auffallend, daß der bairische Resident gar keine Mitteilung von dem Zerwürfniß des Papstes mit Spanien gemacht hat, daß er alle Vorgänge, die sich Jahre hindurch aus dem Protest des Cardinals Borgia entwickelten, mit Stillschweigen übergeht, und auch nichts von der Sendung der kaiserlichen Bevollmächtigten, des Herzogs Federigo Savelli, des Cardinals Pazman, noch von den

außerordentlichen Gesandten Spaniens und ihren drohenden Forderungen zu melden weiß. Die ganze habsburgisch-römische Krisis empfängt aus den Correspondenzen Crivelli's nicht die geringste Aufklärung.

Der Grund dieser Zurückhaltung kann officieller Weise darin gesucht werden, daß der Resident sich in seinen Berichten streng an die Grenze seines Amtes hielt — hätte er von seinem Hof, der über das Zerwürfniß des Papstes mit Spanien und das Auftreten des Cardinals Borgia sicherlich unterrichtet war, Aufträge gehabt, davon Meldung zu thun, so würden wir solche vorfinden; denn es ist unstatthaft anzunehmen, daß darauf bezügliche Schriftstücke, wenn sie vorhanden waren, später unterdrückt und also nicht der Sammlung der Correspondenzen einverleibt worden sind. Was aber das gründliche Schweigen Crivelli's über die schadenfrohen Aeußerungen des Papstes bei Gelegenheit der Niederlagen der Kaiserlichen durch die Protestanten betrifft, wovon Rom erfüllt war, oder was sein Verschweigen der Mißstimmung Urban's VIII. über die durch den Tod Gustav Adolf's eingetretene Wendung der Dinge betrifft, so halte ich dasselbe für absichtlich und durch die persönliche Rücksicht veranlaßt, welche Crivelli auf den Papst und die Barberini nahm, deren ganz besondere Protection er genoß. Er hat Alles unterdrückt, was dem Kurfürsten Veranlassung zur Unzufriedenheit mit seinen Gönnern geben konnte. Durch die Fürsprache des Cardinals Barberini war er selbst zur Stellung des Residenten gelangt; er vergalt ihm diese und andre Liebesdienste. Als der berühmte Cardinal Ludovico Ludovisi, einer der Führer der spanischen Partei, in Folge seiner

Verbannung aus Rom durch den Papst gestorben war, forderte Crivelli in einem Schreiben an Gigli (Rom, 27. November 1632) dringend die nun vacant gewordene Ehrenstelle des Protectors der katholischen Liga für den Cardinal Francesco Barberini selbst, weil solche Stelle einem Nepoten des lebenden Papstes gebühre. Ludovisi habe der Liga mehr Schaden als Nutzen gebracht; Aldobrandini bewerbe sich um das Protectorat, müsse aber abgewiesen werden. Der Papst selbst verlange diese Ehre für seinen Nepoten, auch wenn die Liga nicht mehr bestehe (Brief vom 4. December 1632). Auf mehrere solche sehr dringende Schreiben erhielt endlich der Resident vom Rat Gigli zur Antwort, daß solche „furia" nicht not sei, daß man im Cabinet des Kurfürsten denke, ein so heftiges Begehren des Cardinals nach dem Protectorat sei eher die eigene Erfindung des Residenten. Schließlich setzte dieser doch die Angelegenheit durch: denn am 6. April 1633 hat der Kurfürst die Protection der Liga wirklich dem Cardinal Barberini angetragen.

Wenn dieser Entschluß ein durch Crivelli dem Cardinal erwiesener Liebesdienst war, so hat der Nepot noch in demselben Jahr Gelegenheit gehabt, ihn zu vergelten. Der Resident wurde nämlich mit nichts geringerem, als dem Verlust seiner eigenen Stellung bedroht. Dem Kurfürsten waren Gerüchte zu Ohren gekommen, welche den Charakter seines Gesandten in Rom beschädigten. Sie betrafen nicht sowol dessen eigene Person, als seltsamer Weise die Ehre seiner Familie. Er hatte zwei erwachsene Töchter, von denen es hieß, daß sie ihren Ruf bloß-

stellten — solche Anklage gerade in jener Zeit sittenloser Ueppigkeit, und noch mehr die, wie es scheint, durchaus geringfügige Veranlassung dazu, ist sonderbar genug, und eigentlich nur der Bemerkung wert, weil sie die Sittenstrenge Maximilian's kennzeichnet. All' das erfahren wir nicht aus den Correspondenzen Crivelli's, sondern aus einem langen Brief des Cardinals Francesco Barberini selbst, der sich herbeiließ auf solche Klatschgeschichten einzugehen, um seinem Günstling die Gnade Maximilian's zu erhalten.[1]

Er war vom Kurfürsten aufgefordert worden, ihm über jene Gerüchte die Wahrheit zu sagen, und schrieb ihm: er glaube, daß Maximilian eher von dem Ruf Crivelli's, als von dessen Handlungen unterrichtet sein wolle, da diese, wo sie fehlerhaft gewesen, nur Irrtümern zuzuschreiben seien. Seit drei Jahren stehe das Haus Crivelli nicht in gutem Rufe, teils wegen der Leichtfertigkeit der Töchter, die sich oft an den Fenstern sehen ließen, teils wegen der zu häufigen Besuche eines Geistlichen, eines entfernten Verwandten. Die Ehren, welche Crivelli vom Kurfürsten empfangen, hätten ihn zu einem angesehenen Manne gemacht, und mit dem Neide habe sich auch die Wichtigkeit dieser Dinge gesteigert. Als er, der Cardinal, Crivelli zum Posten des Residenten empfehlen wollte, habe er lange geschwankt, ob er dem Kurfürsten diesen Vorschlag machen solle oder nicht, doch sich

[1] Der Brief an den Kurfürsten, Rom 12. November 1633, befindet sich in der Sammlung Barberini Corrispondenza Romana, in demselben münchener Staatsarchiv.

endlich entschlossen über jene Gerüchte hinwegzugehen. Es seien wol auch die Spanier dabei im Spiel, mit denen Crivelli Auftritte gehabt habe. Das Beste, wozu er diesem geraten, sei, die Töchter in ein Kloster zu thun; dann würde das Gerede aufhören. Es erweise sich auch als falsch, daß der Herzog von Crequi mit den Töchtern Crivelli's sich unterhalten habe. Er würde den Kurfürsten selbst ersuchen, dem Residenten den Abschied zu geben, wenn er glaube, daß er seinen dienstlichen Obliegenheiten nicht genüge, aber in diesem Fall ihn bitten, Crivelli vorher davon zu benachrichtigen, damit er ohne Schädigung seines Ansehens selbst um seinen Abschied einkommen könne. „Ich bin", so schloß der Cardinal sein Schreiben, „mit dieser meiner Meinung vielleicht zu weit gegangen; jedoch ich erlaube mir das aus Rücksicht darauf, daß der Resident der Sohn eines so großen Vaters (nato di padre così grande) und Dieners Ew. Hoheit ist, durch dessen Vermittlung ich selbst zahllose Gunstbeweise von Ew. Hoheit empfangen habe."

Welches Ende das Familiendrama Crivelli genommen habe, weiß ich nicht anzugeben. Wir wollen glauben, daß der Vater die leichtfertigen Fräulein in ein Kloster gesteckt hat. Er selbst behauptete seinen Posten in Rom, und die Correspondenzen zeigen, daß sein Verhältniß zum Kurfürsten und dessen Hause mit der Zeit immer inniger geworden ist. Dies lehren auch die vielen mit aufrichtiger Empfindung geschriebenen Gratulationsbriefe Crivelli's an Maximilian bei festlichen Gelegenheiten.

Nun aber will ich mit diesen Berichten abschließen,

da mein Zweck erreicht ist, sowol von der diplomatischen Natur der gesammelten Actenstücke, als von der Persönlichkeit der beiden Gesandten, deren Namen sie tragen, Mitteilung zu machen. Diese Correspondenzen habe ich nur bis zum Jahre 1635 genau durchgesehen — aus den übrigen, die noch 24 Jahre umfassen, nur Einzelnes aufgesucht, wie unter anderem Depeschen über die Ankunft und den Aufenthalt der Königin Christine von Schweden in Rom. Ich bemerke noch, daß Francesco Crivelli in den letzten Jahren seine Berichte nicht mehr an Aurelio Gigli, welcher wol schon gestorben war, sondern an den Rat Ferdinand Egarter gerichtet hat. Der Resident schreibt jetzt seltener eigenhändig — das Alter spiegelt sich in seinen Briefen ab; seine Handschrift hat sich verändert, ihre Züge sind ungleich und zusammenhanglos geworden: wir haben es mit einem Scheidenden zu thun.

Der würdige Mann hat die meisten seiner Zeitgenossen aus der großen Epoche des Dreißigjährigen Krieges ins Grab steigen sehen. Er hat als Resident zwei Päpste überlebt, Urban VIII. und Innocenz X., und Alexander VII. Chigi Papst werden sehen. Er hat zwei Kaiser überlebt, Ferdinand II. und dessen Sohn Ferdinand III., und Leopold I. diesem nachfolgen sehen. Er sah von der politischen Scene abtreten Richelieu und Ludwig XIII., und sie einnehmen Mazarini und Ludwig XIV. Er hat auch Cromwell überlebt. Sein eigener wolwollender Fürst, Maximilian I., welchem er 23 Jahre lang gedient hatte, starb am 27. September 1651, und noch 8 Jahre lang setzte Crivelli unter dessen Sohn und

Nachfolger Ferdinand Maria seine Dienste als Resident Baierns fort.

Wir lesen noch mit Anteil die letzten Berichte, welche Francesco auf seinem Krankenlager dictirt und mit zitternder Hand unterschrieben hat. Am 3. Mai 1659 meldete er dem Rat Egarter, daß er seit mehr als 8 Tagen bettlägerig sei und viel leide. Am 10. Mai: „Ich befinde mich in demselben Zustande, mit demselben Brennen im Munde; ich muß mich zwingen, wenn ich einen Bissen essen soll. Ich danke Gott für Alles. Mehr kann ich nicht sagen, ich bin außer mir. Ich bitte, entschuldigen Sie mich, haben Sie Mitleid mit mir, und beten Sie für mich, und erhalten Sie mir Ihre Gunst." Dieser Brief ist nicht mehr eigenhändig unterschrieben. Francesco schrieb am 17. Mai 1659: es stehe noch schlimm mit ihm; doch könne er melden, daß man in Rom schon vom Abschluß des Friedens wisse — hier meinte er wol die Präliminarien des pyrenäischen Friedens.

Er berichtete noch kurz am 24., 31. Mai, am 7. und 14. Juni, mit eigener Namensunterschrift. Am letzten Datum beklagte er sich, daß ihm zwei schon ausgefertigte päpstliche Breven noch nicht zugekommen seien, und er sie deshalb nicht abschicken könne. „So etwas ist mir niemals widerfahren in dreißig Jahren, daß ich mit dem Hof zu thun habe." Dies sind die letzten Worte, die wir von Crivelli lesen.

Am 21. Juni 1659 meldete Hortensia Benzoni Crivelli den Tod ihres Gatten in drei italienischen Schreiben an den Kurfürsten, die Kurfürstin und den Rat Egarter. Der Brief an den ersten lautet so:

„Durchlauchtigster Fürst und gnädigster Herr, nach vielen Tagen schmerzlichster Krankheit ist in's andre Leben hinübergegangen der Herr Francesco Crivelli, mein Gatte, Resident Ew. Durchl. Hoheit an diesem Hof. Die christlichen Tugenden, welche ihn bis zum letzten Ende seines Lebens begleitet haben, und die Erwägung, daß er dies im ehrenvollen Dienst Ew. Durchl. Hoheit beschlossen hat, haben zu einem Teil die menschliche Empfindung bei diesem großen Uebergange gemildert. Ich bleibe mit einer Tochter als Trümmer des Unglücks zurück; denn da der Resident seiner Stellung gemäße Ausgaben gemacht hat, so hat er sein Haus nicht von Notbedarf befreien können. Die fortgesetzte Dienstbarkeit dieses Hauses gegen dasjenige Ew. Durchl. Hoheit wird durch den Tod mehrerer Angehörigen der Familie bestätigt, welche einer dem andern nachfolgend den Ruhm gehabt haben, ihre Tage in der Eigenschaft wirklicher Diener zu beschließen. Trotzdem bedarf es nicht solcher Rücksichten, um den Blick Ihrer Gnade auf eine Wittwe und eine Waise zu lenken, und um ihnen zu ihrem täglichen Unterhalt Unterstützung zu gewähren, auf daß sich in der Welt der Glaube an die dauernde Wirksamkeit Ihrer Gnade befestige. Wenn Ew. Durchl. Hoheit geruhen wollen, jetzt, wo mein Gatte nicht mehr ist, die Ehre seines Amts in der Person eines römischen Kanzlers fortführen zu lassen, so bitte ich dringend meinen Bruder nicht einem andern nachzusetzen, und ich versichere Ew. Durchl. Hoheit, daß derselbe niemand in dem Wunsche nachsteht, so großer Gunst sich würdig zu zeigen durch solche Handlungen der Dienstbarkeit, welche ganz besonders

den Verdiensten Ew. Durchl. Hoheit und unserer verbindlichsten Devotion entsprechen, mit welcher wir Ihnen von Gott das vollkommenste Glück erflehen.

Rom, am 21. Juni 1659.

Ew. Durchl. Hoheit
untertänigste Dienerin
Ortensia Benzoni Crivelli."

Der Kurfürst Ferdinand Maria bewilligte der Wittwe und ihrer Tochter eine Pension. Es finden sich Schreiben derselben Hortensia vom 1. November 1660, und aus dem Jahre 1661, in welchen sie dafür ihre Dankbarkeit ausspricht.

Da Francesco Crivelli keinen Sohn hinterließ, so erlosch mit ihm seine Familie und der Dienst, welchen diese durch eine so lange und denkwürdige Zeit dem Fürstenhause Baierns geleistet hatte.[1]

---

[1] Das Staatsarchiv in München gibt keine Aufklärung über die Besetzung der Stelle des bairischen Residenten in Rom nach dem Tode Crivelli's.

Neues Leben in Corsica.

1882.

Vom Napoleons-Eilande ist seit Jahren keine besondere Kunde ins Ausland gelangt. Corsica hatte die Aufmerksamkeit der Welt nur vorübergehend erregt, als sie es zuließ, daß ein zweiter Bonaparte den Kaisertron Frankreichs wieder aufrichtete. Auch Napoleon III. umgab sich mit Corsen. Corsische Namen wurden wiederum gehört, selbst in den höchsten Sphären des französischen Staates. Benedetti, ein Corse aus Bastia, ist endlich durch die Scene zu Ems sogar eine geschichtliche Figur geworden. Die Bonaparte auf dem Tron haben wenig für ihre Heimatsinsel gethan; sie erinnerten sich nicht gern an ihre eigenen Ursprünge. Napoleon III. ließ Corsica entwaffnen, um die furchtbare Vendetta leichter auszurotten. Sie ist wirklich gemindert worden.

Die wilde, schöne Insel der Helden und Bluträcher hat in den 30 Jahren, seit meinem Aufenthalt auf ihr, das fortschreitende Leben wohnlicher und civilisirter gemacht. Einstmals, als ein corsischer Edelmann Rousseau zum Besuch des Eilandes einlud, riet er dem Philosophen, sich ein Bett mitzubringen, denn so etwas sei in Corsica schwer aufzutreiben. Heute werden Kranke aus den entferntesten Ländern dorthin geschickt, und sie treffen in den

Hauptstädten der Insel alle nur wünschenswerte Bequemlichkeit, Gasthäuser und Pensionen, französische, deutsche, englische. Es wird auch an einer Eisenbahn gebaut, welche Bastia und Ajaccio mit einander verbinden soll.

Die lange, schreckliche Epoche der Kriege und der Vendetta ist für Corsica schon durch Napoleon I. geschlossen worden. Langsam haben sich die Corsen aus ihrer Erschöpfung und Verwilderung erhoben, und langsam sich an friedliche Zustände gewöhnt. Diese selbst erschienen ihnen inhaltsleer und geschichtlos, weil ihre Geschichte nur Krieg und Kampf gewesen war. Jetzt aber gilt es für sie, nicht Helden des Schwertes, des Dolchs und der Flinte zu sein, sondern Menschen der Arbeit und Wissenschaft. Denn nur in Thaten des Geistes kann fortan die Größe der Völker bestehen. Nur die Nationen sichern sich noch das geschichtliche Leben, welche denken und arbeiten. Der große deutsche Nationalkrieg von 1870 mit dem wahrscheinlich zum letzten mal bonapartisch-corsisch gewesenen Frankreich hat die Welt über diese Wahrheit für immer aufgeklärt.

Nun, es regt sich auch in Corsica. Es erwacht auch auf dieser verrosteten Heldeninsel ein neues geistiges Leben. Ich bin hoch erfreut, daß ich meinen Landsleuten davon Kunde geben kann.

Am 19. December 1880 hat sich in Bastia eine Gesellschaft der Geschichte und Naturwissenschaften gebildet: Société des sciences historiques et naturelles de la Corse. In ihrem Programm hat sie sich folgende Aufgabe gestellt: Urkunden und Memoiren zur Geschichte der Insel zu sammeln und zu veröffentlichen, und das Stu-

dium der Naturwissenschaften zu fördern. Ihr Gründer und Präsident ist der Abbé Letteron; ihre Vicepräsidenten sind der Rat vom Appellhof de Caraffa und der Baron Cervoni; Secretäre der Advocat Cagnani und der Dr. Borghetti.

Die Sitzungen finden im Saal des Gemeindepalastes statt am ersten Sonntage jeden Monats um 1 Uhr nachmittags, und monatlich wird ein Bulletin ausgegeben, welches wissenschaftliche Materialien enthält.

Es ist nicht wenig anziehend, unter den einheimischen Mitgliedern dieser Gesellschaft Familiennamen wiederzufinden, die seit Jahrhunderten der corsischen Geschichte angehören: Arrighi, Buttafuoco, Casabianca, Casanova, Ceccaldi, Cervoni und Colonna, ferner Gaffori, d'Istria, Malaspina, Matra, Ornano, Orsini, Paoli (doch schwerlich zum Hause Pasquale's gehörig), Pozzo di Borgo, Saliceti, Savelli, Vincentelli u. a. m. Welche kriegerische Namen von ehernem Klang! Auch ein Bonaparte fehlt nicht, nämlich Louis Lucian, der gegenwärtig in London lebt. Nach solchen Namen zu urteilen, vereinigt die durchaus patriotische Stiftung bereits die angesehensten Männer der Insel, und sie erscheint, von außen betrachtet, als ein höchst bedeutendes nationales Organ für das geistige Leben der Corsen.

Die neugegründete Gesellschaft ist nicht der erste Versuch solcher Art in Corsica. Schon im Jahre 1650 war in Bastia ein literarischer Verein, die Accademia dei Vagabondi, gestiftet worden. Diese Benennung ist lachenerregend, aber kaum bizarrer als diejenige anderer italienischen Gesellschaften des 17. Jahrhunderts, oder ihrer

Nachahmungen in Deutschland in der geistig öden Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege. Für die Corsen konnte der akademische Begriff der „Vagabunden" (edler und durchaus literarisch würde das Wort „Vaganten" gewesen sein) nicht ganz unpassend genannt werden; denn damals war ihre schöne Insel durch endlose Kriege mit dem Erbfeinde Genua, durch Bürgerfehden und die Blutrache zu einer culturlosen Wüste geworden, und dieser Zustand zwang viele Corsen zur Auswanderung. Sie gingen nach dem Festlande und suchten dort auch die Schulen des Rechts oder der Medicin auf, die in Corsica fehlten. So erklärt den Sinn jenes Namens Galeazzini, welcher die Publicationen der neuen Gesellschaft mit einer Abhandlung über die literarischen Vereine in Bastia eröffnet hat.

Die Vagabunden-Akademie konnte kaum wissenschaftliche Zwecke gehabt haben; es ist auch nichts von ihrer Thätigkeit bekannt. Sie erlosch unter den Revolutionen, welche die unglückliche Insel niemals zur Ruhe kommen ließen. Aber im Jahre 1749 wurde sie mit ihrem alten Namen wiederhergestellt. Damals hatte das Corsenvolk, nach einem verzweifelten Kampf mit Genua, die Vermittlung Frankreichs angenommen, und der Marschall Cursay war mit französischen Truppen auf der Insel gelandet: ein humaner und hochgebildeter Mann, auch Bewunderer der italienischen Literatur. Er gewann die Herzen der Corsen; noch heute bewahren ihm die Enkel ein freundliches Andenken.

Vielleicht gab Cursay den Anstoß zur Wiederherstellung jener Gesellschaft, deren eifriger Protector er wurde. Der Abbé Germanès hat in seiner „Geschichte der Revolu-

tionen Corsica's" über die zweite Sitzung der Akademie am 23. August 1750 einen Bericht gegeben, woraus sich eine Vorstellung von dem Ideenkreise der corsischen Akademiker gewinnen läßt. Zu ihnen gehörten auch Franzosen, die mit Cursay ins Land gekommen waren.

„Herr von Chevrier las eine Dissertation über den Ursprung und die Entwicklung der Tragödie von den Griechen bis auf unsere Zeit; Herr Derbhain über den Ursprung und die Fortbildung des Gesanges; Herr Barbaggio über den Ursprung der Arzneikunst; der Abbé Semidei über das Leben der Agrippina; Herr Astolfi ein Gedicht über die Schiffahrt; Herr Saverio Poggi ein Gedicht, betitelt «Reise zur See». Herr von Cursay beantragte als Preis für das Jahr 1752 eine goldene Medaille von beträchtlichem Wert für denjenigen, welcher am gründlichsten nachweise, welches die für einen Helden notwendigste Tugend sei, nebst einer Dissertation über solche Männer, die Helden gewesen sind, ohne die Eigenschaft zu besitzen, für welche sich der Autor entschieden hat. Die Abhandlung kann in italienischer, französischer oder lateinischer Prosa geschrieben werden. Der Protector schlug ferner einen neuen Preis für die corsische Nation allein vor. Er bestand in einer goldenen Medaille von gleichem Wert wie jene erste. Sie sollte demjenigen Corsen erteilt werden, welcher durch Vernunftgründe und Autoritäten darthun würde, welches die moralische Tugend sei, deren der Mensch am notwendigsten bedürfe."

Die Zeit des Jean Jacques Rousseau kündigte sich in den moralisirenden Problemen an, die der edle Cursay zu akademischen Aufgaben für die armen Corsen passend

fand. In demselben Jahre 1750 löste Rousseau die von der Akademie in Dijon gestellte Preisaufgabe: „Ob die Künste und Wissenschaften mehr zur Verschlechterung oder zur Besserung der Sitten beigetragen haben", durch seine Abhandlung „Sur les arts et les sciences", und diese begründete seinen literarischen Ruf. Rousseau ist Jahre darauf in ein für ihn nicht wenig schmeichelhaftes Verhältniß zur corsischen Nation getreten. Sein berühmter Ausspruch im „Contrat social": „Ich habe eine gewisse Ahnung, daß diese kleine Insel eines Tags Europa in Erstaunen setzen wird", gehört zu den wenigen Prophezeiungen, welche wirklich eingetroffen sind. Matteo Buttafuoco lud den genfer Philosophen nach Corsica ein, und auch Pasquale Paoli bot ihm dort ein Asyl an. Aber er folgte diesen Einladungen nicht. Hätte er es gethan, so würde er, der große Vagabund des 18. Jahrhunderts, der passendste Präsident jener corsischen Akademie gewesen sein. Indeß diese Gesellschaft scheint bald nach ihrer Wiederherstellung durch Cursay erloschen zu sein. Als Paoli in Corte eine Universität und Schulen im Lande einrichtete, wurde ihrer nicht mehr gedacht. Galeazzini erklärt, daß sie nichts gewesen sei als ein Verein von Dichterlingen, deren einzige Reliquie ein Almanach von Sonetten ist. Neben ihr bestand noch eine zweite poetische Gesellschaft unter dem Titel Accademia de' Bellicosi, und beide waren durch Parteihader mit einander entzweit. In den stürmischen Revolutionen, welche auf die Abberufung des bei seinem Hofe in Ungnade gefallenen Cursay im Jahre 1751 die unglückliche Insel ergriffen, um erst den Philanthropen Paoli, dann den Welteroberer Bo-

naparte aus ihr hervorgehen zu lassen, sind alle literarischen Bestrebungen der Corsen für lange Zeit begraben worden.

Die am Ende 1880 gegründete Gesellschaft ist daher immer die erste corsische Akademie von wissenschaftlicher Natur. Der Baron Galeazzini hat in seiner Abhandlung über dieselbe sich so ausgesprochen: „Wir hegen die Hoffnung, daß die neuerrichtete Societät eine längere Dauer und mehr Bedeutung haben wird als ihre Vorgängerinnen, und daß ihre Arbeiten einen reellen Nutzen stiften werden. Man müßte an der corsischen Vaterlandsliebe verzweifeln, wenn sich nicht jeder von uns beeilte, seinen Stein zum Bau des Gebäudes herbeizubringen, welches wir dem Andenken unserer Väter errichten wollen. Der Aufruf, den die Stifter der «Gesellschaft der Geschichte und Naturwissenschaft Corsica's» an alle aufgeklärten Männer unsers Landes gerichtet haben, wird heute nicht ohne Echo verhallen. Das Bulletin der Gesellschaft ist ganz besonders dazu bestimmt, die in den Familienarchiven zerstreuten Urkunden zu veröffentlichen; es wird daher ein wahrhaft nationales Werk sein, und an ihm werden sich ohne Zweifel alle diejenigen beteiligen, welche unedirte Manuscripte besitzen und willens sind, uns bei der Absicht zu unterstützen, solche Ereignisse aufzuklären, die in unsern Annalen noch dunkel geblieben oder unrichtig dargestellt worden sind. Wir werden so den gelehrten Gesellschaften des Festlandes zeigen, daß auch die Insel Corsica ein französisches Departement ist, wo das in den Stürmen des öffentlichen Lebens Trost bringende Studium der schönen Künste und Wissenschaften glühende Verehrer besitzt."

Die heutigen Corsen haben kaum zu fürchten, daß sie sich in ihren Hoffnungen täuschen werden. Mit Teilnahme wird auch das gebildete Ausland die Gründung ihres ersten wissenschaftlichen Instituts begrüßen, da sich dasselbe eine so preiswürdige Aufgabe gestellt hat. Zunächst wird Italien, das angestammte Mutterland, dann Frankreich, das politische Adoptivland Corsica's, an diesem Ereigniß freudigen Anteil nehmen. Auch die Engländer haben nie aufgehört, mit Aufmerksamkeit die Begebnisse auf der Insel zu verfolgen, in welcher sie zur Zeit der Französischen Revolution herrschend aufgetreten waren, und der sie eine Verfassung gegeben hatten. Ein Engländer Boswell ist der erste Ausländer gewesen, der die Verhältnisse Corsica's in einem noch heute lesenswerten Buche geschildert hat („Zustand Corsica's nach einem Reisejournal und nach den Denkwürdigkeiten des Pasquale Paoli", London 1769).

Was uns Deutsche betrifft, so haben wir schon ältere Beziehungen zu jenem tapfern Inselvolke. Unfreie Söhne unsers Vaterlandes haben dort im 18. Jahrhundert, vom Deutschen Kaiser an Genua verkauft, die nach Freiheit ringenden Corsen bekämpfen müssen — man zeigt noch die Gräber dieser Söldner bei Calenzana. Aber wir erinnern uns glücklicherweise auch, daß in der Zeit der größten Not des Corsenvolkes ein Deutscher als dessen Retter in wunderbarer Weise aufgetreten, und daß er der erste und einzige König Corsica's gewesen ist. Dann hat Friedrich der Große dem edeln Paoli als Zeichen seiner Bewunderung einen Ehrendegen geschickt, und dies Geschenk aus solcher Hand konnte den Wert aller geweihten Degen aufwiegen, welche von Päpsten irgend an Feldherren aus-

geteilt worden sind. Endlich haben die Bonaparte dafür gesorgt, daß wir Deutsche Corsica niemals vergessen können. Ein Corse hat mit schicksalsmächtiger Hand das tausendjährige Deutsche Reich zertrümmert und unser Vaterland in jahrelange Knechtschaft gestürzt. Ein zweiter Corse vermaß sich nach ihm, mit den Blitzen Jupiter's zu spielen, die ihn dann selbst verzehrt haben. Seine törichte Herausforderung hat — es sind nur wenige Jahre her — der deutschen Nation den weltgeschichtlichen Augenblick geboten, ihr Reich herrlicher und mächtiger wieder herzustellen, als es jemals gewesen ist.

Der Ruhm Napoleon's hat auch Corsica mit unvergänglichem Glanz bestrahlt. Die Insel ist das Postament, auf dem die Gestalt dieses schrecklichen Titanen steht. Seine Gewaltthaten haben nicht die Sympathie auszulöschen vermocht, welche Europa seit Pasquale Paoli für das kleine Corsenvolk empfindet. In den Annalen der Menschheit gibt es ein tragisches Kapitel, welches den Freiheitshelden geweiht ist, und in dieses gehört die Geschichte der Corsen. Dies sichert ihnen das Recht auf die Teilnahme der Welt an ihren heimischen Schicksalen. Da es ihnen nicht geglückt ist, auch den großen Columbus als den Ihrigen, als einen Corsen aus der Hafenstadt Calvi zu beglaubigen, so haben sie, andern Inselvölkern des Mittelmeeres unähnlich, außer Helden des Schwerts und außer dem einen weisen Gesetzgeber Pasquale Paoli, bisher keine andern Männer von schöpferischem Genie der Menschheit zu schenken vermocht.[1]

[1] Es ist sehr merkwürdig, daß die Corsen noch immer fort-

Die Künste und Wissenschaften haben niemals auf dem blutgetränkten Boden Corsica's geblüht; der Versuch, welchen Paoli machte, sie dort einzuführen, mißlang. Aber gerade deshalb ist die Gründung der ersten wissenschaftlichen Akademie daselbst in unsern Tagen als ein nationales Ereigniß anzusehen.

Ich erfülle mit wahrhafter Freude eine mir naheliegende Pflicht, wenn ich meinen Landsleuten davon Kenntniß gebe und sie mit dem Inhalt der Bulletins des ersten Jahrgangs dieser Gesellschaft bekannt mache. [1]

Ihre Artikel sind in beiden Landessprachen geschrieben, in der französischen, welche die officielle, und in der italienischen, welche die nationale der Corsen ist, und zwar reden diese eine der reinsten Mundarten Italiens. Die französische Sprache hat in Corsica genau dasselbe Verhältniß, welches sie bei uns im Elsaß bis 1870 gehabt hat, nur mit dem Unterschiede, daß sie leichter und besser von Italienern gelernt wird als von Deutschen. Als amtliche Sprache der Insel ist sie seit 1852, wo ich die dortigen Sprachverhältnisse kennen lernte, sicherlich noch in weitere Kreise der Gesellschaft eingedrungen; sie ist die Sprache der corsischen Publicistik und meist auch der Literatur geworden, aber sie hat das Italienische nicht

---

fahren, Columbus für sich zu reclamiren. Im Jahre 1880 schrieb der Geistliche Casanova ein Buch: „La vérité sur l'origine et la patrie de Cristophe Colomb" (Bastia, Ollagnier), worin er zu beweisen sucht, daß Columbus in Calvi geboren war.

[1] Vgl. „Bulletin de la société des sciences historiques et naturelles de la Corse", Januar 1881 u. s. w. (Bastia, Ollagnier).

im Volk verdrängt, noch wird Frankreich dies jemals zu thun im Stande sein. Die Corsen sind an ihr altes Mutterland durch die unzerstörbaren Bande der Natur gefesselt; nur dann erst werden sie aufhören, Italiener zu sein, wenn sie selbst mit dem Bewußtsein ihrer geschichtlichen Vergangenheit und mit ihren stolzen Bergen ins Meer versunken sind.

Die officielle Sprache der corsischen Akademie soll die französische sein; ihre Statuten sind in ihr abgefaßt, nicht minder der einleitende Artikel Galeazzini's. Geschichtliche Memorien von Corsen werden freilich in ihrem Original wiedergegeben, doch mit einer französischen Uebersetzung begleitet. Sie ist für Franzosen berechnet. Aber sieht das nicht wie ein Armutszeugniß für diese selber aus? Sollten nicht Gelehrte oder überhaupt gebildete Menschen einer Nation, welche seit hundert Jahren eine italienische Insel beherrscht, deren Landessprache zu verstehen gelernt haben? So war z. B. und ist noch heutigentags jedem gebildeten Oesterreicher das Italienische geläufig. Ich glaube, daß die Beigabe französischer Uebersetzungen in den Bulletins für das Ausland überhaupt unnötig ist, und daß jene von der Direction der Gesellschaft vorweg adoptirte Maxime sich bald genug als ein kostspieliger Luxus erweisen wird.

Geschichte und Naturwissenschaft sind die beiden Hauptgebiete der Thätigkeit der Akademie, aber es ist vorauszusehen, daß das erste das weitaus ergiebigste sein wird. Archäologische Untersuchungen sind nicht ausgeschlossen, doch Corsica bietet dafür kein reiches Feld dar; denn die Denkmäler der Phönizier, Griechen und Römer sind dort

verschwunden und auch niemals so zahlreich gewesen als in dem benachbarten Sardinien. Auf den Localen der Römercolonien Mariana und Aleria gibt es heute nichts mehr als hie und da den Fund einer Münze oder Inschrift. Eine solche aus Mariana, die Grabinschrift eines Soldaten der misenischen Flotte, ist im ersten Bulletin mitgeteilt.

Ein unerschöpfliches Feld, eine wahre terra vergine, hat die Natur Corsica's der Wissenschaft aufgespart; denn noch heutigentags ist diese Insel ein kaum erschlossenes Paradies der Geologen und Mineralogen zu nennen. Es sind nun fast 30 Jahre, daß ich in Bastia unter andern Flüchtlingen Italiens auch den Geographen Francesco Marmocchi kennen lernte. Der ausgezeichnete Mann lebte dort im Exil; er kehrte erst 1859 nach dem Festlande zurück, wo er bald darauf in Genua gestorben ist. Seinen Dank für das ihm auf der Insel geschenkte Gastrecht hat er ihr dadurch abgestattet, daß er eine „Geographie Corsica's" schrieb und in Bastia drucken ließ. Nun bin ich nicht wenig verwundert, zu erfahren, daß seit dem Erscheinen dieses Buches im Jahre 1852 die naturwissenschaftlichen Arbeiten über Corsica in nichts weiter gefördert worden sind.

Im ersten Bulletin hat sich ein mit den Initialen Du R. gezeichneter Mitarbeiter so ausgesprochen: „Wenn man in den öffentlichen oder privaten Bibliotheken nach Werken über die Geologie und Mineralogie Corsica's sucht, so findet man kaum ein paar von italienischen Historiographen verfaßte Denkschriften; dann das Buch der Reiseeindrücke eines Deutschen, ein anderes von einem Engländer; ferner einige summarische Notizen, die ein königlicher Genieoffi-

zier vor hundert Jahren niedergeschrieben hat; Aehnliches von einem französischen Ingenieur; endlich die Doctorat-These von Holland, dem Exprofessor am Lyceum zu Bastia. Alles in Allem, so ist bis heute das kleine und bescheidene Buch, welches ein ebenso bescheidener wie gelehrter Italiener, Marmocchi, verfaßt hat, die einzige Quelle, woraus der wißbegierige Fremde die vollständigsten Belehrungen über die Geologie und Mineralogie Corsica's zu schöpfen hat."

Der Verfasser des Aufsatzes beklagt die Vernachlässigung dieser Insel im Vergleich zu Sardinien, über dessen Natur ein gelehrter Minister der öffentlichen Arbeiten Italiens (Graf Alberto La Marmora) ein großes Werk verfaßt hat, und wo seit 15 Jahren die einheimische Production durch Eisenbahnen gesteigert wird. Er macht den Corsen den Vorwurf, daß unter ihren vielen intelligenten Schriftstellern kein einziger seine Talente der einheimischen Naturwissenschaft gewidmet hat; er spricht die Hoffnung aus, daß die Gründung der corsischen Gesellschaft der Wissenschaften den Anstoß zur Untersuchung der Schätze geben werde, mit denen die Natur Corsica so überreich gesegnet hat. Er fordert endlich die Akademie auf, die Errichtung eines naturwissenschaftlichen Museums zu veranlassen. Seine Mahnung wird hoffentlich nicht ohne Wirkung bleiben. In kurzem wird auch Corsica Eisenbahnen besitzen.

Wenn die Klage über die Vernachlässigung der Naturkenntniß der Insel begründet ist, so kann eine ähnliche in Bezug auf die Landesgeschichte nicht erhoben werden. Die Geschichte der Corsen ist ein ganz eigenartiges, charaktervolles, blutiges Heldenepos; sie konnte niemals

dem Bewußtsein des Volks verloren gehen. Im Verhältniß zu seiner räumlichen Größe hat Corsica sogar mehr und bessere Geschichtschreiber hervorgebracht als andere Inseln des Mittelmeeres. Ihre Reihe begann im 15. Jahrhundert mit Petrus Cyrnaeus und Giovanni della Grossa. Im 16. Jahrhundert erreichten sie ihre Höhe in dem Zeitgenossen Sampiero's, dem nationalen Chronisten Filippini, welcher die Arbeiten seiner Vorgänger, Monteggiani und Ceccaldi, im Jahre 1594 zum Abschluß gebracht hat. Dann hat sich die corsische Historiographie seit dem 18. Jahrhundert in vielen Werken fortgesetzt, von denen jene des Limperani, Cambiaggi, Renucci, Arrighi, Jacobi und Pompei bekannt genug sind. Ein wahrhaft gelehrter Corse, Gregori, machte sich durch die Herausgabe der Statuten Corsica's verdient; er hat auch das Werk Filippini's bis 1769 fortgesetzt (Pisa 1828—32). Ein gutes Compendium der corsischen Geschichte schrieb Camillo Fries, den ich in Ajaccio persönlich kennen gelernt habe. Die letzte Arbeit dieser Art ist die Geschichte Corsica's von Galletti (Paris 1863).

Nun aber werden die historischen Studien der Corsen durch die Stiftung der Gesellschaft der Wissenschaften in Bastia einen neuen Aufschwung nehmen und einen festen Anhaltspunkt gewinnen. Schon die mir vorliegenden Bulletins enthalten reichhaltige Beiträge. Sie bezeichnen die ersten, noch nicht ganz sichern Schritte auf der neueröffneten Bahn, aber sie sind als Pfänder dessen zu begrüßen, was im Laufe der Zeit aus glücklich vereinten Kräften des Landes entstehen wird, sobald die Arbeit selbst ihr festes System und die Behandlung ihre wissen-

schaftliche Methode wird gefunden haben. Ich will von den ersten Publicationen der corsischen Gesellschaft einen Bericht geben.

Als die ältesten Documente der Geschichte der Insel nach dem Altertum sind einige Briefe des Papstes Gregor I. zu betrachten. Herr Letteron hat den guten Gedanken gehabt, sie zusammenzustellen und zu erläutern. Von seiner Arbeit liegt mir nur die erste Nummer vor.

Die Ausbeute an Urkunden bis zum 13. Jahrhundert wird nur eine sehr geringe sein können. So gibt es keine schriftlichen Denkmäler von der merkwürdigen corsischen Eidgenossenschaft (Terra del Comune) im Beginn des 11. Jahrhunderts. Aber die Regesten der Päpste liefern Documente in Bezug auf die Anfänge der Herrschaft der Pisaner und Genuesen in Corsica. Mit dem Beginne des 14. Jahrhunderts werden dann die geschichtlichen Monumente immer zahlreicher; sie können aus den Archiven des nahen Festlandes gezogen werden.

Aus der Zeit der genuesischen Herrschaft finde ich in den Bulletins zwei Actenstücke abgedruckt: die Urkunde, kraft welcher Genua im Jahre 1378 die Insel an die Gesellschaft Mahona abgetreten hat, und einen Freibrief des Grafen von Corsica, Tommaso Campofregoso, für die Gemeinde San-Fiorenzo vom Jahre 1475. Das erste Document ist aus einer „Sammlung des Herrn Vincentelli" gezogen, über deren Natur der Leser nicht aufgeklärt wird. Auch hätte gesagt werden müssen, ob sich die Urkunde noch in Genua vorfindet und schon anderswo abgedruckt worden ist. Dies scheint nicht der Fall zu sein; wenigstens findet sie sich nicht im „Liber jurium"

der Republik Genua; und dasselbe gilt von der in den Bulletins abgedruckten Urkunde von 1453, wodurch Genua die Insel an die Bank Sanct-Georg abgetreten hatte.

Ein größeres Interesse erregen durch Zeit und Neuheit einige andre historische Mitteilungen. Es ist nur zu loben, daß die Akademie das selten gewordene Buch des Chevalier L'Hermite de Souliers: „Les Corses français", wieder abzudrucken begonnen hat. Viele Corsen haben, lange vor der Besitznahme der Insel durch Frankreich und vor dem Erscheinen Napoleon's, unter den französischen Fahnen Kriegsdienste genommen: die Geschichte solcher Kapitäne nun hat L'Hermite erzählt. Er beginnt ihre Reihe mit der alten Familie Ornano, d. h. mit den Nachkommen des Volkshelden Sampiero, dessen unglückliches Weib Vannina zu jenem Hause gehört hat. Ihr Stammname ist dann auf den Sohn Sampiero's, Alfonso d'Ornano, übergegangen, den berühmten Marschall Frankreichs und Freund Heinrichs IV. Alfonso's Sohn, Jean Baptiste, war ebenfalls französischer Marschall. Die Ornano dauern noch heute in Corsica und in Frankreich fort. Man findet bei L'Hermite ferner die Lebensgeschichte des Leonardo Casanova, eines Waffenbruders Sampiero's, des Pietro Libertà von Calvi und des Andrea Gaspari. Auch beim Wiederabdruck dieser literarischen Seltenheit ist der Mangel einer Einleitung fühlbar, welche dem Leser eine wünschenswerte Aufklärung über den Autor und seine Schriften hätte geben sollen. [1]

[1] Dies Buch erschien in Paris 1662 und 1667. Jean Baptiste L'Hermite de Souliers († 1670) hat noch andre ähn-

Ein schätzenswerter historischer Beitrag sind die Memoiren Rostini's. Dieser corsische Geistliche war seit 1737 neben Salvini, Giáfferi und den Brüdern Paoli erst in Corsica als Patriot thätig, dann nach Neapel geflüchtet, später als Almosenier in französische Dienste getreten, und endlich nach der Befreiung seines Vaterlandes durch Pasquale Paoli dessen Schatzmeister geworden. Er fiel im Jahre 1773 unter den Dolchen von Meuchelmördern. Rostini hat manche handschriftliche Aufzeichnungen über seine ereignißvolle Zeit hinterlassen. Von diesen sind erst die „Memoiren" aufgefunden, und durch Borghetti in den Bulletins veröffentlicht worden; der Abbé Letteron hat sie mit einer französischen Uebersetzung versehen. Die Denkwürdigkeiten beginnen mit einem Ueberblick der Revolutionen Corsica's seit Sampiero, und gehen dann zu dem großen Volksaufstande von 1729 über, wo sie ausführlich werden. Die Publication ist noch nicht vollendet. Aus der Vorrede des Autors selbst ersehe ich, daß er die Ereignisse bis zum Jahre 1741 erzählt hat. Als Aufzeichnungen eines gebildeten Augenzeugen und mitbeteiligten Patrioten sind seine Memoiren eine wichtige Bereicherung der Materialien zur Geschichte Corsica's in der ersten Hälfte des stürmischen 18. Jahrhunderts, welchem Pasquale und Napoleon angehören. Borghetti hat seinen Lesern nichts über den Aufbewahrungsort und die Beschaffenheit des Manuscripts mitgeteilt,

---

liche Schriften verfaßt: „La Ligurie française, ou les Génois affectionnés à la France"; „La Toscane française; Naples française".

sondern nur bemerkt, daß er die einleitenden biographischen Notizen über Rostini dem Baron Cervoni verdankt.

Cervoni ist ein patriotischer Kenner der Geschichte seines Vaterlandes. Im sechsten Heft hat er eine Episode aus den „Memorie di Guerra" eines Zeitgenossen Rostini's veröffentlicht, des Antonio Buttafuoco; er hat diese Schrift mit einer ausreichenden Einleitung versehen. Die Familie Buttafuoco stammt aus dem in Kastanienwäldern auf dem luftigen Hange der Berge gelegenen Ort Vescovato, welcher die Heimat der drei corsischen Geschichtschreiber Monteggiani, Ceccaldi und Filippini gewesen ist. Antonio beteiligte sich an der Revolution des Jahres 1729; später trat er in die Dienste des Königs Theodor, welcher ihm, wie vielen andern Corsen, aus königlichen Gnaden ein Adelsdiplom verlieh. Nachdem das märchenhafte Reich dieses geistvollen Westfalen in den Lüften zerronnen und die Franzosen im Jahre 1738 in Corsica gelandet waren, wurde Antonio Buttafuoco als Geisel nach Toulon geführt. Ein Jahr später trat er als Kapitän in das aus Corsen gebildete berühmte Regiment Royal-Corse, und mit ihm machte er unter den Fahnen Frankreichs die Feldzüge in Flandern mit. Erst 1749 kehrte er in seine Heimat zurück, wo er 1778 starb.

Buttafuoco hatte viele Schriften zur Geschichte seines Vaterlandes gesammelt. Aus seiner Bibliothek stammt auch das eigenhändige Manuscript seiner Kriegsmemoiren, welche die Ereignisse der Jahre 1738—48 umfassen. Cervoni hat davon die ersten 45 Seiten mitgeteilt, welche den interessanten Bericht des Autors von seinen Erlebnissen

als Geisel in den Festungen Toulon und Marseille enthalten. Hoffentlich werden auch die andern Teile dieser Denkwürdigkeiten zum Abdruck gelangen.

Der Sohn Antonio's war Matteo Buttafuoco, derselbe corsische Edelmann, welcher den vagabundirenden Rousseau in sein Haus nach Besvocato eingeladen hat. Matteo hatte sogar die Sentimentalität, den genfer Philosophen aufzufordern, für die Corsen eine Constitution zu entwerfen, während doch sein großer Landsmann Paoli schon dastand, bereit, seinem Vaterlande eine aus den Institutionen der Insel herausgewachsene Verfassung zu geben, welche dann ganz Europa bewundert hat. Neid und Eifersucht verzehrten den französisch gesinnten Matteo. Er ließ sich vom Duc de Choiseul für die versteckten Absichten der Besitzergreifung Corsica's durch Frankreich gewinnen, nachdem Genua im Vertrage zu Compiègne Ludwig dem XV. die Besetzung der corsischen Küstenplätze übertragen hatte. Er wurde der heftigste Gegner Paoli's und der corsischen Nationalregierung; so machte er sich allen Patrioten verhaßt. Ich habe das merkwürdige Pamphlet mitgeteilt, welches der junge Napoleon Bonaparte, in der Zeit seines corsischen Demagogentums, wider den Franzosenfreund Buttafuoco geschleudert hat, als derselbe Deputirter des Adels von Corsica war. Auf die Handlungsweise Matteo's in den letzten ruhmvollen Kämpfen der Insel gegen das gewaltthätige Frankreich haben authentische Correspondenzen Licht geworfen, welche Niccolo Tommaseo veröffentlicht hat.

Dieser Genosse Manin's als Mitglied der provisorischen Regierung Venedigs, der Freund Rosmini's, Man-

zoni's und Niccolini's, hatte in seinem stürmischen Leben auch im Exil zu Corsica einige friedliche Jahre bis 1839 zugebracht. Das glänzende Denkmal seines Aufenthalts dort und seiner Liebe zu der Heldeninsel ist die Herausgabe der Briefe des Pasquale Paoli, im elften Bande des „Archivio Storico Italiano" von 1846. Sie war ein Ereigniß in der historischen Literatur Corsica's. Die Briefe jenes Mannes, welcher in dem kleinen Kreise seines politischen Wirkens die Größe, aber nicht das Glück Washington's erreicht hatte, sind die einzigen intimen Zeugnisse seiner Ideen und Handlungen; denn er selbst hat keine Memoiren hinterlassen, und seine Kanzelei ist in den Tumulten verloren gegangen, welche nach dem Falle Corsica's unter die Gewalt Frankreichs seine letzte Auswanderung in die Fremde begleitet haben. Tommaseo vermochte eine große Zahl von Briefen Paoli's, die im Privatbesitz unter den Corsen zerstreut waren, aufzubringen und zu vereinigen, deren Epoche mit dem Februar 1756 beginnt und mit dem März 1805 endet. Zwei Jahre später ist Pasquale in seinem Exil zu London gestorben und in Westminster bestattet worden.

Die Sammlung Tommaseo's konnte keine vollständige sein. Sie zu ergänzen ist eine noch zu leistende Pflicht der Corsen, und die neugegründete Gesellschaft der Wissenschaften hat dies sofort erkannt. Sie selbst konnte auch von ihren patriotischen Zwecken kein gültigeres Zeugniß ablegen als dadurch, daß sie begonnen hat, noch unedirte Briefe Paoli's aufzusuchen und zu veröffentlichen. Diese ehrenvolle Arbeit hat der Dr. Pirelli übernommen.

In seiner französisch geschriebenen Einleitung sagt er

Folgendes: „Wir setzen die Publication der Briefe Paoli's fort, die von Tommaseo begonnen worden ist. Wir besitzen nicht die Prätension, es ebenso gut zu machen wie dieser berühmte Italiener; aber wir wollen vollständiger sein. Wir verpflichten uns, weder einen Brief zu kürzen noch ein Wort zu unterdrücken. Jeder Brief Paoli's hat für uns Wichtigkeit, und sollte diese nur im Datum bestehen. Wenn es Personen geben sollte, die an der Veröffentlichung von Schriftstücken Anstoß nehmen, welche nicht immer für ihre Vorfahren schmeichelhaft sind, so werden wir solche Empfindungen nicht berücksichtigen. Wir erfinden nichts; wir überliefern nur unsern Enkeln das Erbe der Väter. Doch wird man uns stets bereit finden, controverse Documente aufzunehmen, wenn uns solche zugeschickt werden. Die Urkunden, welche Paoli in seinen Häusern zu Morosaglia und Pastoreccia niedergelegt hatte, sind für immer verloren gegangen. Man kann diesen Verlust zum Teil durch die zahlreichen Briefe ergänzen, welche er an seine Freunde geschrieben hat. Wir richten die dringende Aufforderung an ihre Besitzer, sie uns mitzuteilen. Es wird der größte Act kindlicher Pietät sein, den sie leisten können."

Die leider nicht ausreichende Einleitung Pirelli's betrachte ich als etwas nur Augenblickliches, womit zunächst die thatsächliche Veröffentlichung der Briefe in den Bulletins begleitet werden soll. Die neue Sammlung wird eröffnet mit zwei Briefen des Bruders Paoli's, des großartigen Patrioten Clemens, an den Präsidenten Venturini vom April 1755; dann folgen Briefe Pasquale's an denselben Venturini und an Salvini aus dem gleichen

Jahre. Der dem Datum nach älteste ist vom 12. April 1755. Der älteste in der Sammlung Tommaseo's datirt erst vom 5. Febr. 1756. Die Jahre 1757 und 1758 fallen bei ihm ganz aus. Soweit mir die Bulletins vorliegen, finde ich aus dem Jahre 1755 27 unedirte Briefe Paoli's an Venturini und Salvini nebst einigen Briefen von Clemens. Die neue Sammlung verspricht demnach sehr reichhaltig zu werden. Es wird später die Aufgabe der Herausgeber sein, einen Separatabdruck davon zu machen und diesen mit einer wissenschaftlichen Erläuterung zu versehen. Dann wird sich auch die Notwendigkeit geltend machen, beide Sammlungen, jene im „Archivio Storico" vergrabene, und diese neue zu einem Ganzen in chronologischer Ordnung zu vereinigen. In den Briefen ihres größesten Bürgers wird Corsica ihm und sich selbst ein unvergängliches Nationalmonument errichten können.

Die Corsen haben am Ende des 18. Jahrhunderts, in einem letzten Heldenkampf um ihre nationale Selbständigkeit, von dem eisernen Zeitalter ihrer Geschichte Abschied genommen, in demselben Augenblick, wo der gewaltige Mann unter ihnen geboren wurde, welcher der europäischen Welt ein neues Antlitz geben sollte. Es ist daher begreiflich, daß sie mit Vorliebe gerade jenes Jahrhundert behandeln, zumal dasselbe auch das an Urkunden reichste ist. Aber die Arbeiten der jungen corsischen Akademie haben bereits bewiesen, daß sie auch die ältere Vergangenheit nicht aus dem Blick verliert. Die mittelalterliche Geschichtschreibung der Corsen bedarf einer kritischen Revision, und diese kann nur vollzogen werden,

wenn aus den einheimischen wie ausländischen Archiven das Material zusammengetragen wird. Es wäre daher die Aufgabe der neubegründeten Gesellschaft der Wissenschaften, eine Commission zu ernennen, welche zunächst das Inventarium der Archivbestände der Insel aufzunehmen hat. Diese Arbeit würde die Einleitung zu einem diplomatischen Codex Corsica's sein.

Ich könnte hier meine Mitteilungen mit einem Glückwunsch zu diesen schönen Keimen der Wissenschaft in Corsica schließen; jedoch ich will noch ein paar Notizen über die Lehranstalten dort und Aehnliches beifügen.

Bastia, zwar nur Unterpräfectur, ist doch die geistig regste Stadt der Insel. Sie zählt 20000 Einwohner, 2000 mehr als Ajaccio, wo der Präfect residirt. Sie allein besitzt ein Lyceum, mit 27 Professoren und mehr als 600 Schülern; es ist mit einem naturwissenschaftlichen Cabinet und einer Handbibliothek von 7000 Bänden ausgestattet. Die öffentliche Bibliothek von Bastia zählt 22000 Bände und 21 Handschriften. Die Stadt hat drei Druckereien: Fabiani, Ollagnier und Olivieri. In Ajaccio, welches jetzt ein gesuchter klimatischer Curort geworden ist, befindet sich das corsische Priesterseminar und ein Collegium von 22 Professoren und etwa 400 Schülern, welches nächstens zum Lyceum werden soll; ferner gibt es dort zwei Normalschulen zur Ausbildung für Lehrer und Lehrerinnen. Ajaccio hat eine Bibliothek von 29500 Bänden und 198 Handschriften, eine wie ich glaube noch immer verwahrloste Gemäldesammlung, die vom Cardinal Fesch herstammt, und zwei Druckereien.

Corte, der ehemalige Sitz der Nationalregierung

Paoli's, mit 5400 Einwohnern, ist nach jenen Städten der ansehnlichste Ort. Auch hier gibt es ein Collegio comunale, wie in Sartene und Calvi. Elementarschulen sind seit kurzem zahlreicher in Corsica eingerichtet, doch mir fehlen die genauern Angaben über ihre Beschaffenheit. Auf der Insel werden 9 Zeitungen gedruckt, je 4 in Bastia und Ajaccio, 1 in Corte. Nur der „Petit Bastiais" erscheint täglich. Alle sind französisch geschrieben; die meisten sind Organe der republikanischen Partei, eine dient den Monarchisten. Ihr Inhalt ist durchaus dürftig.

Die literarische Production in Corsica ist nicht groß, aber sie beweist doch, daß man dort nicht stille steht. Weder die Sammlung der corsischen Volkslieder noch jene der Novellen von Renucci und Grimaldi haben vermehrte Ausgaben erfahren. Salvator Viale ist der letzte corsische Dichter unserer Zeit gewesen, dessen Ruf auch in's Ausland gedrungen ist. Ich habe seine meisterhafte Bluträchernovelle „Das Gelübde des Petrus Cyrnaeus" bei uns bekannt gemacht. Die Dichtungen Viale's erschienen vollständig in der von Orlandini besorgten florentiner Ausgabe von 1861. Der geistreiche Mann, ein mutiger Kämpfer für die Erhaltung der italienischen Sprache und Nationalität der Corsen, hat auch einen Band Satiren zurückgelassen, die jedoch wegen der Persönlichkeit ihres Inhalts nicht veröffentlicht werden. Ich bewahre eine handschriftliche Sammlung corsischer Volkslieder, die er mir wenige Jahre vor seinem Tode geschenkt hat. Neben Viale verdient auch Multedo als national-corsischer Dichter besonders genannt zu sein.

Nun ist es keine geringe Ueberraschung für mich, in einem mir eben erst bekannt gewordenen Corsen nicht nur einen Kenner der deutschen Literatur, sondern auch einen Dichter zu entdecken, welcher Goethe zum ersten mal in Corsica eingeführt hat. Dies ist Pietro Lucciana, Mitglied des dirigirenden Rates der Gesellschaft der Wissenschaften und Professor am Lyceum in Bastia. Er hat im Jahre 1872 seine italienische Uebersetzung von „Hermann und Dorothea" herausgegeben: „Arminio e Dorotea, poema di Wolfgango Goethe. Traduzione di P. Lucciana" (Bastia, Fabiani).

Goethe in Corsica! Unser olympischer Altmeister, der Zeitgenosse und Bewunderer Paoli's und Napoleon's, würde behaglich gelächelt haben, wenn er sein idyllisch-bürgerliches Epos im Lande der wilden Bluträcher übersetzt und gedruckt gesehen hätte, nachdem schon der größeste der Corsen seinen „Werther" auf den Schlachtfeldern Aegyptens mit sich geführt hatte.

Ich teile einiges aus der Vorrede Lucciana's zu seiner Uebersetzung mit: „«Ich habe ‚Hermann und Dorothea' beendigt. Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet.» So schrieb (April 1797) Goethe an seinen Freund Meyer, im Alter von 48 Jahren, auf der Höhe seines Genies und Ruhmes. Der Gegenstand, welcher dem Dichter so teuer war, der schon «Götz von Berlichingen», «Werther», «Iphigenie», «Egmont», «Tasso», «Faust» und «Wilhelm Meister» verfaßt hatte, ist so sehr einfach, daß er das Lächeln der sibyllinischen Seher und der Maschinisten der Schule der Zukunft erregen muß.

Ein Gastwirt mit Weib und Sohn, ein Pfarrer und ein Apotheker, seine Freunde, ein armes Mädchen: das sind die Helden einer Handlung, welche deutsche und fremde Kritiker für episch erklärt haben. Einige freilich versagen den Namen des Epos einer Composition, die sich nur um ein modernes Factum bewegt, welches der Zeit des Autors selber angehört, und worin weder Fürsten noch Götter und Dämonen auftreten; sie nennen deshalb die Dichtung ein Idyll. Doch mag jeder ihr den Namen geben, welchen er für passend hält. Was die Nützlichkeit der gegenwärtigen Uebersetzung betrifft, so will ich nur dies sagen: in einer Zeit, wo man die Idee des Vaterlandes auf die Welt, die Liebe der Familie auf die Menschheit ausdehnen will, und wo diese ins Maßlose gesteigerten Begriffe sich in Nichts auflösen, in dieser Zeit wird es vielleicht ersprießlich sein, sich die Ideale der Tugenden des gesunden bürgerlichen Hauses in's Gedächtniß zurückzurufen."

Lucciana hat in der Uebertragung von „Hermann und Dorothea" ins Italienische nur zwei Vorgänger gehabt. Denn zu allererst hat Jagemann dies Gedicht ins Italienische übersetzt (Halle 1804), ein deutscher Gelehrter, der durch seine Lebensschicksale nicht minder merkwürdig gewesen ist als durch seine Kenntniß der italienischen Literatur. Sodann fand nach langer Pause „Hermann und Dorothea" an einem Italiener selbst seinen Uebersetzer; ich meine Andrea Maffei, der in seinem Vaterlande auf so glänzende Weise die Dichtungen Schiller's eingebürgert hat. Im Jahre 1872 erschien die dritte Uebersetzung des Goethe'schen Epos, diese Lucciana's in Corsica;

ein Jahr darauf eine vierte in Florenz vom Marchese Anselmo Guerrieri-Gonzaga, einem feinsinnigen Dichter und Kenner der deutschen Literatur, welcher vor zwei Jahren seinen vielen Freunden durch den Tod entrissen worden ist. Die Uebersetzung in Guerrieri's schwungvollen Ottavreimen ist seiner Uebertragung des ersten Teiles des „Faust" beigegeben (Florenz, Le Monnier, 1873).

Das italienische Gewand, welches der corsische Uebersetzer den deutschen Gestalten Hermann und Dorothea umgeworfen hat, entstellt diese in keiner Weise durch prunkvolle Draperie und künstlichen Faltenwurf. Die Uebersetzung ist treu, die Diction schlicht und edel, und so fremdartig sich ein Gedicht von dieser echt deutschen Einfalt des Gemütes auch in der Sprache Tasso's ausnehmen muß, so wird vielleicht der deutsche Leser mehr Genuß an dem Wollaut einer italienischen Uebersetzung desselben haben, als ihm eine solche in andern fremden Sprachen gewähren kann. Ich gebe die ersten Verse Lucciana's wieder:

Non vidi mai quel mercato, e le vie
Solitarie così! Deserta appieno
La cittade ne appare; inanimata!
Degli abitanti io credo quì non resti
Solo un cinquanta. Ah, che non può vaghezza
Di novità! Corre ognuno, precipita,
Degli esuli a mirare il cuopo stuolo!
Di quinci a l'Arginal cui seguon essi
Ci vuol pure un' oretta!

Dieselbe Stelle lautet als erste Ottave bei Guerrieri so:

Mai non vidi le piazze e le contrade
Vuote così; forse cinquanta appena
Rimangon tuttavia nella citade.
Curiosità verso il cortèo li mena

I profughi a cercar, più che pietade;
Ma per quanto ci mettano di lena,
E nella polve e al sol vadano in fretta,
Sino all' argin ci vuol sempre un' oretta.

Meine erneuerten Beziehungen zu Corsica verdanke ich folgendem Umstande. Im letzten Sommer erreichte mich ein Brief von Lucciana, in welchem dieser Gelehrte mir mitteilte, daß er von meinem Buche „Corsica" eine französische Uebersetzung mache, welche in den Bulletins der corsischen Gesellschaft der Wissenschaften ihren Platz finden solle. Die treffliche Uebersetzung Lucciana's liegt nun in einer stattlichen Ausgabe der Buchhandlung Ollagnier von Bastia vor mir. Sie ist ein Zeugniß der Liebenswürdigkeit der Corsen gegen einen Fremden, welcher sich, nach einer längern Pause in der betreffenden ausländischen Literatur, zuerst wieder mit der Geschichte ihrer Insel beschäftigt und von dieser selbst aus eigener Anschauung ein Bild zu entwerfen versucht hat. Das bescheidene Verdienst meiner Skizze konnte ein größeres sein bei Deutschen und Ausländern überhaupt, als bei den Corsen selbst, denen ich nichts Neues zu bieten hatte. Auch war in Corsica schon seit langen Jahren die italienische Uebersetzung der historischen Einleitung des Buches von meinem unvergeßlichen Freunde Paolo Perez (Florenz, Le Monnier) verbreitet, während im Jahre 1878 ein pariser Club der Land- und Marineoffiziere eine französische Uebersetzung derselben „Geschichte der Corsen" in Marseille herausgegeben hatte.[1]

[1] Uebersetzung von Louis Boell; neue Ausgabe derselben, Tours 1882.

Zu jeder Zeit würde ich ein so schönes Zeugniß des Wolwollens lebhaft empfunden haben, aber heute freut es mich doppelt, weil dasselbe, wenn auch nur zufällig, mit dem neuen Geistesleben, welches sich in Corsica regt, in Verbindung gebracht worden ist. Indem ich von diesem meinen Landsleuten berichtete, stiegen in meiner Erinnerung die entzückenden Meergestade, die Berge und Täler des wunderbaren Eilandes wieder auf, welches ich vor 30 Jahren durchwandert hatte. Corsica ist das erste fremde Land gewesen, an dem ich Anschauung und Erkenntnißkraft geübt habe. Es hat eine große Wirkung auf mich gehabt und Eindrücke von Heldentum und Naturschönheit in mir zurückgelassen, die noch heute so lebhaft sind wie im Jahre 1852.

Anhang.

Ich gebe zum Schluß eine Uebersicht der bemerkenswertesten Schriften, welche seit 1852 bis 1872 von Corsen verfaßt worden sind. Ich verdanke sie, wie viele andere Notizen, Herrn Lucciana; er hat sie aus einem Journal des verstorbenen Dr. Mattei, des Verfassers vieler medicinischen Schriften, ausgezogen, den „Annales de la Corse", und diese reichen eben bis 1872. Diese Uebersicht ist wertvoll, weil sie zeigt, mit welchen Gegenständen sich die corsischen Literaten hauptsächlich beschäftigen.

1852. Camille Frieß, Histoire de la Corse (Bastia).
G. Multedo, Alcune liriche (Paris).
Nasica, Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon (Paris).
1854. G. F. Mignucci, Considérations économiques sur la Corse (Paris).

1855. Canti popolari corsi, con note (2. Aufl., Bastía).
G. B. Grimaldi, Novelle storiche corse e canti popolari corsi (Bastía).
Viale Salvatór, Studii critici di costumi corsi.

1856. A. Arrighi, La veuve d'Arbellara, roman historique (Bastía).
Coti, L'armée d'orient (Paris).
Nyer, Usages locaux d'Ajaccio (Ajaccio).

1857. Ph. Caraffa, Antiquités de la Corse (Journal l'Observateur de Bastía).
J. de la Rocca, Biographie de la famille Abbatucci.
Sapia, La Corse, notice géographique et statistique (Lyon).
Stephani, L' antichità dei Bonaparte (Venedig).

1858. Giammarchi, Vita politica di Pasquale Paoli (Bastía).
L. C. de Peretti, Bonaparte ou la France sauvée, poème en 24 chants (Paris).
Jean de la Rocca, Vie du ministre Abbatucci (Paris).
Viale Salvatór, Dell' uso della lingua patria in Corsica.

1859. Comte de Buttafuoco, Fragments pour servir à l'histoire de la Corse (Bastía).
Filippo Caraffa, Sulle antichità della Corsica (Rivista esclesiastica).
Marchi, La Corse et ses illustrations (Ajaccio).
Multedo, Alla Corsica, canto — La patria dell' Italiano — All' Italia (Bastía).

1860. Bonaparte (Prince Pierre), Sampiero, légende corse, traduite de l'italien (Paris).
Histoire de la famille Bonaparte (Paris).
Faure, Les bandits célèbres de la Corse.
F. M. Peraldi, Analisi critica sull' origine della dominazione temporale dei papi (Bastía).

1861. La Corse depuis le Ier empire jusqu'à nos jours.
Viale S., Scritti in versi e in prosa (Florenz).
1862. Carlotti, Salvatore Viale et ses œuvres (Ajaccio).
Morelli, La Corse italienne et la France (Turin).
1863. Galletti, Histoire illustrée de la Corse (Paris).
1864. Bonaparte (Prince Pierre), La bataille de Calenzana (Paris).
Aleſſ. Graſſi, Aleria, étude historique et archéologique (Paris).
1866. Bartoli, Histoire de Pascal Paoli.
Graſſi, Étude du caractère de Pascal Paoli (Baſtia).
1867. Colombani, Les aventures d'un jeune Corse, roman historique (Paris).
1869. Arrighi, Notices historiques sur le général Cervoni (Baſtia).
Ph. Caraffa, La vérité sur l'origine de nos Bonaparte (Baſtia).
Jacopo d'Oria, Pasquale Paoli (Genua).
1870. Carlotti, Poesie di alcuni moderni autori corsi (Florenz).
Jean de la Rocca, Vie du prince Pierre Bonaparte.
1871. Benedetti, Ma mission en Prusse (Paris).
Marchal (de Calvi), La guerre de 1870 (Paris).
1872. P. Lucciana, Arminio e Dorotea, traduzione (Baſtia).

Lucciana hat im Jahre 1887 einen Band Versi Italiani e Cörsi bei Ollagnier in Baſtia herausgegeben. Der erſte Teil deſſelben enthält ſowol eigene Poeſien in italieniſcher Sprache, als Ueberſetzungen und Nachbildungen deutſcher Gedichte, darunter zwei Scenen aus Goethe's „Iphigenia". Sehr merkwürdig iſt es, daß der talentvolle Corſe ſich ſogar mit Fabeln und moraliſirenden Erzählungen Leſſing's, Lichtwer's, Krummacher's, Pfeffel's, Gellert's, Langbein's, Bürger's bekannt gemacht und dieſe überſetzt hat. Der zweite Teil ſeines Buches

besteht aus einer Reihe von Dichtungen im corsischen Dialect, die meist eine glückliche satirische Begabung zeigen. Lucciana ist heute einer der verdientesten Pfleger der vom Französischen immer mehr bedrohten italienischen und corsischen Volkssprache seiner Insel.

Ich bemerke noch, daß die corsischen Totenklagen und Rachelieder eben erst von Federigo Ortoli neu gesammelt und mit französischer Uebersetzung versehen herausgegeben worden sind: Les Voceri de l'île de Corse, Paris 1887, 8°.

Die Brüder von Humboldt.

1880.

τιμῶντες δ' ἀρετάς
ἐς φανεράν ὁδὸν ἔρχονται, τεκμαίρει
χρῆμ' ἕκαστον.

Pindar. Olympia VI.

I.

Wenig mehr als zwei Jahre war Wilhelm von Humboldt älter als sein Bruder Alexander: jener am 22. Juni 1767, dieser am 14. September 1769 geboren. Ihre Geister formten sich noch in den Elementen des Zeitalters der philosophischen Aufklärung, und dieselbe Idee der Humanität, welche die Heroen unserer Literatur erzog, weihte auch sie zu hohen Aufgaben. In ihre Kindheit und Jugend fielen drei große Ereignisse, welche die Atmosphäre der Welt gereinigt haben: die Freiheit Amerika's, die Französische Revolution und die Philosophie Kant's. Die Gestalt des größesten Fürsten des 18. Jahrhunderts stand ehrfurchtgebietend vor ihnen: das Auge Friedrich's des Großen ruhte noch mit Wolgefallen auf den heranwachsenden Brüdern. An den preußischen Staat und sein ernstes Königshaus, in dessen Obhut die Geschichte den Culturgedanken der Reformation gelegt hat, knüpften die Humboldt Traditionen der Familie. Im Siebenjährigen Kriege hatte ihr Vater Alexander Georg mitgekämpft. Als Major und Kammerherr Friedrich's des Großen starb er am 26. Januar 1779.

Genialer und empfindsamer, sinnlicher und schneller Dinge und Menschen erfassend, erschien anfangs der ältere, langsam, kränklich, minder erregbar der jüngere Bruder, doch selbstgefälliger und ehrgeiziger. Auf dem Grunde eines kalten, klaren Verstandes ruhte in beiden der empfänglichste Sinn für alle Erscheinungen des Lebens, so daß man nicht sagen kann, welcher der Brüder mit Organen zur Aneignung allseitiger Bildung reicher versehen war. Die Kindheit und erste Jugend verlebten sie mitsammen im begüterten Elternhause zu Tegel und in Berlin. Erziehung, Unterricht, Lehrer waren beiden gemeinsam. Die jungen Edelleute nahmen alle Bildungsstoffe auf, welche ihnen das damals dürftige Berlin darbieten konnte, in den Kreisen Biester's, Engel's, Mendelssohn's, Friedländer's, die alle sich um das große Organ der deutschen Aufklärungsphilosophie, die „Berlinische Monatsschrift" gruppirten, und in dem empfindungsseligen Salon der geistreichen Henriette Herz. Sie glänzten dort durch jugendliche Genialität und unersättlichen Wissenstrieb.

Im Jahre 1787 entließ sie ihre Mutter (Maria Elisabeth von Colomb) mit ihrem ausgezeichneten Mentor Christian Kunth auf die Universität Frankfurt. Hier studirten sie Philosophie und Naturwissenschaft, Wilhelm als Fach das Recht, Alexander die Staatsökonomie. Zu Ostern 1788 kehrte dieser nach Berlin zurück: Willdenow führte ihn in die Botanik ein, und er betrieb technische Wissenschaften und das Studium der griechischen Sprache. Im April 1789 folgte er seinem Bruder nach Göttingen.

Diese Universität war damals der Mittelpunkt der geschichtlichen, philologischen und naturwissenschaftlichen Studien; ihre gefeierten Lehrer waren Schlözer und Spittler, Michaelis, Blumenbach, Lichtenberg und der berühmte Altertumsforscher Heyne. In Heyne's Hause lernten die Humboldt den Gatten seiner Tochter kennen, Georg Forster, den Sohn Johann Reinhold's, den bewunderten Gefährten Cook's auf seiner zweiten Reise um die Welt.

Gleicher Wissensdrang, die Ideale der Humanität, das sehnsüchtige Herausstreben aus der engen, häßlichen Gegenwart in die Fülle des Weltlebens verbanden die Brüder trotz ihrer innersten Verschiedenheit an Temperament und Anlage mit diesem hochherzigen Enthusiasten eines neuen Evangeliums der Menschheit. Es war die Zeit, als über dem verwitterten Europa das Phänomen der Französischen Revolution blendend emporstieg.

Die Bastille fiel: da eilte der ältere Bruder mit seinem ersten Erzieher Campe im August 1789 nach Paris. „Der Leichenfeier des Despotismus" wollten sie beiwohnen. In unvergeßlichen Augenblicken sah Wilhelm von Humboldt zum ersten mal Paris, und auf dieser großen Scene einer neuen Weltepoche sollte er selbst, einige zwanzig Jahre später, als mitwirkender Staatsmann der Leichenfeier eines zweiten Despotismus beiwohnen, welcher aus den Trümmern jener Revolution welterobernd emporgestiegen war.

Wenn es anziehend ist, den künftigen Staatsmann Humboldt in Gesellschaft des Verfassers des deutschen Robinson, des Volkspädagogen aus der Schule Rousseau's

und Basedow's, im Revolutionsjahre 1789 in Paris zu sehen, und schon dort und damals den kühl besonnenen Beobachter in ihm wahrzunehmen, so war es für seinen Bruder vorbedeutend, daß er im Frühling 1790 Georg Forster auf einer naturwissenschaftlichen Reise am Niederrhein begleitete. Den künftigen Ersteiger des Chimborazo, den kühnen Schiffer auf dem Orenoco, den schon mit erstaunlichem Wissen ausgerüsteten Jünger, hat damals der berühmte Weltumsegler in seine ihm noch verhüllte Zukunft eingeweiht. Es war an der Seite Forster's, daß Alexander von Humboldt zum ersten mal das Meer gesehen hat. Denn die Fahrt wurde bis England ausgedehnt, und von dort besuchten auch diese Reisenden im Juni 1790 Paris, wo das begeisterte Volk sich zu dem großen Verbrüderungsfest auf dem Marsfelde rüstete. Paris war für beide durch die Macht ihres innern Dämons eine Stelle des Verhängnisses, aber dieses selbst ein grundverschiedenes. Nicht vier Jahre gingen hin, und der verirrte Idealist Forster starb als Flüchtling, vom Vaterlande geächtet, enttäuscht, in Dunkelheit und Elend zu Paris, während Humboldt in derselben Stadt lange Jahre des Ruhms und unermeßlicher Arbeit durchleben sollte. Ein warmes Andenken hat er dem unglücklichen Freunde und Lehrer seiner Jugend dauernd bewahrt, hierin großmütiger als sein Bruder und Schiller.

Das Denkmal jener Reise sind die „Ansichten vom Niederrhein", die glänzendste Schrift jenes reichbegabten Talents. Forster übte damals die mächtigste Anziehungskraft auf beide Humboldt aus. In der Reihe ihrer bedeutsamen Freundschaftsverhältnisse war das mit ihm das

erste. Von ihm erhielt Wilhelm, nach seinem eigenen Geständniß, einen großen Teil seiner Bildung; doch hatten die Brüder von Göttingen her schon mit manchen literarischen Kreisen sich berührt, wie auch mit dem Jacobi's in Pempelfort. Es war in ihnen dasselbe psychologische Bedürfniß der Jugendzeit Goethe's, die Welt in ihren Persönlichkeiten zu erfahren, und der höchste Zweck des Reisens war damals der Mensch selbst. Als das interessanteste Studium galt im Zeitalter Lavater's die menschliche Physiognomie, was, zur Spielerei ausgeartet, eine krankhafte Sucht des Sammelns von Typen und des Verkehrs mit ihren Originalen wurde. Die Maxime der Aufklärungszeit überhaupt war der Satz Pope's: „The proper study of mankind is man." Und Goethe sagte: „Das Studium der Menschengestalt ist das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns." So urteilte auch Wilhelm von Humboldt in seinem Aufsatz über den Montserrat: „Wir genießen und benutzen nur dann das Leben vollkommen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größesten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen."

Ein Jahr lang arbeitete er am Kammergericht in Berlin, wo er mit Gentz Freundschaft schloß, dann verließ er als Legationsrat den Staatsdienst. Die Fäulniß des öffentlichen Wesens, worin der Vernunft- und Waffenstaat Friedrich's des Großen unter dem Wöllner'schen Cynismus verdarb, erfüllte ihn mit Widerwillen. Eine so vornehm geistige Natur konnte nicht unter den Rosenkreuzern und Cagliostros des damaligen Berlin gedeihen. Seine humanistischen Ideale trieben ihn zu dem Ent-

schluß, sich fortan selbst zu leben. Reichtum sicherte ihm die Unabhängigkeit. Schon im Sommer 1791 gründete er sein Haus. Er vermälte sich mit der geistvollen Caroline von Dacheröden, einer Freundin der Schwestern von Lengefeld. In einem Briefe an Welcker hat er später erklärt, daß diese Ehe ihn davor bewahrte, rettungslos in äußern Verhältnissen unter uninteressanten Menschen zu versinken, und daß sie ihn wie aus dem Schlummer erweckt habe. Durch seine Gemalin trat Humboldt in die Kreise Dalberg's und Schiller's. Zu Burgörner bei Hettstädt in der Grafschaft Mansfeld, einem Gute seiner Gattin, schlug der Glückliche seinen Musensitz auf. Ohne Wirkungskreis suchte er nur Lebensgenuß und eigene Bildung. Von allen praktischen Banden, die den Idealmenschen beengen, wollte er frei sein. In seinem eigenen Ich die Einheit der geistigen und sinnlichen Natur durch allseitige Vervollkommnung darzustellen, war für ihn die Aufgabe des Lebens und ihr letzter gelungener Schluß der freie Mensch als Kunstwerk der Bildung. „Nichts auf Erden ist so wichtig", schrieb er an Forster, „als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen; der wahren Moral erstes Gesetz ist, bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist." Diese Ansichten sind vollkommen diejenigen der Aufklärungsphilosophie, deren höchstes Problem immer die Erziehung des Menschen zur vollkommenen Individualität gewesen ist.

In seiner horazischen Zurückgezogenheit schien Wilhelm von Humboldt nichts zu sehen und zu hören von jener furchtbaren Explosion der Leidenschaften Frankreichs, deren

blutiger Widerschein die ganze Welt erschreckte. Doch beschäftigten ihn anfangs noch philosophisch einige politische Fragen, welche diese Revolution aufgeregt hatte. Es war unter dem Einflusse des Coadjutors Dalberg, daß seine merkwürdige Schrift entstand: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" — das erste, jugendliche Programm seiner Zukunft als Staatsmann. Seine Maxime war, der Aufklärungsphilosophie durchaus entsprechend, die größtmögliche Beschränkung der Einwirkung des Staates auf das Individuum und dessen ungehemmte Entwickelung zum freien, großen und ästhetischen Menschen. Von diesen Grundsätzen ist Humboldt auch als Staatsmann nicht abgewichen.

Indeß bekundete sein lebhafter Verkehr mit Friedrich August Wolf in Halle, daß er sich des Altertums und der Sprachwissenschaft als des naturgemäßen Gebiets seiner Anlage bewußt war. Sein Verhältniß zu diesem großen Philologen war für ihn entscheidend, denn Wolf führte ihn als Kritiker tiefer in die classische Sprache und Literatur ein, während Humboldt's speculativer Idealismus die Ansichten jenes vom Altertum wissenschaftlich vertiefen half. Im hellenischen Volke sah er, wie Wolf und Winckelmann, das ästhetische Ideal aller individuell darstellbaren Bildung als Charaktereinheit verwirklicht, und leidenschaftlich versenkte er sich in den Geist der Griechen. Er schrieb damals an Wolf: daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, in ihm erstorben sei, seitdem er mit dem Altertum vertrauter ward. Der Liebe zu den Griechen ist er stets treu geblieben; ihr verdankte sein geistiges Wesen

den hohen classischen Stil. Er wollte eine Charakteristik des griechischen Geistes entwerfen; doch er kam leider so wenig dazu, wie zu einer Charakterdarstellung des 18. Jahrhunderts, zu der er den Plan faßte.

Nach fast zwei Jahren solcher Studien trat er aus der Schule der Alten in die Kreise hinüber, wo die modernste Literatur des Vaterlandes geschaffen wurde. Deutschland besaß, noch minder als einst Hellas, kein Centrum für sein geistiges Dasein. Im Widerspruch zu den historischen Erfahrungen des Culturlebens der Völker schuf der Genius einer großen Nation nicht einmal, wie jener Griechenlands und Italiens, im Zusammenhange mit mächtigen staatlichen und socialen Processen, sondern in der kläglichsten nationalen Oede, Ohnmacht und Bedrückung, auf kleinen Oasen der Bildung, seine gewaltigsten, tiefsten und schönsten Werke. In Königsberg saß der Luther der Philosophie, der den deutschen Gedanken von der Scholastik befreite und ihm die kritische Reform gab; in Jena und Weimar schufen die großen Dichter die künstlerischen Ideale, in denen der deutsche Geist seinen höchsten Ausdruck fand.

II.

Als Humboldt in diese stillen Musenrepubliken eintrat, befand er sich dort, in jenem für uns noch ausschließlich literarischen Zeitalter, auch im wahren Mittelpunkt des Vaterlandes. Denn dort war damals Deutschland; dort wurde die geistige Einheit der Nation gegründet. Es war Schiller, der ihn in die Mysterien

dieser nationalen Schöpfungen zog: er bezauberte ihn. Die Macht dieses einzigen Dichtergenies entsprang aus den leidenschaftlichen Schwingungen der beiden die Vereinigung suchenden Grundkräfte seiner Natur, des philosophischen Gedankens und der bildenden Phantasie. Zur Idee der Freiheit und Notwendigkeit erhebt er alles Zufällige, an die erhabensten Probleme des Geistes knüpft er alles Erscheinende der Sinnenwelt. Die ersten Freunde Humboldt's, Forster, Heyne und Wolf, stellten ihm die Menschheit nur in bedeutender Einseitigkeit dar: in Schiller aber erschien sie ihm als selbstthätige Energie in idealer Charaktergestalt. Er trat an ihn heran, ihm überlegen an geschultem Wissen, an classischer Bildung, an Genußfähigkeit; aber arm gegen ihn an Leidenschaft, an divinatorischem Blick, an Willens- und Schöpferkraft. Er liebte Schiller. Die Hoheit seiner Seele, welche alles Gemeine von sich entfernte, zog ihn magisch an; die Erhabenheit und herrschende Kraft seines Wesens war ihm zugleich ein ästhetisches und anthropologisches Problem. Das Reich der Ideen war auch Humboldt's Heimat. Der philosophische Trieb diente ihm als Schlüssel zu Schiller's pathologischer Natur, von der die seinige, trotz mancher Verwandtschaft, verschieden war. Denn nichts vom Martyrer, nichts vom Titanen lag in ihr so wenig als in der seines Bruders. Beide Humboldt waren privilegirte Lieblinge des Glücks, beiden boten sich Welt und Leben wie von selbst in reichster Fülle dar. Mit rastlosem Fleiß, doch ohne Kampf strebten sie beide ihren Idealen der Bildung nach. Hebe schien ihre Begleiterin zu sein von früher Jugend an. Sie waren beide so

jung bedeutend und fertig, daß es schwerer ist bei ihnen, als bei andern Geistern, ihre Entwickelungsstufen nachzuweisen. Rahel hat einmal von Wilhelm gesagt, daß er von keinem Alter sei, und Varnhagen, daß nicht die Zeiten in ihm hervortraten, sondern er nur in ihnen. Der Psychologe darf zweifeln, ob solche Krystallisation der Natur beneidenswert sei. Wie anders haben sich Lessing und Schiller, und auch der realistische Goethe doch in Drang und Sturm entwickelt.

Wilhelm trat zu Schiller in näheres Verhältniß als zu Goethe, der damals, schon in sich sicher gegründet, in heiterer Klarheit fest auf der Erde stand, während Schiller, an seinem Beruf noch zweifelnd, stets im unendlichen Proceß des Werdens und Neugestaltens begriffen war. Um seinetwillen zog Humboldt am Ende des Januar 1794 mit seiner Familie nach Jena. In demselben Jahre, als der folgenreiche Freundschaftsbund zwischen Goethe und Schiller geschlossen wurde, hatte auch er das unschätzbare Glück, ihr Freund zu werden. Da wurde er ein Zugehöriger unserer classischen Literatur. In ihren Werkstätten hat er mit inniger Anteilnahme und mit förderndem Urteil gesessen. Nebst Körner, mit dem er seit 1793 Freundschaft schloß, ist er einer ihrer authentischen Zeugen geworden. Er trug in sie hinüber das Urbild, die Maßstäbe und Kategorien der Griechen; er half die Gesetze und Formen feststellen, in denen unsere classische Dichtung ruht. In Schiller, dem er im Jahre 1792 seine Abhandlung über das Studium der Griechen geschickt hatte, fand er bereits den hellsten Enthusiasmus für das Antike vor, wie er ihn schon im Jahre 1788

in den „Göttern Griechenlands“ und im folgenden in den „Künstlern“ kund gegeben hatte. Humboldt zog ihn immer tiefer in den Hellenismus hinein, und an diesem stärkte sich die poetische Anschauung und Kraft Schiller's in ideeller und formaler Weise. Mit Humboldt hat der große Dichter auch das Gebiet der Sittenlehre Kant's durchwandert, und er verdankte wol dem Freunde manche Anregung in Bezug auf seine philosophische Ergründung des Wesens der Schönheit und der poetischen Kunstformen, wodurch er die Aesthetik Kant's erweitert hat. Man weiß, wie sich Goethe über Schiller's Verirrung in die Speculation tadelnd äußerte, und später zieh sich Humboldt selbst, als er seinen Briefwechsel mit diesem herausgab, gegen Körner der Schuld, ihm auf dem philosophischen Wege zu sehr gefolgt zu sein und ihn darin bestärkt zu haben. Diesen Vorwurf haben andere, wie Schwab in seinem Leben des Dichters, wiederholt. Es ist aber wol richtig, was Hettner geurteilt hat: „nur wer keinen Begriff hat von dem tiefen Gedankenleben Schiller's, kann dessen geschichtliche und philosophische Epoche beklagen.“ Auch war es doch wieder Humboldt, der, wie seine Briefe an ihn beweisen, den Dichter zu sich selbst zurückgeführt hat. Als Psycholog hat er ihm seine für das Drama geschaffene Natur ausgelegt. Ohne Humboldt's Einfluß würde sich dieser kaum so mutig zu der neuen Laufbahn entschlossen haben, die er mit dem Riesenwurf des „Wallenstein“ begann. Seinen „Richter und Ratgeber“ hat ihn Schiller genannt.

Die Jenaer Epoche war für Wilhelm selbst die hohe Schule des Ideals. Der Verkehr mit den großen

Schöpfern unserer Literatur hat ihn für die eigenen Aufgaben seiner Zukunft reif gemacht. Nach Schiller's Tode schrieb er aus Rom an Wolf: „Ich kann wol behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe." Diese Zeit währte bis 1797, einen Aufenthalt in Tegel und Berlin abgerechnet, wo sich Wilhelm vom Juli 1795 bis zum Ende October 1796 bei seiner kranken Mutter befand.

Unterdessen hatte Alexander seinen empirisch wissenschaftlichen Lebensweg genommen. Seit dem Sommer 1790 studirte er auf der Handelsakademie in Hamburg, von wo aus er zu Klopstock, Voß und Claudius, und zu Christian von Stolberg in Beziehung trat. Im Juni 1791 bezog er die Bergakademie in Freiberg, unter Werner sich praktisch auszubilden, und dort schloß er Freundschaft mit Karl Freiesleben und Leopold von Buch. Nachdem er im April 1792 zu Berlin in den Staatsdienst getreten war, wurde er bald darauf Oberbergmeister in Baireuth. Die eben erst preußisch gewordenen Lande Frankens verwaltete damals Hardenberg, und mit diesem künftigen Staatskanzler Preußens und Rivalen seines Bruders Wilhelm trat Alexander in freundschaftlichen Verkehr. Nach Berlin im Jahre 1794 zurückgekehrt, bereiste er als Regierungscommissar das neue polnische Preußen. Diplomatische Aufträge Hardenberg's riefen ihn sogar in das Hauptquartier Möllendorf's am Rhein. Dann durchwanderte er im August 1795 Oberitalien und mit Freiesleben den Schweizer Jura, besuchte heimkehrend Rastatt, als dort der Congreß tagte, und kam im April 1796 nach Baireuth zurück.

Die junge Französische Republik hatte den Krieg und ihr Freiheitsbanner schon in die Nachbarländer getragen; im Frieden zu Basel, am 5. April 1795, hatte die preußische Regierung (ihr Diplomat war daselbst Hardenberg) mit dem linken Rheinufer sich die schmachvolle Neutralität erkauft. Oesterreich stand im Jahre 1796 dem Angriff der französischen Heere unter Jourdan und Moreau allein gegenüber. Da wurde der junge Humboldt von Hardenberg zu Moreau nach Württemberg geschickt, den preußischen Besitzungen in Franken die Neutralität zu sichern, und er entledigte sich, wie es scheint, mit diplomatischem Geschick einer Aufgabe, die, wie er an Freiesleben schrieb, seiner Natur entgegenlief.

Am 14. November 1796 starb in Berlin die edle Mutter der Brüder. Keiner von ihnen war Zeuge ihres Todes. Dies Ereigniß entschied die Zukunft der nun unabhängig gewordenen Humboldt. Auch Alexander wollte sich jetzt vom Staatsdienste lösen, seine Sehnsucht nach der Ferne befriedigen, die Welt durchforschen, der großen Natur ins Angesicht sehen; dem Genius der Wissenschaft allein wollte er sein Leben widmen.

Zuerst ging er nach Jena. Doch war er schon früher von Baireuth aus mehrmals dort gewesen. Zu Goethe, der im Jahre 1790 die Metamorphose der Pflanzen geschrieben hatte, auch zu Karl August und seinem Hofe, hatte ihn die Naturwissenschaft in Verbindung gebracht. Selbst für Schiller's „Horen" schrieb er im Jahre 1795 den „Rhodischen Genius", ein symbolisch-mystisches Opfer, von dem großen Empiriker niedergelegt auf den Musenaltar des Vaterlandes. Mit Wilhelm nahm auch er an

den Problemen teil, welche die Berührung so ausgezeichneter Geister erregte, als sich im Jahre 1797 in Jena vereinigten, wo Schütz, Niethammer und Hufeland und auch noch Fichte lehrten, und die beiden Schlegel, die Gründer der romantischen Schule, sich einfanden, während in Weimar Wieland und der geniale Herder lebten. Mit Herder freilich scheinen beide Humboldt kein vertrautes Verhältniß gehabt zu haben; aber in edler Weise hat ihn einmal Wilhelm gegen die excentrischen Angriffe Wolf's in Schutz genommen. Auf jene Tage, auf die anregende Erscheinung der beiden Brüder, die von Genie und Beredsamkeit, von Witz und Humor sprühten, hat Goethe noch spät mit Freude geblickt, als auf einen seiner „lichtesten Lebenspunkte". Und auch Alexander schrieb noch im Jahre 1825 an ihn: „Beide Humboldt gehören Ihnen an, und der Stolz ihres Lebens war es, Ihren Beifall sich erworben zu haben." Es waren die an geselligem Gehalt reichsten Zeiten jener Colonie großer Geister; schmerzlich hat der bald vereinsamende Schiller sie zurückgesehnt.

In rastloser Thätigkeit setzte Alexander dort seine Fachstudien fort. Mit ihm hörte auch sein Bruder im Frühjahr 1797 Anatomie bei Loder. Gleiche Empfänglichkeit und dichterisch zu nennende Begeisterung für alles Große und Schöne, für alles menschlich Bedeutende, gleiche vorurteilslose Denkart vereinigte dies seltene Brüderpaar. Auf demselben classischen Grunde ruhte ihre Bildung, und selbst in ihren Mängeln erschienen sie verwandt; denn beiden war der Sinn für Musik versagt. Nach Universalität des Wissens strebten sie beide; es war noch die

Zeit für diese, wie in der Epoche Winckelmann's und jener des Leibniz und Bayle; mit den Humboldt aber ist sie zu Grabe gegangen. Heute hat die notwendige Arbeitsteilung den Stempel des Specialfachs fest auf die Stirn und auf den Stil des Gelehrten gedrückt, und mit hochmütiger Einseitigkeit verachtet er meist das humane Talent, welches über das Fach hinausstrebt.

Die Periode Jena's schloß für die Humboldt am 24. April 1797. Ihre Denkmäler sind: Wilhelm's Briefwechsel mit Goethe und Schiller, seine ersten Uebersetzungen aus Pindar und Aeschylus, Aufsätze in den Horen über den Geschlechtsunterschied, und über männliche und weibliche Form, seine Abhandlung über Jacobi's Woldemar, seine Schrift über Hermann und Dorothea. Mitlebend hatte er seit 1793 entstehen sehen: Reineke Fuchs, die venetianischen Epigramme, die Unterhaltungen der Ausgewanderten, Wilhelm Meister, die Xenien, Alexis und Dora, Hermann und Dorothea, die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, die Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, und die glänzende Reihe von Schöpfungen didactischer Lyrik seines herrlichen Freundes, in den Horen und im Musenalmanach. Wenn nun jene Periode in ihrem Geist und Sinn erweiternden Einfluß nachhaltiger auf Wilhelm gewirkt hat, so hat die Berührung mit jenen classischen Geistern auch in Alexander eine lichte Spur zurückgelassen. Sie ist sichtbar in dem dichterischen Anhauch seiner Schriften, in dem Bemühen nach Classicität des Stils und einer ästhetisch-künstlerischen Form, in der klaren Größe, womit er die Objecte der Natur anzuschauen weiß. Ein geistreicher Mitarbeiter der

von Karl Bruhns herausgegebenen Biographie Alexander's hat nachgewiesen, daß die ästhetische Conception des Kosmos den Ideenkreisen Goethe's und Herder's parallel war.

III.

Nachdem die Brüder ihren Durchgang durch alle bedeutenden literarischen Gebiete Deutschlands genommen hatten, wollten sie das Ausland sehen. Alexander war damals der minder ziellose; denn eine große Leidenschaft, eine bestimmte Wissenschaft zog Schranken um ihn her. Dagegen blieb sein Bruder noch auf die grenzenlose Weite der Bildung überhaupt gerichtet, und obwol im Besitz des edelsten Familienglücks war er heimatlos. An keinen festen Wohnsitz mehr wollte er sich binden, soviel als nur immer möglich wollte er sehen, wissen und prüfen. „Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte": so schrieb er an Schiller; und in seinem Gedicht „In der Sierra Morena" sagt er:

Denn wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er vergleichend ersah, trägt im bewegenden Sinn,
Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft.

Der Pol seiner Neigung wies in das classische Altertum nach Italien, und dasselbe Land reizte auch Alexander, zumal der Vulcane wegen. Erst ging die vereinigte Familie zu Körner nach Dresden, dann nach Wien. Aber der junge Napoleon Bonaparte hatte seine Heldenlauf-

bahn in Oberitalien begonnen, und dahin konnten die Brüder nicht mehr reisen. Sie trennten sich in Salzburg, im October 1797. Statt nach Rom, nahm Wilhelm seinen Weg über München und die Schweiz nach Paris, während Alexander mit Leopold von Buch das Salzkammergut wissenschaftlich bereiste. Fünf Monate lang blieb er in Salzburg. Ungeduld quälte ihn. Der tolle Sonderling Lord Bristol hatte ihn eingeladen, ihn nach Aegypten zu begleiten, und Alexander machte sich im April 1798 nach Paris auf, wo er sich zu dieser Reise ausrüsten wollte. Es ist merkwürdig, daß auch diesen Reiseplan derselbe glanzvoll aufsteigende Genius der Zeit durchkreuzte. Denn Lord Bristol ward in Mailand verhaftet, und Bonaparte unternahm im Mai 1798 seine Expedition nach Aegypten im großen geschichtlichen Stil, von den ersten Gelehrten Frankreichs begleitet. Beide Zeitgenossen, Napoleon und Humboldt, waren in demselben Jahre 1769 geboren; nur einen Monat betrug der Unterschied ihres Alters.

Alexander fand das Haus seines Bruders in Paris von geistreicher Gesellschaft belebt: Gelehrte wie St. Croix, Corai, Chardon de la Rochette und Millin, die Staël, Benjamin Constant, der Maler David, der Graf Schlabrendorf, Brinckmann u. A. versammelten sich hier. Wilhelm war noch kein Mann von Ruf, aber seine großen deutschen Freunde Goethe und Schiller, der Ehrenbürger der Französischen Republik, waren in gebildeten pariser Kreisen gefeiert, und sein Bruder Alexander hatte längst durch seine Schriften die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt erregt. Aber auch Wilhelm's hohe Bildung machte

sich geltend, und sein geselliges Talent teilte mit ihm und erhöhte die geistreiche Gattin.

So fanden sich beide Brüder aus den stillen Asylen der deutschen Ideenwelt in das lärmende Paris versetzt, wo die ungeheuersten Schicksale Europa's sich zubereiteten. Es ist für das kühl ablehnende, mitleidenschaftlose Wesen Wilhelm's bezeichnend, daß er dort im Brennpunkt aller politischen Ideen der Zeit, auf dem noch glühenden Boden der Revolution, die Abstractionskraft besaß, sich in die ästhetische Beurteilung des Gedichts „Hermann und Dorothea" zu vertiefen, welches Goethe vollendet hatte, ehe noch die Humboldt Jena verließen. Es gab selten Menschen, auf deren Natur die Außenwelt so wenig bestimmende Macht hatte als auf Wilhelm von Humboldt; denn immer stand er ihr in vornehmer Geistesfreiheit gegenüber. Kein Deutscher war in der Fremde mehr deutsch, als Humboldt in Paris. Wenn Challemel-Lacour in seinem Essay über Wilhelm von Humboldt (La Philosophie individualiste, Paris 1864) die irrige Behauptung machte, daß derselbe damals „zum Pariser in Paris geworden war", so hat er doch hinzugefügt: sans cesser jamais de sentir et de penser à l'allemande. Dem französischen Nationalgeist, den er als Anthropolog beobachtete, trat er entgegen mit dem überlegenen Bewußtsein aller Herrlichkeit, Höhe und Tiefe des deutschen Geistes, aus dessen Werkstätten er eben gekommen war. Gleich Schiller hatte auch ihn der Gang der Französischen Revolution enttäuscht, so daß er sich vom Glauben an ihre humanen Ziele hinwegwendete. Nur der einsame Denker Kant war durch die Gräuel der Schreckensherrschaft nicht beirrt

worden: in derselben Zeit, als die Humboldt sich in Paris befanden, sprach er in seinem „Streit der Facultäten" offen seine Bewunderung der Französischen Revolution aus, und er bekannte, daß er von der dereinstigen Erreichbarkeit ihrer nie mehr aus der Welt verlierbaren Ideale in einer freien, den Angriffskrieg ausschließenden Verfassung gereifter Völker fest überzeugt sei.

„Unser Freund Humboldt", so schrieb Schiller an Goethe, „bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutschheit getreu, und scheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben. Es ist mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden wie mit einer gewissen Religion: sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt." So urteilte Schiller am 29. December 1797, und Humboldt selbst sprach sich von Paris her am 18. März 1799 so zu Goethe aus: „Wie Sie die Beschränktheit meiner Natur kennen, müssen Sie fühlen, daß mir alles, was mich außerhalb Deutschlands umgeben kann, doch immer heterogen bleibt, und was mich an Deutschland knüpft, was ist das anders, als was ich aus dem Leben mit Ihnen, mit Schiller, mit dem Kreise schöpfte, dem ich nun schon beinahe zwei Jahre entrissen bin. Wer sich mit Philosophie und Kunst beschäftigt, gehört seinem Vaterlande eigentümlicher als ein anderer an, dies habe ich auch hier an Alexander und an mir erfahren. Ich war vielleicht eben so gern, vielleicht noch lieber in Paris, allein er war unendlich weniger fremd hier."

Goethe hatte gefürchtet, daß Humboldt's Entfernung ihm und Schiller seinen „theoretischen Beistand" entziehen

werde, er war daher von seiner Arbeit über Hermann und Dorothea, wenn auch nicht befriedigt, so doch freudig überrascht, und sicherlich konnte er keinen stärkern Beweis von Humboldt's Liebe zu ihm und von seinem unauflöslichen Zusammenhange mit den Idealen Weimar's empfangen. Der dunkle und schwerfällige Stil der langen Abhandlung schreckte Körner ab, und schreckt auch heute den Leser ab. Hettner rühmt ihren tiefen künstlerischen Gehalt, und Gervinus urteilte, daß sie und Wilhelm's Vorerinnerung zu dem Briefwechsel mit Schiller die zwei schönsten Denkmale bilden, die unsern beiden Dichtern mit gleicher und parteiloser Liebe gesetzt sind.

Am 13. November 1798 schrieb Wilhelm an Körner, daß ihn, die Kunstwerke abgerechnet, nachdem der Reiz der Neuheit befriedigt sei, in Paris nichts mehr fesseln könne. „Vor allem aber muß man sich vor Erinnerungen verwahren; wenn ich lebhaft an die Abende in Ihrem Hause denke, an den Umgang mit Schiller, ja nur an einen Spaziergang in einer schönen und eigentümlichen Natur, so befällt mich eine Sehnsucht, die, wenn man sich ihr überließe, einen unmittelbar mitten in Deutschland zurückführte."

In derselben Zeit klagte er in einem Briefe an Wolf über seine Oede in Paris, wo er fern sei vom „Schalle germanischer Rede". „In der That wird man hier der Herz- und Kraftlosigkeit sehr müde, und ich bleibe noch immer dabei, daß, so manches Interessante ich auch hier für meine Neugierde antreffe, der einzige Genuß meiner bessern Kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewußtsein der volleren und kräftigeren Deutschen Natur bleibe."

Doch beschäftigt mit philologischen Arbeiten in der Nationalbibliothek, und mit dem Studium des französischen Theaters, worüber er an Goethe berichtete, blieb er noch in Paris, während Alexander mit Gelehrten, wie Lagrange, Cuvier, Lalande, Delambre und Jussieu, rastlos arbeitete, und am 1. Juli 1798 eine Abhandlung im Nationalinstitut las. Seine Reisepläne aber scheiterten.

Die Expedition in die Südsee unter dem Capitän Baudin, wozu ihn das französische Directorium eingeladen hatte, unterblieb. Entschlossen, auf jede Weise in die Welt hinauszukommen, ging er am 20. October 1798 nach Marseille. Von hier wollte er nach Afrika übersetzen: doch auch dies zerschlug sich. Da brach er am Ende des December 1798 mit seinem Freunde Bonpland von Marseille nach Spanien auf. Im Februar 1799 erreichten sie Madrid. Hier erhielt Humboldt, vom sächsischen Gesandten Forell unterstützt, die Erlaubniß der Regierung, das spanische Amerika wissenschaftlich zu durchforschen. Ein junger Privatmann, nur mit eigenen Mitteln ausgerüstet, seinem Genie allein vertrauend, wissenschaftlich glänzend vorbereitet, verließ er am Schlusse des Jahrhunderts, am Vorabend der größesten Erschütterungen Europa's, diesen Erdteil. Am 5. Juni 1799 segelte er mit Bonpland von Coruña in den Ocean hinaus:

Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen.

In seiner Kindheit zu Tegel hatte er mit Entzücken den Erzählungen von den Fahrten des Vasco Nuñez de Balboa gelauscht, und jetzt fand er sich selbst auf einer Fregatte, die den Namen Pizarro trug. Seine kühnen Wanderungen in Südamerika, dessen dunkle Gebiete er

der wissenschaftlichen Kenntniß erschloß, haben spätere Bewunderer vermocht, ihn einen zweiten Columbus zu nennen, und selbst Karl Ritter hat ihn den „wissenschaftlichen Wiederentdecker" der Neuen Welt genannt. Im richtigen Verhältniß der Zeiten und Menschen, und des in ihnen bedeutend Gewirkten, ist eine große wissenschaftliche Forschung in hervorragender Weise eine geschichtliche That, wie es auch in unserer Zeit die Reisen kühner Männer, eines Barth, Livingstone, Schweinfurth, Stanley u. A. gewesen sind. Die Reise in Amerika ist die große That Alexander's von Humboldt. Auf ihr hat sich, als auf einer Basis von Granit, das ganze reiche Leben dieses wunderbaren Mannes aufgebaut. Sie hat eine Revolution in allen kosmischen Wissenschaften hervorgebracht. Mit ahnendem Geist erkannte Goethe die Bedeutung des großen Unternehmens seines jungen Freundes, denn am 26. Mai 1799 schrieb er an Wilhelm: „bei seinem Genie, seinem Talent, seiner Thätigkeit ist der Vorteil seiner Reise für die Wissenschaften ganz incalculabel, ja man kann behaupten, daß er über die Schätze, deren Gewinnst ihm bevorsteht, künftig dereinst selbst erstaunen wird."

Am 19. Juni landete Alexander in Santa Cruz auf Teneriffa, am 16. Juli betrat er zu Cumana die Neue Welt.

IV.

Wilhelm unterdeß war durch Briefe des Bruders aus Spanien angeregt, dieses Land und „eine südliche Natur wenigstens zu sehen", da ihm der Krieg Italien versperrt hielt. Sein Zweck war, wie er an Wolf schrieb, Menschen

und Nationen kennen zu lernen. Im August reiste er mit seiner Familie nach Madrid und weiter bis Cadix. Im April 1800 traf er wieder in Paris ein, wo indeß durch den Staatsstreich am 18. Brumaire der von Aegypten zurückgekehrte Bonaparte zur Gewalt aufgestiegen war. Seine Reise, ein ästhetischer Spaziergang durch Altspanien, während sein Bruder Neuspanien jenseits des Oceans durchforschte, brachte ihm als Frucht die Reiseskizzen aus Biscaja, die Schilderung des Monserrat (für Goethe gemacht), künstlerische und literarische Studien, Gedichte wie „In der Sierra Morena", und endlich als bleibenden Gewinn seine durch die Kenntniß des Baskischen entschiedene Richtung auf die Philosophie der Sprache, dasjenige Gebiet, auf welchem sein Genius schöpferisch zu sein vermochte. „Ich fühle", so schrieb er am 20. December 1799 an Wolf aus Madrid, „daß ich mich künftig noch ausschließlicher dem Sprachstudium widmen werde, und daß eine gründliche und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein können."

Diese Richtung ward in ihm so fest, daß er im Herbste 1800 nochmals die baskischen Länder besuchte. Dann arbeitete er wieder in Paris bis zum Sommer 1801, wo er nach Deutschland zurückging. Um viele Erfahrungen nannte er sich bereichert; er hatte Liebe für die französische Nation gewonnen, und seine Achtung für sie war „gar sehr gestiegen". Sein Aufenthalt in Paris machte „in seinem Denken Epoche".

Er sah erst die Freunde in Weimar und Jena wieder,

und kehrte dann nach Tegel und Berlin zurück. Der politische Zustand Preußens war damals so kläglich, daß er seinen Bruder glücklich preisen konnte, weil er von Europa fern in der großen Urwelt bestimmte Zwecke der Wissenschaft verfolgte. Er selbst hatte solche noch nicht gefaßt; in Apragmosyne schien er seinen idealen Genüssen auch weiter sich hingeben zu wollen. Aber er fühlte doch das Ungenügen solcher Existenz; und schon in Paris hatte er an Körner eingestanden, daß es eine Ungunst der Natur gewesen sei, ihm keine entschiedene Richtung zu einem Beruf gegeben zu haben. „Ich habe an Genuß gewonnen, da aber Glückseligkeit nur aus gelingender Thätigkeit entspringt, an Glück, wie ich auch sehr lebhaft fühle, beträchtlich verloren." Die pariser Epoche hatte ihn indeß aus dem Banne Jena's und Weimar's befreit. Von der Gefahr dorthin zurückzukehren und nur als kundigster Interpret der Hohenpriester Goethe und Schiller im Musentempel weiter zu dienen, oder die contemplative Richtung in Jena und Auleben fortzusetzen, auch davon befreite ihn sein Glück. Uhden, der preußische Resident am päpstlichen Hofe, verließ seinen Posten, und der König Friedrich Wilhelm III. gab ihn an Humboldt, der diese Gunst suchte und mit Entzücken ergriff. So gelangte er in glänzender Weise zur Erfüllung seines italienischen Reiseplans, den er schon seit Jahren mit Goethe und Schiller besprochen hatte. „Die Lust zu reisen, und die immer größere Schwierigkeit, dies durch bloße Privatmittel durchzusetzen, hat mich zu den Geschäften zurückgeführt." So schrieb er aus Tegel am 18. Juni 1802 an Körner. Sein Lebensbeschreiber Haym aber bemerkt:

„was sich Winckelmann mühsam hatte erringen müssen, was Goethe erst erlangte, nachdem die Sehnsucht zur Krankheit sich gesteigert hatte, das ward Humboldt als ein reines, volles und reifes Glück in den Schoos geworfen."

In der ersten Blüte des Mannesalters, in bevorzugter Stellung kam er in das herrliche Land, nach welchem seit den Gotenzeiten sich die Deutschen sehnen, und das sie fortdauernd, nicht mehr durch Waffen aber wol durch Geistesarbeit als eine zweite ideale Heimat sich zu erobern wie vom Schicksal berufen sind. So glänzend wie sein Bruder für die neue, war Wilhelm für die antike Welt vorbereitet. Sein Amt in Rom war zugleich die Brücke, die ihn wieder mit der Praxis des Staats verband, und wie manchem seiner preußischen Nachfolger, verstattete es ihm eine privilegirte Muße der Studien. Sein Glück erhöhte die geistvolle Gemalin, welche jene begriff, ja sogar teilte (sie las mit ihm griechisch), und die für die bildende Kunst ein lebhaftes Gefühl und ein im Louvre und Escurial gebildetes Verständniß besaß.

Ueber Weimar, wo er Goethe, den alten Freund Italien's und Rom's, und Schiller (diesen zum letzten Mal) wiedersah, reiste Humboldt nach Italien. Am 25. November 1802 traf er in Rom ein. Alexander, der von der glücklichen Wendung im Leben seines Bruders noch nicht unterrichtet sein konnte, befand sich in diesem Augenblick in Lima. An demselben Tage, da Wilhelm durch die Porta del Popolo in das alte Rom einzog, schrieb jener an Delambre von seinen Wanderungen zum Ama-

zonenfluß, zu den Anden, nach Truxillo und dem Palast Atahualpa's. Er schloß mit den Worten: „Ich denke an nichts als die Manuscripte zu bewahren, die ich besitze, und sie zu publiciren; ich werde Sie, so hoffe ich, im September und October 1803 in Paris umarmen. Wie sehne ich mich in Paris zu sein.“ An demselben 25. November 1802 schrieb er aus Lima auch an seinen Bruder, und er meldete ihm, daß er den Chimborazo erstiegen habe.

In der Villa di Malta, dann in der Via Gregoriana richtete sich Wilhelm seine Wohnstätte ein. Rom war damals noch die Stadt Winckelmann's und Gibbon's, Alfieri's und Goethe's. Ausgrabungen nach großem System wurden erst unter Pius VII. gemacht. Aber die lange Ruhezeit, in welcher die Päpste als sorglose Herrscher die Stadt mit Gebäuden und Museen erfüllt hatten, war eben abgelaufen. Auch Rom hatte der Wirbelwind der Revolution ergriffen. Im französischen Exil war Pius VI. gestorben, als Schützling Oesterreichs zu Venedig sein Nachfolger erwählt worden. Im Juli 1801 hatte Pius VII. mit dem neuen Gewalthaber Frankreichs das Concordat geschlossen und dann die Ordnung des geschmälerten Kirchenstaats begonnen. In diesem Zustande ohnmächtiger Sammlung und banger Furcht fand Humboldt das päpstliche Rom, und hier umfaßte sein Aufenthalt gerade die Pause, welche Napoleon dem Papsttum noch bis zur äußersten Katastrophe vergönnte.

Mit offenen Armen empfing man den Vertreter einer zwar ketzerischen, aber toleranten Macht, welche, wenn sie auch augenblicklich die Achtung der Welt verloren hatte,

doch der natürliche Feind des neuen Frankreichs und der Gegner jedes politischen Umsturzes war. Der vorsichtige Humboldt wurde bald in allen Kreisen der römischen Gesellschaft beliebt, und sein Haus einer ihrer gesuchtesten Mittelpunkte. Das Concordat hatte scheinbar Rom den alten Frieden und die kosmopolitische Luft zurückgegeben. Die Gesellschaft zwar, die sich auf dieser verödeten Weltbühne bewegte, war schattenhaft und einseitig, und Humboldt verwunderte sich über den Adel Rom's, der in ererbten Palästen unter den bestaubten Stammbäumen der Ahnen in Trägheit vegetirte. In den Salons der Cardinäle lebte nicht mehr der feine Geist der Zeiten des Ottobuoni und Bernis, noch in denen der Diplomaten jener des nun gealterten Ritters Azara, des Freundes von Mengs. Andere Aufgaben beschäftigten den klugen Consalvi, als ehedem die Cardinäle Polignac und Albani; nur der einzige Cardinal Borgia war noch ein Pfleger der Wissenschaften. Doch gab es bedeutende Menschen genug in Rom, und ausgezeichnete Fremde. Humboldt sah in seinem Hause die Frau von Staël (sie hat ihn in der „Corinna" gepriesen) und Wilhelm von Schlegel, Friederike Brun, Tiedge, Schinkel, Rumohr und Fernow, Lucian Bonaparte, Sismondi und Paul Louis Courier. Die antiquarischen Interessen herrschten in Rom wie immer vor, und gerade die Päpste dieser Periode des Sturzes hatten die vaticanischen Museen gegründet. Winckelmann's Epigonen waren damals die hervorragenden Gelehrten Marini, De Rossi, Fea und Zoëga. Visconti aber befand sich schon seit 1800 in Paris. Agincourt lebte und arbeitete in Rom, und neben Canova nahm der vom

helleniſchen Geiſt angehauchte Thorwaldſen ſeinen herrlichen Aufſchwung. Im Jahre 1804 erſchien auch der junge Rauch. Er befreundete ſich innig mit dem Humboldtiſchen Hauſe. Einſt, nachdem auch Wilhelm ſeine großen Dienſte dem Vaterlande geleiſtet hatte, ſollte gerade dieſer Freund aus römiſchen Tagen den Ruhm Deutſchlands in monumentalen Werken verherrlichen. Von nahmhaften deutſchen Künſtlern — Carſtens war bereits geſtorben — lebten in Rom Angelica Kaufmann, Reinhard, Koch, Gmelin und Schick, und ſie verehrten in Humboldt's kunſtſinniger Gemalin die Beförderin ihrer Thätigkeit.

Im Schatten der Monumente Rom's, in den ſonnigen Landſchaften Latium's, wo die Seele zugleich Raum findet für die Stimmung Theokrit's, Virgil's, des Pindar, des Aeſchylus und Homer, ſchwelgte Humboldt wie in ſeiner wahren Geiſtesheimat. Die ewige Stadt bot ihm die erſehnte Einſamkeit in claſſiſcher Form dar. Begierig aß er vom Lotos Rom's. Er verliebte ſich in die ruinenhafte Verwilderung des Mittelpunkts der Alten Welt, ſelbſt in die anarchiſche Verkommenheit des Römervolkes. Wenn noch Thiers in unſern Tagen aus politiſcher Doctrin ſo verblendet war, daß er den Römern die Berechtigung zum modernen Daſein abſprach und von ihnen verlangte, als foſſil gewordene Opfer der Größe des Papſttums in ihrem hiſtoriſchen Muſeum ſo fort zu dauern, ſo verführte der Enthuſiasmus für die Größe des Altertums Humboldt dazu, das lebendige Geſchlecht der Römer nur als Staffage antiker Trümmer gelten zu laſſen. Heute, wo die ewige Stadt ihre Erlöſung aus dem Banne des einen

wie des andern Schicksals, des Altertums wie des Papsttums, endlich erlangt hat, erscheint, was Humboldt im Jahre 1804 an Goethe schrieb, doppelt grell: „Ich kenne für mich nur noch zwei schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist als das ganze Geschlecht."

V.

Humboldt teilte noch die Ansicht Schelling's, daß das classische Altertum ein Trümmer eines ursprünglich höheren Menschengeschlechts sei. An Wolf schrieb er aus Rom: „Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und einem ungewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden." Wenn solche Aussprüche, für sich allein hingestellt und dem Zusammenhange der geistigen Strömung jener Zeit entrissen, uns heute schon als eine romantische Altertumsschwärmerei erscheinen, so vergesse man nicht, daß diese begeisterte Empfindung des Antiken der Grundton aller humanen und künstlerischen Anschauung jener deutschen Renaissanceepoche gewesen ist. Unmittelbar und lebendiger in seiner Geschichtlichkeit war der Enthusiasmus für das Altertum der ersten Humanisten Italiens, des Petrarca und Cola di Rienzo, des Poggio, Valla und Pomponius Letus, von

den großen Künstlern nicht zu reden; aber wissenschaftlich und philosophisch vertiefter war dieser in heißen Schmerzen nachgeborne Idealismus der Deutschen, der in Winckelmann und Lessing die Begründer der Kunstgeschichte und der Kunsttheorie, in Heyne und Wolf die Schöpfer der Altertumswissenschaft, in Goethe und Schiller die großen Dichter erzeugte, welche den sentimentalen Gehalt moderner Poesie mit dem classischen Kunstideal der Hellenen verbunden haben.

Niemand hat das innerste Verhältniß des deutschen Geistes zur Antike treffender erfaßt als Friedrich August Wolf in seiner an Goethe gerichteten Vorrede zum Museum der Altertumswissenschaft. „Ihr Wort und Ansehen, würdigster unsrer Edlen, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse (des Altertums) entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache, oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen nach so manchen Verbildungen stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrages.“ So hatte sich damals die bange Ahnung des Humanisten Paul Jovius im 16. Jahrhundert erfüllt, daß die Deutschen einst das Palladium der antiken Musen dem „ausgebrannten Griechenland“ und dem „entschlummerten Italien“ entreißen würden.

Humboldt nun war von dem Renaissancegefühl so tief durchdrungen, wie nur immer einer seiner großen

deutschen Zeitgenossen; aber man wird auch in seinen Schriften finden, daß er sich ganz klar bewußt blieb, daß und warum er mit seiner ganzen Zeit das Altertum idealischer ansah, als es wirklich gewesen war. Diese, man könnte sagen, sentimental-ideale Verklärung Rom's durch die Nachwelt hat er in seinem späten Aufsatz über den zweiten römischen Aufenthalt Goethe's in der tiefsinnigsten Weise ausgedrückt. Auch in seiner Einleitung in die Kawi-Sprache findet er den Vorzug der antiken Menschheit nicht sowol in den Gestalten des Lebens selbst, als in dem wundervollen Lichte, das sich bei ihnen über sie ergoß, und uns ein idealisch wirkendes Bild erhöhter Menschennatur zurückließ.

Humboldt lernte Rom und die Römer nach allen Richtungen kennen, aber er versenkte sich nicht in locale Studien. Sein Genuß war, die „Totalität der Römergeschichte im Kopf", in der ewigen Stadt umherzugehen. Die classische Atmosphäre, die er atmete, und die Spiegelung der antiken Welt in ihr befriedigten ihn. Aehnlich wie Humboldt würde Schiller Rom gesehen haben, obwol er eine historische Ader besaß und sich vornahm, im Alter eine römische Geschichte zu schreiben, als ob dies die geeignete Lebenszeit für solche Aufgabe sei. Humboldt vertiefte sich in das Studium der Sprachen — alles, was er trieb, auch Pindar, war Sprachstudium. „Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste, und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr und mehr in dieser Ansicht." So schrieb er aus Rom an Wolf. Er las die Römer in

Rom, auch die Italiener, obwol die geheimnißvolle Welt Dante's ihm ferne lag, wie das ganze noch kaum entdeckte Mittelalter und wie die ganze christliche Civilisation, nicht sowol weil ihn als Deisten der Aufklärungszeit das dogmatische Christentum stets gleichgültig ließ, sondern weil ihm jene farblos und barbarisch erschien. Er fuhr jetzt in seinen Uebersetzungen des Pindar und des Agamemnon fort, und dafür bot der Aether Rom's ihm eine verwandtere Atmosphäre dar, als die Luft in Paris für Hermann und Dorothea. Er dichtete Sonette — ein Ueberschuß der Phantasie gab ihm Kraft genug, in diese immer bereiten Stilgefäße Gedanken, wie in ein Tagebuch, niederzulegen; und diese sind es, welche seinen Sonetten (sie gehören schwerlich alle der Zeit seines Alters an) noch heute einen hohen Wert verleihen, den selbst die mangelhafte Form kaum mindert. Denn der feinste Kenner der antiken Sprache und ihrer Prosodie bewies, daß der künstlerische Sprachrhythmus nicht durch grammatische Erkenntniß, sondern allein durch die musikalische Schwingung des lautenden Gefühls erzeugt wird, zu der auch der geistvollste Philolog nimmer gelangt, wenn sie ihm die Natur versagt hat. So reich an Gedanken, und so unkünstlerisch im Ausdruck ist auch Humboldt's bekannteste Elegie „Rom", — ein didaktisches Culturgedicht, welches, wie ähnliche der Schlegel, aus der philosophischen Lyrik Schiller's hervorgegangen war.

In dies genußreiche Leben classischer Muße des kaum beschäftigten Diplomaten sollte nun, da Wilhelm durch den Tod seines großen Freundes Schiller, durch den Verlust seines ältesten Sohnes und die Krankheit seiner Ge-

malin niedergebeugt war, plötzlich sein Bruder Alexander eintreten, wie ein Held heimgekehrt aus siegreichen Feldzügen der Wissenschaft in transatlantischen Zonen.

VI.

Am 3. August 1804 war Alexander in Bordeaux gelandet, am 7. in Paris eingetroffen, und hier von seiner Schwägerin begrüßt worden, welche ihrer Gesundheit wegen Rom hatte verlassen müssen. Er fand die alte Welt als geschichtlich neue wieder: sie lag zu Füßen desselben Bonaparte, der sich noch in Aegypten befunden hatte, als er selbst nach Amerika gesegelt war. Eben erst im Mai war der ruhmgekrönte Consul zum Kaiser der Franzosen ausgerufen worden. Die republikanische Strömung Europa's war in die monarchische zurückgetreten.

Mit Begeisterung empfingen das Nationalinstitut und die Männer der Wissenschaft die beiden heimgekehrten Humboldt und Bonpland; mit Gleichgültigkeit empfing sie Napoleon. In Paris wollte Alexander seinen Wohnsitz nehmen; denn wie sehr sich hier die staatlichen Verhältnisse geändert hatten, so hatte doch das Leben der Wissenschaft keine Minderung erfahren. Hier wollte er seine heimgebrachten Schätze ordnen, und an die Ausführung seiner Reisewerke gehen, deren Dimensionen denen der Reise selbst entsprachen.

Er blieb bis zum 12. März 1805 in Paris, mit seinen Arbeiten beschäftigt, dann eilte er nach Rom, wohin seine Schwägerin schon zurückgekehrt war. Es be-

gleitete ihn der berühmte Physiker Gay-Lussac, sein innigster Freund nächst Arago. Am 5. Juni traf er bei seinem Bruder ein. Die Freude Wilhelm's spricht am schönsten die Schlußstrophe seines drei Jahre später aus Albano datirten Gedichts „an Alexander" aus. An Leib und Seele gestählt, um das geistige Maß einer heroischen Lebensepoche größer geworden, trug der berühmte Reisende den frischen Hauch des Oceans, der Berge und Wälder Amerika's in die tragische Stille Rom's, wo in Sarkophagen die purpurne Herrlichkeit der Welt vermodert liegt. Mit der bewundernswürdigen Kraft der Aneignung, die er besaß, drang auch er alsbald in alles ein, was den Bruder im Mittelpunkt der classischen Welt umgab und beschäftigte. Contemplative Muße der Erholung kannte sein rastloser Geist nicht. In Rom arbeitete er seinen Versuch einer Pflanzengeographie deutsch aus; Künstler zeichneten für seine Atlanten Karten und Ansichten; in den Bibliotheken fand er mexikanische Handschriften, und er mehrte die Sammlung amerikanischer Sprachdenkmäler, welche Wilhelm in Rom zu Gebote stand, durch solche, die er für seinen Bruder in den Missionen Amerika's erworben hatte.

Am 15. Juli ging er mit Gay-Lussac und Leopold von Buch nach Neapel, den Ausbruch des Vesuv zu beobachten; er kehrte dann nach Rom zurück, und reiste am 17. September ab nach Berlin.

Als Humboldt nach jahrelanger Entfernung am 16. November 1805 dort eintraf, hatte die dritte Coalition die französischen Heere schon in's Herz Deutschlands geführt. Baiern, Württemberg und Baden hatten sich Napoleon

in die Arme geworfen. Am 17. October war die Capitulation Mack's in Ulm erfolgt; am 13. November Napoleon in Wien eingezogen. So fand Alexander sein Vaterland auf der abschüssigen Bahn egoistischer Selbsterniedrigung, die es endlich zum Frieden von Tilsit führte. Begeistert empfangen, wie in Paris, erschien er sich doch fremd in diesem ihm „fremd gewordenen Lande". Versenkt in angestrengte Arbeit, doch vereinsamt in Berlin, „einer menschenöden Wüste", erlebte er dort den Rheinbund, den Fall des deutschen Reichs, die verspätete Kriegserklärung Preußens, die Schlacht bei Jena, den Einzug Napoleon's in Berlin, den Untergang der Monarchie Friedrich's des Großen. Er war in Berlin, als sein Vaterhaus Tegel von den Franzosen geplündert ward, wobei mit vielen anderen Papieren auch der größte Teil der Briefe Schiller's an Wilhelm unterging. In diesem Unglücksjahre fand er noch die liebevolle Stimmung, seinen Bruder mit der Herausgabe der Elegie „Rom" zu überraschen, die er in Berlin drucken ließ. Er bemühte sich fruchtlos bei den französischen Gewalthabern um die Erhaltung der Universität Halle, durch deren Aufhebung auch Wolf heimatlos wurde. In der Zeit der Schmach und Trauer schrieb er den ersten Band „der Ansichten der Natur" — die Widmung an seinen Bruder datirt, Berlin im Mai 1807; im folgenden Jahre erschien der Band bei Cotta in Stuttgart. Bedrängte Gemüter, alle jene, die sich aus der stürmischen Lebenswelle herausgerettet hatten, sollten mit ihm Kraft und Trost in der ewigen Größe der Natur suchen. Er schloß seine Vorrede mit

den Worten des weltrichtenden Chors: „Auf den Bergen ist Freiheit . . .“

Nun aber wurde das Jahr 1808 entscheidend für die Schicksale der Brüder: der eine verließ Berlin, der andre Rom. Auf Begehren des Königs begleitete Alexander dessen jüngsten Bruder Wilhelm nach Paris, ihn dort einzuführen; denn dieser Prinz sollte das demantharte Herz Napoleon's zur Milderung der Lasten Preußen's stimmen. Der Prinz blieb dort bis zum Herbst 1809, und Humboldt erhielt vom Könige die Erlaubniß, als Mitglied der französischen Akademie seinen Wohnsitz fortan in Paris zu behalten, da er nur hier die Anstalten zur Herausgabe seiner Reisewerke fand.

Unterdeß erlebte sein Bruder den Zusammenbruch der päpstlichen Herrschaft. Im Februar 1808 besetzten die Franzosen Rom; der protestirende Papst wurde dann im folgenden Jahre enttront und hinweggeführt. So war die diplomatische Stellung Humboldt's zwecklos geworden. Erschüttert durch das Unglück Deutschlands verlebte er noch seinen letzten römischen Sommer in Albano; hier schrieb er sein Gedicht „an Alexander von Humboldt“. Seinen Entschluß, heimzukehren, hatte er schon am 20. Februar Goethe mitgeteilt. Rom war ihm so teuer geworden, daß er bisher gehofft hatte, dort sein Leben zu beschließen. Es war der einzige Ort in der Welt, dessen dämonische, alles persönliche Schicksal in Lethe tauchende Macht auch die kalte Natur Humboldt's bezwungen hat. Seit er dort lebte, war sogar sein brieflicher Verkehr mit Schiller, Goethe und Körner immer seltner geworden. An der Pyramide des Cajus Cestius,

wo er zwei Kinder in der römischen Erde bestattet hatte, wünschte er selbst zu ruhen. Aber das Glück entriß ihn zu rechter Zeit der sirenischen Versunkenheit in das Altertum, und stellte ihn plötzlich vor die großen Aufgaben des Vaterlandes und der Gegenwart. Er verließ Rom, nur von seinem Sohne Theodor begleitet, im Herbst 1808, mit dem Entschlusse, nach sechs bis neun Monaten zurückzukehren, wie er an Welker schrieb. Doch nie mehr hat er die ewige Stadt wiedergesehn. Sie hat ihn nicht vergessen. Noch bis auf unsre Tage herab erhielt sich in ihr der Eindruck der humanen Persönlichkeit Humboldt's. Seit ihm hatte der Ruhm Niebuhr's und Bunsen's und die hohe Bildung späterer Gesandten, wie des Freiherrn von Thile, bei den Römern die Ansicht befestigt, daß Preußen, der Staat der Intelligenz, nach Rom nur Männer schicke, würdig des classischen Bodens durch Wissen und Liebe zur Kunst.

Pius VII. schrieb später, am 26. October 1815, an Humboldt, dankbar für die Unterstützung, die er Consalvi auf dem Wiener Congreß, und Canova in Paris in Betreff der entführten römischen Kunstwerke geleistet hatte, diese aufrichtigen Worte: „Rom hatte sicherlich Ursache Sie nicht zu vergessen, der Sie sich, während Ihres Aufenthalts daselbst, so viel Liebe und Achtung erwarben: es wird aber fortan auch einen andern gewichtigen Grund haben, Ihrer als des wolwollenden Freundes des Sitzes der schönen Künste zu gedenken." Das Museum in Tegel bewahrt noch die Gaben der Erinnerung, welche Pius VII. Humboldt verehrt hatte, schöne Säulen und Vasen, und die Copie der Medusa Rondanini in grünem Porphyr.

„Mit Schmerzen", wie er an Goethe schrieb, verließ Humboldt Italien, „doch auch nicht ohne Freuden" betrat er sein Vaterland. Der Kosmopolit kam als echter Patriot zurück. Er ging im November nach Erfurt, wo eben erst Napoleon den Congreß gehalten hatte. Er begrüßte in Weimar Goethe, und besuchte Schiller's Grab. Es war auch in Erfurt, wo er am 6. Januar 1809 den Ruf des Königs aus Königsberg erhielt, im Ministerium des Innern die Leitung des Cultus und Unterrichts zu übernehmen, und ohne Zögern folgte er der heiligen Pflicht.

VII.

Wilhelm von Humboldt trat in die Dienste seines Vaterlandes zurück, in der seinen Talenten angemessensten Zeit, nicht als dieses kläglich zusammenbrach, sondern als es sich durch moralische Kraft zu den Höhen Friedrich's des Großen wieder emporhob und seine geistige Läuterung vollzog. Das war der Moment, wo der classisch gebildete Idealist das Werk des geächteten Stein fortzusetzen hoffen durfte. In seinen Wanderjahren hatte er alle Schulen der Bildung durchgemacht, die seinen Geist zu einer freien philosophischen Weltanschauung erheben mußten: er war ein in sich vollendeter Mann, als er aus Rom nach Deutschland zurückkehrte. Bei aller Sinnlichkeit seiner Natur scheint doch in seinem kühlen vornehmen Wesen das Gleichmaß zwischen Gedanken und Empfindung bestanden zu haben, welches die Alten als Sophrosyne bezeichneten. Die Kämpfe, die das Leben durch Widerspruch spalten und in productiven Naturen zur höchsten

Energie steigern, um dann in jeder Richtung menschlicher That Heroen zu erzeugen, hatte er in dem gleichmäßigen Fluß seines genußreichen Daseins nie gekannt, und deshalb würde er zu keiner Zeit befähigt gewesen sein, einen Staat mit durchdringender Geistes- und Willenskraft zu formen, und mit kühn erfaßtem Begriff der Verhältnisse durch das Labyrint der Zeit zu steuern. Die Staatskunst im höchsten Sinne verlangt von dem, der sie ausübt, die Erschaffung eines realen politischen Kunstwerks.

Wenn man nun später Wilhelm von Humboldt einen Staatsmann von „perikleischer Hoheit" genannt hat, so sollte dies große Wort die Wahrheit aussprechen, daß er mit den höchsten Begriffen als ein Mann philosophischer Ideen an seine Aufgabe getreten ist. Den Ausspruch Oxenstierna's aber sah er sich bestätigen; zu hohe Gedanken hat er seiner Zeit zugemutet, ein theoretisch gebildeter Denker, ohne die Maßstäbe der Praxis, die nur mit bekannten Größen gemeiner Wirklichkeit rechnet. Mit seinem Freunde Schiller konnte er sagen:

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Im April 1809 traf er in Königsberg ein, der Stadt Kant's, in welcher dieser Weise nicht umsonst gelebt und gelehrt hatte; denn in Ostpreußen war es, wo der Geist des deutschen Volks seiner selbst wieder bewußt wurde. Zehn Jahre umfaßte seither die staatsmännische Epoche Humboldt's. Sie gehört der Geschichte an, und in ihr steht sein Name unvergeßlich neben Stein und Schön, neben Gneisenau und Scharnhorst. Wie er einst ein Zeuge der classischen Literatur Deutschlands in Weimar

und Jena gewesen war, so half er jetzt die moralische Wiedergeburt Preußens und durch sie die spätere politische Reformation begründen, welche Deutschland unter dem Kaiser Wilhelm I., dem Wiederhersteller seiner Einheit, glücklich erlangt hat.

Wesentlich an seinen Namen ist die Stiftung der Universität Berlin geknüpft — die Grämlichkeit Schlosser's gehörte dazu, diese That zu bemängeln — ihm verdankten die Gymnasien und Erziehungsanstalten in Preußen die neue Einrichtung nach der Methode Pestalozzi's. Auf der Waffenpflicht, auf der Arbeitskraft des freien Bürger- und Bauernstandes, auf der Lehrfreiheit und der Schule gründeten die Männer jener unvergeßlichen Zeit, Scharnhorst, Stein und Humboldt, die Zukunft des Vaterlandes. Gern hätte Wilhelm seinen Bruder nach Berlin gezogen, um hier neben Fichte, Niebuhr, Wolf, Savigny, Schleiermacher und Böckh der jungen Hochschule sein Genie zu leihen. Aber auch das war ein rühmliches Zeugniß der vorurteilslosen Achtung, welche die Wissenschaft wieder in Preußen erlangt hatte, daß man Alexander erlaubte, im Feindeslande seinen Arbeiten zu leben. So zeigten sich damals die Deutschen in ihrem tiefsten Unglück Frankreich gegenüber größer und freier, als sich die Franzosen Deutschland gegenüber nach ihren schweren Niederlagen im Jahre 1870 erwiesen.

Die Brüder schienen ihre Natur vertauscht zu haben, denn jetzt war Wilhelm ein Mann der praktischen That geworden, rastlos am Wiederaufbau des Vaterlandes beschäftigt, während Alexander in der französischen Hauptstadt, wo dessen Unterjocher tronte, von allem patrio-

tischen Wirken abgesondert, nur in seine persönlichsten Zwecke versenkt blieb. Aber jeder der Brüder hatte für sich die höchste Berechtigung und Pflicht seines Thuns, und jeder setzte an seine Aufgabe die Verantwortlichkeit der ganzen Person.

Die Hemmnisse indeß, welche Wilhelm in der Durchführung der seinigen bei der Schwäche der Regierung Altenstein's fand, bewogen ihn bald, in die diplomatische Thätigkeit zurückzutreten. Nachdem die Regierung im December 1809 aus Königsberg nach Berlin zurückgekehrt war, und Hardenberg im Juni 1810 die Leitung des Staats übernommen hatte, ging er im October als Gesandter Preußens nach Wien. Es ist merkwürdig, daß Hardenberg damals Alexander, seinen Freund von Baireuth her, aufforderte, die Stelle seines Bruders im Ministerium des Unterrichts zu übernehmen. Doch dieser lehnte den Ruf ab.

Wilhelm ging gern nach Wien, weil er sich dort „Italien näherte", und dies eine Stadt war, „wo man für Kunstbesitz mehr Mittel und für Kunstgenuß mehr Sinn hatte". Er kam dorthin in der Zeit tiefster Erschöpfung Oesterreichs nach seinem ruhmvollen, aber vergeblichen Ringen mit dem Despoten Europa's. Napoleon hatte die europäische Welt gewaltsam neu eingerichtet; kein Widerspruch regte sich mehr; für lange Zeit schien sie in die Ketten des Eroberers geschlagen, an welche nur rütteln zu wollen der ungläubige Goethe für ein eitles Unterfangen erklärte. In dieser Pause — zur Ueberraschung aller Patrioten und Nichtpatrioten war sie nur kurz — nahm Wilhelm in Wien, wo auch seine Familie

von Rom her eintraf, seine Studien wieder auf. Die Sprachwissenschaft war jetzt das Centrum seiner Thätigkeit. Die Sprachen erfaßte er als einen Teil der Geschichte des Menschengeschlechts und als das wichtigste Mittel in der Oekonomie der intellectuellen Natur, um dasselbe seiner Bestimmung zuzuführen. So schrieb er an Goethe. Seine Neigung zum Forschen, welche überall die Grundrichtung seines Wesens blieb, bewies, daß er zum Denker, aber nicht zum handelnden Staatsmanne geboren war.

Seine politische Thätigkeit war so wenig Beruf der Leidenschaft, daß sie nur als patriotisches Opfer der Pflicht erscheint. Die Liebe zu den Ideen trieb ihn immer wieder aus dem Gewühle der geschäftlichen Welt in die Einsamkeit des Studierzimmers zurück. Im Urteil und im Genuß lag seine Kraft, so hatte Schiller von ihm gesagt. Er war eine horazische Natur. So tief blieb er immer vom Geiste des Altertums durchdrungen, daß er noch im Jahre 1816 sogar an Goethe schrieb: „Alles Neue ekelt mich an, indeß mich einer der alten Verse, so aus der früheſten Griechenzeit, schon durch seinen Klang in eine wundervolle Stimmung versetzt.“ Auch in Wien lebte er in römischer Weise und die Sprache der Familie war meist italienisch. Er hatte keinen lebhaftern Wunsch, als nach Italien zurückzukehren. In Sonetten sprach er seine Sehnsucht nach der „Göttergröße“ Rom's aus.

Dagegen fühlte sich sein Bruder nicht als Verbannter in Paris. Den Kosmopoliten Alexander von Humboldt in seiner damaligen Lebensepoche kann man sich so wenig

aus jener Stadt fortdenken, als Plinius zur Kaiserzeit aus Rom. Die Schätze von halb Europa hatte sie als Spolien des Kriegs, das Raubsystem des alten Rom nachahmend, an sich gerafft, und zahllose Stoffe der Bildung in sich aufgehäuft. Sie war zum imperatorischen Mittelpunkt der Civilisation geworden. Wenn auch nicht schöpferisch, wie zur Zeit Ludwig's XIV. und XV., bestralte doch der Geist von Paris damals die Welt wie mit einem heftigen elektrischen Licht. Voltaire und Diderot hatten der pariser Gesellschaft den Stempel ihres Genies aufgedrückt, und nur dort gab es einen Cultus geistiger Größe. Zumal die empirischen Wissenschaften vereinigten daselbst die ersten Repräsentanten der Zeit; die Namen Laplace, Lalande, Arago, Delambre, Laméthrie, Gay-Lussac, Cuvier, Biot, Berthollet, Lamark, Jussieu, Decandolle und Humboldt bezeugen es. Man darf sagen, Deutschland huldigte damals dem Geiste Frankreichs, indem es einen seiner edelsten Söhne für lange Jahre Paris überließ. Niemals hat ein Fremder einen so nahen und tiefen Bezug zum Nationalgeiste Frankreichs gehabt.

Und fast darf man zweifeln, wo dieser merkwürdige Mann wunderbarer erscheint, auf seiner Wanderung in Amerika, oder in jener Kraft, mit welcher er Paris und seine eigene Aufgabe dort bewältigt hat: heimisch in den Tuilerien, wie im Polytechnikum und in der Akademie, auf der Sternwarte wie in den Salons; mit eignen geschmolzenen Mitteln die endlose Aufgabe der Herausgabe seiner Werke fördernd, in deren Dienst er hundert Menschen, Franzosen und Deutsche zieht; in unabsehbarem

Menschenverkehr, persönlich wie durch Briefe; Auge und Ohr immer offen für die Ereignisse der politischen Welt; immer Plane zu neuen großen Reisen nach Asien entwerfend: und im Auditorium des Silvestre de Sacy sitzt er, um persisch zu lernen, oder er malt im Atelier Gérard's: ein Proteus an Lebenskraft.

Im November 1811 kam er nach Wien. Er fand das Haus seines Bruders, wie es in Rom gewesen war. Nur die locale Scene und die Figuren waren andre. Statt der römischen Fürsten, Cardinäle, Gelehrten und Künstler bewegten sich darauf Metternich, Stadion, Gentz, Friedrich von Schlegel, Bernstorff und Andere. Als ein fast unbeschäftigter Diplomat lebte Wilhelm auch dort, ehe die von Rußland, wohin sich Stein zurückzog, losbrechende Katastrophe die geknechtete Welt wieder in Bewegung brachte. Nach diesem Rußland, in dessen winterlichen Einöden der neue Cyrus sein Verderben finden sollte, waren damals auch die Gedanken Alexander's gerichtet; denn Romanzow hatte ihn schon im Jahre 1810 zu einer wissenschaftlichen Expedition nach dem Himalaja eingeladen, und er war nach Wien gekommen, von seinem Bruder Abschied zu nehmen. Die Expedition unterblieb; Alexander kehrte nach Paris zurück. Eine zweite sibirische, wozu ihn der Zaar einlud, vereitelte der verhängnißvolle Kriegszug Napoleon's in jenes furchtbare Skythenland. Es ist seltsam, daß auch hier wieder, zum dritten mal, derselbe Bonaparte einen Reiseplan Humboldt's durchkreuzt hat.

VIII.

Der Rückzug des Eroberers gab das Zeichen zur Erhebung desselben Preußen, an dessen geistiger Wiedergeburt Wilhelm von Humboldt mitgearbeitet hatte. Das Gewaltreich Napoleon's brach aus seinen Fugen; da wurde auch jener dem Stillleben in Wien entrissen, und zum zweiten mal zur Teilnahme an der Lösung der wichtigsten Aufgaben der Zeit berufen. Mit dem Januar 1813 begann Wilhelm's große diplomatische Laufbahn, insofern er als einer der Bevollmächtigten Preußens im Rat der Mächte ein hervorragendes Mitglied wurde. Wenn er auf diesem Schauplatz fünfjähriger Thätigkeit, trotz seines Genies, seines Scharfblicks und seiner anerkannt meisterhaften Kunst diplomatischer Behandlung, welche einen Talleyrand in Verwirrung setzte, doch nicht vermocht hat, unter Staatsmännern für alle Zeiten auf erster Stelle sichtbar zu bleiben, so hinderte ihn daran seine eigene Denkernatur. Ihr fehlte der kühne, standhafte Muth, die berechnende Schlauheit, der siegreiche Ehrgeiz und die eiserne Kraft unbeugsamen Willens, wodurch Männer die Zeit beherrschen, wie Richelieu, Cromwell und Friedrich der Große. Es hinderte ihn endlich sein theoretisches Ideal vom Menschen selbst, dem er den Staat stets untergeordnet hat. Seine einseitige Auffassung von der Bestimmung des Staats, als einer bloßen Sicherheitsanstalt, um der Entwickelung des Individuums Raum zu geben, hatte zwar an seiner eigenen praktischen Thätigkeit offenbaren Widerspruch gehabt, doch blieb im Grunde sein politisches Princip sich gleich. Ihm wie

der Staatsdoctrin der Aufklärungsphilosophie überhaupt hat sich dann der nicht minder einseitige Begriff Hegel's vom Staat diametral entgegengesetzt.

Humboldt's Thätigkeit, während es galt, erst Oesterreich in die Action zu ziehen, sodann nach der Bezwingung Napoleon's die europäische Welt neu einzurichten, Deutschland eine Verfassung zu geben und Preußen die ihm gebührende Stellung darin zu sichern, gehört der Geschichte an. Neben Hardenberg nahm er als Bevollmächtigter Preußens an allen Unterhandlungen teil: in Reichenbach, Prag, Teplitz, in Frankfurt, Chatillon und Paris. In einem großen geschichtlichen Augenblick, am 1. April 1814, einen Tag nach dem Einzuge der Verbündeten sahen sich dort die Brüder wieder. Als der Bevorzugte, der durch Thaten größere erschien jetzt Wilhelm; selbst dies beneidenswerte Glück war ihm zu teil geworden, daß einer seiner Söhne, Theodor, die Waffen im Dienste des Vaterlandes trug.

Nach dem Pariser Frieden begleiteten die Brüder den König von Preußen nach London; dann ging Alexander nach Paris zurück und Wilhelm zum Congreß nach Wien. Auf dieser Arena der Diplomatenkünste sollten Arglist und Schwäche, Selbstsucht und Neid die zerrissenen Fäden des Weltgewebes wieder zu jenem gordischen Knäuel zusammendrehen, welchen erst Napoleon III., Cavour und Bismarck aufgelöst haben. Humboldt glänzte dort durch seinen Geist, seine Feder und sein Wort, aber seine angestrengte Thätigkeit war nicht von Erfolg gekrönt. Preußen die naturgemäße Oberhoheit des deutschen Bundesstaats ohne Oesterreich zu sichern, und diesen auf die

Grundlage parlamentarischer Verfassung zu stellen, war eine Humboldt'sche Idee, welche durchzuführen erst unserer Zeit gelingen sollte. Das Endresultat aller patriotischen Mühen war die Bundesacte.

Nach dem Intermezzo der 100 Tage eilte Humboldt wieder nach Paris, und auch beim zweiten Friedensschluß entfaltete er eine staunenswerte Arbeitskraft und staatsmännische Kunst; aber auch hier scheiterte das Erreichbare an dem Widerstande der Mächte, welche Deutschland nur ein verkümmertes Dasein gönnten. Er war schon früher für die Stelle des preußischen Gesandten in Paris bestimmt worden, wo sich also beide Brüder in glänzender Weise würden vereinigt haben. Doch erst wurde er als Mitglied der Territorialcommission und zur Eröffnung des Bundestags (am 5. November 1816) nach Frankfurt berufen. Hier blieb er bis zum Januar 1817. Zum zweiten mal suchte jetzt Hardenberg Alexander in den Staatsdienst zu ziehen, als Stellvertreter seines Bruders in Paris, und wiederum lehnte jener den Ruf ab. Nach Paris kam indeß der ungefährliche Graf Goltz, denn der Herzog von Richelieu hatte dem preußischen Staatskanzler zu verstehen gegeben, daß ein Wilhelm von Humboldt dem französischen Hofe nicht angenehm sein könne.

Statt für Paris wurde derselbe für London bestimmt. Sein Widerspruch im Staatsrat gegen die engherzige Richtung, welche die Dinge in Preußen nahmen, hatte ihn längst zu Hardenberg in Spannung gebracht. Die Reactionspartei wollte ihn beseitigen, und so ward er nach London entfernt. Er ordnete seine Angelegenheiten in Berlin. Als Anerkennung seiner dem Staate ge-

leisteten Dienste war ihm die Wahl eines Landbesitzes in Preußen oder in Schlesien überlassen worden; er entschied sich für die seit 1810 aus bischöflichem Besitz in den des Staats übergegangene Domäne Ottmachau bei Neiße. Schloß, Rittergut, Gärten und das unter diesen liegende schöne Wohnhaus gehören noch seiner Familie an. Im October 1817 begleitete ihn sein künftiger Schwiegersohn, der Freiherr von Bülow, als sein Legationssecretär nach London, und hier besuchte ihn bald darauf sein Bruder.

Nur widerwillig lebte er im nebelfeuchten England, zumal von seiner Gattin getrennt, die ihrer Gesundheit wegen sich in Rom befand. Die Zurücksetzung, welche er fortdauernd in Berlin erfuhr, wo man einen Ausländer, den Grafen Bernstorff, zum Minister des Aeußern machte, steigerte seine Mißstimmung; er forderte und erhielt seine Abberufung. Er verließ London im November 1818. In Aachen, wo der Congreß tagte, traf er mit seinem Bruder zusammen. Sodann trat er wieder in das Staatsministerium, was der Einfluß seines Freundes, des Generals von Witzleben, durchsetzte, und Hardenberg nicht hindern konnte. Es war, wie er an Schön schrieb, eine Selbstverleugnung, da es seiner Neigung entsprochen hätte, sich ganz zurückzuziehen.

Er arbeitete im Februar 1819 zu Frankfurt die Denkschrift über Preußens ständische Verfassung aus, die er an Stein richtete; dann übernahm er seit dem August als Staatsminister die Leitung der ständischen Angelegenheiten. Er war die Seele der Opposition im Ministerium gegen Hardenberg und Bernstorff. Aber ein Staatsmann von seinen hohen Ideen vermochte nichts gegen die arm-

selige Praxis der auf Oesterreich gestützten Reactionspartei unter Wittgenstein und Kamptz. Sie setzte die Karlsbader Beschlüsse durch. „Schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend", so nannte Humboldt diese Beschlüsse. Mit Boyen und Beyme erhielt er den Abschied am 31. December 1819; auch aus dem Staatsrat wurde er entlassen. Der Sieg der Reaction war entschieden.

So endete die Laufbahn eines der edelsten und geistvollsten Staatsmänner unsers Vaterlandes. Wenn sie erfolglos blieb in Beziehung auf die vernunftgemäße Fortentwickelung des Staats, so blieb sie das nicht weder im Andenken, noch im geschichtlichen Leben des Volks, wo die freisinnigen Grundsätze Humboldt's doch zum Durchbruch gekommen sind.

IX.

Nun erst, nach großen, seinem Lande geleisteten Diensten, hatte Wilhelm von Humboldt sich das volle Recht erstritten, als Philosoph seinen Studien anzugehören. Da er nicht der Perikles seiner Zeit zu werden vermochte, so hätte er ihr Thukydides sein können, wenn er den Beruf fühlte, das große politische Drama, wovon er selbst ein diplomatischer Teil gewesen war, als ein geschichtliches Kunstwerk darzustellen. Daß er sich nicht zu Memoiren entschloß, darf man bedauern, wenn man seine geistvolle Abhandlung „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers" liest. Er schrieb sie bald nach seiner Entlassung im Jahre 1820. Seine Tagebücher hat er leider vernichtet. Sein

Genie war vorzugsweise kritisch angelegt. Seine Speculation überging den Punkt, wo Gedanken in das Medium der Phantasie treten, und die erglühende Gestaltungskraft ihr Werk beginnt. Es reizte ihn nicht, aus der Massenhaftigkeit politischer Thatsachen den geschichtlichen Organismus des Menschengeistes zu entwickeln: es reizte ihn, sein Werden in der Sprache zu ergründen, welche seine Urkunde und sein Prototyp ist. In ihr belauschte er den geheimnißvollen Aufgang dieses Geistes in der entstehenden Vernunft. Den griechischen Studien, seinen treuesten Begleitern auf allen Lebenswegen, hatte er im Jahre 1816 einen Abschluß gegeben mit dem Druck der Uebersetzung des Agamemnon. Ein Jahr später waren seine „Berichtigungen und Zusätze zu Adelung's Mithridates über die cantabrische und baskische Sprache" erschienen. Im Jahre 1821 folgte die „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache". Seither vertiefte er sich in die Sprachwissenschaft überhaupt; auch das Sanskrit und die Hieroglyphen zog er in seinen Bereich; er bewältigte grammatisch ein Sprachmaterial, dessen Umfang Bewunderung erregt. So schritt er von Forschung zu Forschung weiter, bis er das Epoche machende Werk über die Kawi-Sprache der Nachwelt hinterlassen konnte.

So lange als Alexander in Paris blieb, bildeten diese Arbeiten das stärkste Mittel des Verkehrs der Brüder mit einander. Durch ihn wurde Wilhelm im Jahre 1825 Mitglied der französischen Akademie; durch ihn trat er in Verbindung mit der pariser Gelehrtenwelt, wo gerade die orientalische Sprachwissenschaft in Silvestre

de Sacy, Champollion, de Chézy, Klaproth, Abel Rémusat, Burnouf und andern ihre glänzenden Forscher besaß und erhielt. Unermüdlich war Alexander, seinem Bruder wissenschaftliches Material zu besorgen, für ihn persische, baskische, amerikanische Grammatiken aufzutreiben. Selbst nach Mexico schickte er dessen sprachwissenschaftliche Fragen. Die Abhandlungen des Bruders verbreitete er in Paris oder besorgte ihren französischen Druck. Er bewies ihm seine Liebe durch gemütvolle Zeichen: im Jahre 1820 schickte er ihm sein von Steuben vollendetes lebensgroßes Portrait; im Januar 1821 überraschte er ihn, wie vormals mit dem Druck der Elegie „Rom", mit der Ode an die Sonne, die er in der Stille bei Didot drucken ließ, und ihm mit den Worten zuschickte: „Es wird mir viel Freude machen, daß man erfahre, daß ein Exminister sein poetisches Genie bewahrt hat."

Im August 1821 verlangte er von Wilhelm eine Charakteristik Schiller's für französische Kreise, namentlich für Barante, welcher seine Uebersetzung der Schiller'schen Dramen mit einem Leben des deutschen Dichters einleiten wollte. Doch Wilhelm lehnte das ab, weil es zu schwer sei, für fremden Sinn zu schreiben. Was er damals versagte, that er später für sein eigenes Volk in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller.

Am 13. September 1822 ging Alexander, vom Könige Friedrich Wilhelm eingeladen, zum Congreß nach Verona, über Genf, Coppet und Mailand. In Ala traf er Leopold von Buch und machte mit ihm Untersuchungen in den italienischen Alpen. Am 14. October begleitete er den König nach Verona, wo „der Einzug der Monarchen

unter Bajonetten das einzige bemerkenswerte Schauspiel" dieses Congresses bildete. Man wird in Alexander's Briefen an den Bruder finden, daß er damals den Plan erwog, nach Mexico zurückzukehren und dort ein großes wissenschaftliches Institut zu gründen. — Projecte, die sich bis in's Jahr 1824 fortzogen, wo sein Freund Aleman Minister jener Republik war, und er es ablehnte, sich in die Speculationen der Minengesellschaft einzulassen, die ihn zum Director begehrte. Man dachte in Berlin und jetzt in Verona daran, Wilhelm die Stelle des Grafen Goltz in Paris zu geben; aber der mißhandelte Staatsmann lehnte das ab, und Alexander billigte die Zurückhaltung des Bruders, dessen „Restitution" ihm sehr am Herzen lag.

In Gesellschaft des Königs besuchte Alexander Venedig, dann Rom, wo er mit liebenswürdigem Sinne dortigen deutschen Künstlern, wie Senf, Lengerich, Veit, Catell, Koch, Rettig, nützlich zu sein suchte. Dreimal bestieg er den Vesuv. Aus der Geistlosigkeit des Bourbonenhofs in Neapel endlich erlöst, begleitete er den König im December über Rom nach Verona, wo die Kaiser schon abgereist waren. Er sehnte sich fort zu seinem Bruder. „Welche moralische Aufregung", so schrieb er ihm, „war jene der drei letzten Monate. Die Mosquitos des Cassiquiare haben mir mehr Ruhe gelassen." — „Einige Stunden in Deinem Hause werden mich entschädigen für alle die moralischen Entbehrungen dieser langen Reise." — „Ihr alle werdet mich recht alt finden, aber lebhaft und liebend mehr als je."

Mit dem Könige also ging Alexander nach Berlin. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit traf er dort ein im Anfange des Januar 1823. Als schiffbrüchigen Idealisten,

aber aus dem Strudel der großen Politik an den stillen Strand seiner Neigungen gerettet, fand er den Bruder im reinsten Genusse des Familienglücks und des unverlierbaren Besitztums des Weisen, einsiedelnd im väterlichen Schloß zu Tegel, welches noch in demselben Jahre Schinkel umbaute. Hier war er umringt von schönen Kunstwerken, den Erinnerungen an das unvergeßliche Rom. Der Einsame im Leben war nicht Wilhelm, sondern Alexander. Dessen Schicksal war es, das große Verhältniß zur Welt, in welches ihn sein Genie gebracht hatte, durch persönliche Entsagung zu bezahlen. Darum war ihm der Bruder und dessen Familie das Teuerste was er besaß. Als er nach Paris zurückgekehrt war, schrieb er ihm: „Wenn ich an Deine Familie zurückdenke, kommen mir die Thränen in die Augen", und er setzte das schöne Wort hinzu: „Es gibt keine tiefe Empfindung im Menschen, die nicht schmerzlich wäre; das ist unser Loos." — „Der Reflex des Hauses seines Bruders auf den Rest von Berlin", wie er sich ausdrückte, war so stark in seiner Einbildungskraft, daß jene „Oase" ihm minder schrecklich erschien, als er bisher geglaubt hatte.

Während Alexander's Anwesenheit in Berlin empfing auch Wilhelm wieder Zeichen der königlichen Gunst, doch seine Wiederanstellung fand nicht statt, obwol Hardenberg im December 1822 und bald darauf der Minister Voß gestorben waren. Fruchtlos bemühte sich der edle Witzleben um die Rückberufung Humboldt's in's Ministerium.

Alexander aber kehrte im Februar nach Paris zurück und blieb hier noch vier Jahre. Den Aufforderungen des Königs zur Rückkehr mußte er endlich nachgeben und

zu dem großen Schritt sich entschließen, von Paris sich loszureißen. Ob er das wirklich that „in dem Bewußtsein, daß eine Darstellung des Kosmos nur auf dem geistigen Boden Deutschlands möglich sei", wie Dove in seiner Gedächtnißrede auf ihn (1869) gesagt hat, wissen wir nicht zu entscheiden. Im September 1826 ging er nach Berlin, das für seine neue Stellung hier Wünschenswerte einzuleiten; dann reiste er nach Paris zurück, sich loszulösen. Auf dieser Abschiedsreise dorthin besuchte er die Bergakademie Freiberg, wo ihn alte Kameraden jubelnd empfingen: dort waren noch Freiesleben und Herder's Sohn. In Weimar besuchte er Karl August und Goethe. Er fand den Patriarchen „wunderbar frisch, voll von Lebenskraft und Liebenswürdigkeit". Damals hatte der greise Dichter die Episode der Helena vollendet. Goethe selbst war von Humboldt hingerissen. Was er (am 11. December 1826) über ihn zu Eckermann sagte und dieser aufschrieb, ist ein Urteil, welches Alexander köstlicher schätzen konnte als eine Fürstenkrone: „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt."

Nachdem er im Januar 1827 wieder in Paris eingetroffen war, ordnete er seine Verhältnisse und machte sich zur Abreise bereit. Der berühmte Laplace starb, und an seiner Leichenfeier nahm Alexander noch Teil. Er erwartete Herrn von Bülow, seines Bruders Schwiegersohn, der zum Gesandten in London bestimmt war, und dorthin begleitete er ihn. Am 14. April verließ er Paris; am 17. traf er in London ein; am 12. Mai langte er in Berlin an.

X.

Nach langer Trennung vereinigten sich beide Brüder in dem Heimatsort, von welchem sie in aufstrebender Jugend ihren Ausgang in die Welt genommen hatten. Sie konnten jetzt mit Genugthuung einer auf des andern an glänzenden Erfolgen und Ehren reiche Lebensbahn blicken. Ihr Genius hatte sie von einem großen Jahrhundert in das andere hinübergeführt; von Washington und Friedrich II. bis über Napoleon hinaus hatten sie die Revolutionen der Welt erlebt, und entstehen sehen die classische Literatur Deutschlands, die Reform der Philosophie und fast aller Wissenschaften, die Wiedergeburt der Künste, die politische Neugestalt Europa's und des Vaterlandes. In einer und der andern Richtung waren sie selbst mitbildende Kräfte der neuen Schöpfungen und jeder von ihnen auf seine Weise ein geschichtlicher Repräsentant der Zeit. Weitere Kreise hatte in ihr Alexander gezogen; sein Ruhm war ein Weltruhm; seine massenhaften naturwissenschaftlichen Werke die Produkte einer riesigen und beispiellosen Arbeitskraft. Ein ge-

feierter Mann war auch Wilhelm; Deutschland und ganz Europa ehrte in ihm den hochgesinnten Genossen Stein's. In die politische Geschichte seines Vaterlandes hatte er seinen Namen für immer eingezeichnet. Seine Erlebnisse waren tiefere und reichere, als die seines Bruders. Das Schönste und Beste, was das Leben bietet, aber auch zuletzt den bittern Widerspruch des Ideals zur gemeinen Wirklichkeit hatte er an sich erlebt. Die aus der vielseitigsten Menschenkenntniß gewonnene Einsicht in die Verächtlichkeit des Welttreibens, ja in die Nichtsbedeutung des Lebens selbst, konnte wol beide Brüder zu entschiedenen Skeptikern machen, wie Friedrich der Große und Voltaire. Sie wurden es nicht, oder Alexander war es nur in seinem mehr geistreich spielenden, als boshaften Sarkasmus, und Wilhelm in seiner feinen überlegenen Ironie. Die Erfahrung hatte ihnen nichts von der Humanität geraubt. Sie liebten das Ideal der Menschheit auch in den Menschen, und das Leben selbst empfing für beide noch wie in ihrer Jugend Licht und Reiz von den ewigen Ideen. Sie ermüdeten auch jetzt nicht, wo sie nach ihrer Vereinigung offenbar in die Periode der Ernüchterung, der Reaction und des Falles der Menschheit von den Idealen eingetreten waren, und wo sie sich sagen mußten, daß alle persönliche Größe ihrer eigenen Zeit im Staat, in der Wissenschaft und Dichtung schon um sie her vergangen und erstarrt war, und sie mit einem Epigonengeschlecht weiterlebend sich abzufinden hatten.

Wenn es nun jeden Denkenden anziehen muß, die Lebenswege des seltenen Brüderpaars zu verfolgen, in ihren Parallelen, ihren Berührungspunkten, und da wo

sie sich scheiden, so wird er mit besonderem Anteil ihre letzte Periode der Wiedervereinigung betrachten. Ihr Verhältniß zu einander war von fleckenloser Schönheit. Zeitgenossen die es beobachtet haben, wie Varnhagen, geben von diesem Bruderbunde Zeugniß, „in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde". Nur die Liebe zu seinem Bruder machte Alexander die Ausführung des Entschlusses möglich, sich aus den ihm zur Natur gewordenen Lebenselementen des großen Paris in ein ihm fremd gewordenes Erdreich hinüber zu verpflanzen; denn die Familie Wilhelm's gab ihm die Heimat moralisch wieder. Dies gewagte Problem glückte aber auch deshalb, weil die Geisteskraft Alexander's, der Goethe'schen gleich, sich fortdauernd in Schöpfungen erneuerte. Noch hatte er den Kosmos vor sich. Noch hatte auch sein Bruder sein Hauptwerk zu vollenden. Acht Jahre der Gemeinsamkeit, wenn auch unterbrochen, wurden den Brüdern zu Teil.

Als Kammerherr des wolwollenden Königs hatte jetzt Alexander Gelegenheit, seine im Rhodischen Genius ausgesprochene Bemerkung über das Verhältniß des Weisen zum Hofleben zu bestätigen. Es ist fast sprüchwörtlich bekannt, mit welcher diplomatischen Gewandtheit und Feinheit er sich als ein Epicharmus in Hofuniform bewegt hat. Die Welt, die ihn umgab, war voll von Mißgunst und kleinlich beschränkt, aber wieder auch reich an neuem wissenschaftlichen Geist, für welchen sein Bruder in der Universität die Stätte bereitet hatte. Diese zierten, als Humboldt zurückkehrte, Namen, wie Hegel, Schleiermacher, Savigny, Böckh, Bopp und Karl Ritter.

Auch in Berlin war Alexander ein Mittelpunkt der wissenschaftlichen Kreise, und der immer bereite Beschützer und Förderer jedes geistigen Strebens. Zu einer Macht wurde er sogar in dieser begeisterungslosen Stadt, als er im November 1827 seine Kosmos-Vorlesungen begann. Da hat er zuerst den Versuch gemacht, die strenge Wissenschaft mit dem Bewußtsein aller Schichten des deutschen Volkes zu verbinden, in welchem am meisten unter allen gebildeten Nationen die Gelehrsamkeit und das Wissen in einer Kaste abgesondert erhalten wird. Diese volkstümliche, reformatorische That Humboldt's war so kühn wie folgenreich.

Sein Bruder reiste mit seiner Gemalin im Frühling nach Paris und dann nach London, wo sein Schwiegersohn Gesandter war. So trat er aus seiner Klause Tegel zum ersten Male wieder in die große Welt, die ihn mit Ehren empfing. Im October zurückgekehrt, war er nicht mehr Zeuge des gewaltigen Eindrucks, welchen die Rede Alexander's bei der Eröffnung der Naturforscherversammlung am 18. September in Berlin gemacht hatte.

Am 26. März 1829 starb Wilhelm's Gemalin. In ihr verlor er „das Princip des gedankenreichsten und schönsten Teils seiner selbst". Eine von Tieck in Marmor ausgeführte Copie jener Spes mit der Lotosblume in der Hand, von Thorwaldsen, welche im Schlosse zu Tegel steht, bezeichnet auf einer Granitsäule die Stelle des Familienbegräbnisses im Park, wo Caroline von Humboldt bestattet ist. Sie gehörte zu dem Kreise jener anmutigen, seelenvollen Frauen, welche einst Schiller umgeben haben. Nun erst wurde Wilhelm der philosophische Einsiedler in

Tegel. Es war als stiftete er dem Andenken der Todten ein Denkmal der Pietät, indem er jetzt seinen Briefwechsel mit Schiller herausgab. Die tiefsinnige Vorerinnerung ist vom Mai 1830 in Tegel datirt. Derselben weihevollen Stimmung gehört auch seine Abhandlung über den im Jahre 1829 erschienenen Schlußband der italienischen Reise Goethe's.

Auch Alexander verlor in seiner Schwägerin, die er innig verehrt hatte, die Seele des Familienlebens, an dem sein Gemüt sich erfrischte. Aber ihm selbst half über diese Kluft hinweg eine neue große Aufgabe: der russische Reiseplan kam jetzt zur Ausführung, in Folge der Einladung des Kaisers und seines Ministers Cancrin. Schon am 12. April 1829 mußte Alexander seinen Bruder verlassen. Begleitet von den Naturforschern Rose und Ehrenberg trat er die Reise nach Asien an. Mit ungeminderter Elasticität der Lebenskraft bewältigte er die physischen und moralischen Anstrengungen des Bezuges auf eine fremde, rauhe Natur und eine barbarische Menschenwelt. Wie er in der Tropenzeit seines Lebens vom Orenoco und den Anden Amerika's an seinen Bruder Briefe geschrieben hatte, so schrieb er ihm jetzt im blütenlosen Alter von den Ufern der Wolga und aus den Steppen Sibiriens. Diese Briefe sind Zeugnisse der innigsten Liebe und Sorge. In Jekaterinburg hatte er am 14. Juli vier Briefe Wilhelm's auf einmal erhalten, da schrieb er ihm: „Wir sind uns Einer dem Andern so nahe gekommen, ich habe so lebhaft erkannt, was Zartes und Wohlthuendes in Deiner Seele ist, daß die Freude, die ich empfinde, mitten in dieser moralischen Wüste von Dir Nachrichten zu em-

pfangen, über alle Möglichkeit des Ausdrucks hinausgeht — zu keiner Epoche meines Lebens ist Deine Existenz der meinigen nothwendiger gewesen."

XI.

Nicht volle neun Monate dauerte die letzte Forschungsreise Humboldt's. Am 8. December 1829 kehrte er zu seinem Bruder zurück, und er fand diesen in seine Arbeiten versunken. Im Sommer war er in Gastein gewesen. Die Nähe seiner Familie tröstete ihn. Aus feinfühlender Teilnahme hatte der König, gleich nach dem Tode der Frau von Humboldt, den Oberst von Hedemann, Wilhelm's Schwiegersohn, nach Berlin versetzt. Im Bewußtsein, daß eine Schuld an den vereinsamten Staatsmann abzutragen sei, suchte man ihn wieder in das öffentliche Leben zu ziehen. Seine Freunde wollten es hindern, daß er sich „in Tegel vermauere". Im Mai 1829 hatte ihm der König die Leitung der Commission übertragen, welche das neue Museum einrichten sollte: Schinkel, Rauch, Tieck, Waagen, Hirt und Wach gehörten zu ihr. Davon hatte Alexander in Jekaterinburg Nachricht erhalten, und Wilhelm ihm mitgeteilt, daß man ihn, Alexander selbst, zum Director des Museums haben wolle. Die bloße Vorstellung davon versetzte diesen in Aufregung. „Es hat mich", so schrieb er damals dem Bruder, „schlaflos gemacht. Sollte ich meine Stellung in Paris aufgegeben haben, in mein Vaterland zurückgekehrt sein, um Director einer Bildergallerie zu werden, um mich mit Dingen zu beschäftigen, welche diametral allem entgegengesetzt sind,

was mir einigen Ruf in der Welt gegeben hat? Das wäre eine zu starke Erniedrigung, ich werde das rund ablehnen, selbst wenn man schon, ohne mich zu fragen, mich ernannt hätte." Es ist nicht leicht zu begreifen, wie Wilhelm selbst an jenem Plan sich beteiligen konnte.

Endlich erfolgte auch eine „Art von Restitution" des zurückgesetzten Staatsmannes. Da er längst aus dem thätigen Zusammenhange mit der Politik geschieden war, ist sie fast posthum zu nennen. Am 15. September 1830 rief der König Humboldt in den Staatsrat zurück. Diese Entschließung wäre kaum erfolgt, wenn nicht die Julirevolution das Gewissen des Staats mit der Erkenntniß dessen aufgeregt hätte, was man in den Jahren 1813 und 1814 dem Volke verheißen, in den Zeiten der Reaction ihm versagt und verkümmert hatte, und was nun unter dem Druck neuer Welterschütterungen als rächende Nemesis sich erheben konnte. Wilhelm von Humboldt erlebte die Ereignisse des Jahres 1848 nicht mehr, aber Alexander sah damals sich vollziehen, was dem preußischen Trone und Staat erspart worden wäre, wenn derselbe die Ideen seines Bruders zu rechter Zeit zu den seinigen gemacht hätte.

Das Revolutionsjahr 1830 brachte neue Bewegung in das Leben Alexander's, der doch eben erst aus Asien zurückgekehrt war. Er mußte sich jetzt in einen Diplomaten verwandeln. Diplomatische Missionen führten ihn schon im Mai mit dem Kronprinzen nach Warschau, und endlich sogar nach Paris zurück. Vom Herbst 1830 bis zum April 1832 hielt er sich größtenteils dort auf, als officiöser Gesandter, beauftragt, die Entwickelung der

neuen Julimonarchie zu beobachten und darüber zu berichten. Er knüpfte Beziehungen zur Familie Louis Philipp's an, besonders zur Prinzessin Helene, der Gemalin des Herzogs von Orléans, welche ihr Schicksal zu schweren Prüfungen nach Frankreich geführt hatte. Leider haben sich Alexander's Briefe aus den dreißiger Jahren nicht erhalten. Er nahm seine alten Beziehungen wieder auf, wie namentlich zu Arago, und trat in nahes Verhältniß zu Cousin, Guizot und Thiers. In Paris bewegte er sich, als wäre er noch der Mann der zwanziger Jahre, mit derselben Anmut und Unerschöpflichkeit seiner Leben empfangenden und gebenden Natur. Wie viel glücklicher war er jetzt als sein Bruder, welchen alle Täuschungen verlassen hatten, nur nicht der Trieb zu wissen, und die Lust am Denken. Goethe starb, und damit schied der letzte größeste Genosse Wilhelm's aus der Zeit jener unsterblichen Nationalschöpfungen, die, von der Persönlichkeit abgelöst, fortan als Monumente der Literatur der fremden, kalten Nachwelt angehörten. Hardenberg, Scharnhorst, Körner, der Großherzog Karl August, Stein, Gentz, Wolf und Niebuhr waren todt.

Im April 1832 kehrte Alexander zu seinem Bruder zurück. Unter seinen Augen arbeitete dieser an der Vollendung seines Werkes über die Kawi-Sprache. Er erkrankte auf den Tod, im März 1835. An dem Sterbebette dessen, der ihm das Teuerste auf der Welt war, schrieb Alexander mit unglaublicher moralischer Kraft an seinen Verleger in Paris: „Ich bringe mein Leben bei ihm in seiner Villa zu. Welche Tränen habe ich vergossen. Er befindet sich in diesem Augenblick ein wenig besser, aber ich

gebe mich keiner Hoffnung hin. Beweinen Sie mich, mein Herr: ich habe trotzdem den Mut gehabt, Druckbogen zu corrigiren." In seines Bruders Armen starb Wilhelm am 8. April 1835. Zehn Tage später schrieb Alexander an Letronne: „Ich habe die Hälfte meines Lebens verloren; ich versenke mich in meine Studien über die allgemeine Physik, ich rufe mir die Erinnerungen des Altertums zu Hülfe, aus welchem mein armer Bruder seine schönsten und glücklichsten Inspirationen geschöpft hat, und ich will versuchen, die Ruhe wieder zu finden, die noch weit von mir entfernt ist."

XII.

Ueber Wilhelm von Humboldt steht schon heute das Urteil fest, daß er zu den unabhängigsten, wahrsten und großartigsten Charakteren Deutschlands seiner Zeit gehört: ein Mann vom höchsten Adel der Bildung überhaupt. Ihr Problem, welches ihn von Jugend an beschäftigte, hat er an sich selbst so durchaus gelöst, daß wenn je ein moderner Mensch der Antike nahe gekommen ist, dies Wilhelm von Humboldt war Sein Leben war sein persönliches Kunstwerk. Gebiete des Geistes, die selten ein Einzelner zu vereinigen vermag, hat er in Klarheit zusammengefaßt; Kenntniß antiker und neuer Literatur, die Altertumswissenschaft, Philosophie, Künste, die Sprachen, die Wissenschaft vom Staat. Er war Gelehrter, Dichter, Forscher und Staatsmann, aber alles das in solcher geistigen Höhe und Freiheit, daß nichts zum Beruf in ihm ward, alles nur zum Stoff für ein höchstes, ideales

Gepräge der Humanität. Das handwerksmäßige Treiben, die gewöhnlich machende Gewohnheit, war ihm unbekannt; seine vielseitige Thätigkeit nur bildunggemäßer Ausdruck der Individualität. Deshalb blieb er gleichgültig gegen die Wirkung auf die Außenwelt. Er hatte keinen Ehrgeiz als diesen, groß zu denken und zu sein, und alles fragmentarische Leben und Thun an eine höchste Feier des Cultus der Idee zu knüpfen. Gerade weil er sein Wesen im Aether der Ideen unabhängig erhielt, konnte er dieses wie ein Object der Forschung mit vorurteilsloser Wahrheit zergliedern, wovon seine Briefe ein merkwürdiges Zeugniß geben. Sich selbst nannte er einen Skeptiker. Die Macht seiner Geistesart beruhte nicht auf der großen Stofflichkeit seines Wissens, sondern auf der philosophischen Kraft, dieses zu allgemeinen Gesetzen und Ideen zu vereinfachen; und das macht die Größe des Denkers aus. Wenn man sagen darf, daß das Jahrhundert, welchem er angehört hat, auf die Entdeckung des Menschen ausgegangen ist, so hat er diesen in jenem Gebiet gefunden, wo die Natur durch die Sprache sich zur Persönlichkeit und Unendlichkeit erhebt, und damit geschichtlich wird.

Sein geistiges Totalbild, dessen Einheit menschliche Fehler und Irrtümer nicht aufzuheben vermögen, hat sein Bruder Alexander mit diesen monumentalen Worten gezeichnet: „Ich glaube, daß nichts mehr den Verewigten charakterisirte, als die Tiefe, mit der er in Geist, Anmut der Sitten, Heiterkeit des Gemüths, Stärke und Würde des Charakters, Freiheit des Sinnes, Unabhängigkeit von den einseitigen Bedrückungen der Gegenwart, von

dem Geiste des Altertums als Staatsmann, als Gelehrter, Freund und Verwandter durchdrungen war. Er erschien mir immer als der Reflex von dem, was in der höchsten Blüte der Menschheit uns aus vergangenen Jahrhunderten entgegenstralt."

Mit liebevoller Pietät pflegte Alexander den Nachruhm seines Bruders. Unter dem Beistande von Gelehrten besorgte er dessen literarischen Nachlaß. Schon 1836 erschien der erste Band der großen sprachwissenschaftlichen Arbeit; im Jahre 1841 der erste Band der Gesammelten Werke, deren Herausgabe mit dem siebenten 1852 vollendet wurde. Auch die Sonette gab Alexander im Jahre 1853 gesammelt heraus, und leitete sie mit einem liebevollen, schönen Vorwort ein. Sie, und die ideenreichen Briefe an eine Freundin (Charlotte Diede) haben Wilhelm von Humboldt am meisten bekannt gemacht; denn seine Werke, zu tief, um populär zu sein, sind nur Eingeweihten zugänglich, welche für solche Schätze den Schlüssel der Speculation besitzen.

Seinem Bruder Alexander nun, dem „Urmenschen", wie er sich scherzend zu nennen pflegte, war es bestimmt, noch 24 Jahre lang den Tod Wilhelm's in ununterbrochener Thätigkeit zu überdauern, und dann der Nachwelt von sich selbst das Bild eines Mannes zu hinterlassen, der als eins der seltensten Phänomene des Wissens und der Arbeitskraft, aber auch der liebenswürdigsten Menschlichkeit ewiger Bewunderung wert ist. Als er im neunzigsten Jahre seines Lebens, am 6. Mai 1859, starb, war der vierte Band seines Kosmos erschienen. Mit diesem Torso, dem „köstlichen Kleinod einer Schriftsprache

voll Hoheit und Anmut", wie Peschel den Kosmos bezeichnet hat, schied er von der Welt, deren physische Erscheinungen in das Kunstwerk geistiger Anschauung zusammen zu fassen die Summe seiner Lebensarbeit gewesen war. Der Kosmos ist ein Meilenstein auf der Straße der Wissenschaft. Die nachkommenden Geschlechter können ihn nicht überholen, ohne sich voll Ehrfurcht vor dem großen Manne zu beugen, der ihn dort als eine Marke der geistigen Entwickelung der Menschheit aufgerichtet hat.

Im Jahre 1869 wurde das hundertjährige Jubiläum Alexander's von Humboldt in allen civilisirten Ländern gefeiert, und da ist das Urteil über ihn zum Spruch gekommen. Es hat sich, man darf sagen, eine Humboldt-Legende festgestellt. Wenn die rastlos fortschreitende Wissenschaft seine Werke zurückgelassen, wenn die Kritik die Mängel des Gelehrten und die Schwächen des Menschen an's Licht gezogen hat, so wird doch seine Legende bestehen. Nicht der alle Geister seiner Zeit überragende Kant, sondern Humboldt ist zur typischen Charaktergestalt des modernen Gelehrten geworden. Denn seine Individualität war eindringender und lebensvoller: sie hat die Menschen bezaubert; bis zum höchsten Alter war sie von der Wärme dichterischer Idealität durchstrahlt: sie hat durch ihren lebendigen und persönlichen, nicht blos theoretischen Bezug auf die Welt einen tieferen Abdruck von sich in ihrem Bewußtsein zurückgelassen. Die greise, gebeugte Humboldt-Gestalt, mit der hohen Denkerstirn und dem milden Angesicht voll Güte und Klarheit, ist allen Zeitgenossen bekannt gewesen, und so steht sie auch im Vorstellen der Nachwelt gleichsam wie ein

Friedrich der Große der Wissenschaft legendär und typisch fest.

Der Weltruhm des einen Bruders hat aber das Licht des andern in Schatten gestellt. Es ist richtig gesagt worden, daß, wenn man den Namen Humboldt ausspricht, nur an Alexander gedacht wird. In das Pantheon der Unsterblichkeit scheint erst dieser den älteren Bruder, so selbständig und so viel tiefsinniger derselbe auch ist, mit sich zu ziehen und ihm den Kranz zu bieten, wie Goethe dem Genossen Schiller, in Rietschel's schöner Gruppe. Denn zusammen gehören diese Brüder durchaus, wie die beiden Dichterfürsten. Erst vereinigt stellen sie ein Ganzes in der Cultur ihrer Epoche dar. Dioskuren hat sie Goethe genannt. Die Verse, welche Wilhelm in seinem Sonett „Morgen des Glücks" auf Goethe und Schiller niedergeschrieben hat, können auch von ihnen, den Brüdern, gelten:

Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne.

Was beide Humboldt den außerordentlichen Männern zugesellt, die dem 18. Jahrhundert entstammten, wo die noch schaffenslustig gelaunte Natur Menschen mit verschwenderischer Fülle gebildet hat, war nicht die Gabe schöpferischer Genialität: in einem merkwürdigen Briefe an Wilhelm hat sie Schiller diesem abgesprochen, und jener hat sie niemals für sich beansprucht. Es kam ihm, wie er selbst von sich gesagt hat, mehr auf das Lernen als das Hervorbringen an. Kunstwerke von ewiger Gültigkeit hat keiner der Brüder erzeugt. Was sie so hoch

erhob, war die Universalität ihres Geistes, die Weite des Gesichtskreises, das Genie sammelnder und forschender Erkenntnißkraft, vereint mit dem höchsten ästhetischen Vermögen, die Totalität des Geistes und der Natur als ewige einfache Form zu begreifen. Ihre Universalität machte jeden von ihnen zu einem Abbilde ganzer Richtungen ihres Jahrhunderts. Ihre Biographie, dargestellt als Geschichte eines in solcher Ebenbürtigkeit des Genies nie gesehenen Brüderpaars, welches die großen Gebiete des Wissens von der physischen Natur und ihrer Idealität im denkenden Geiste unter sich teilt und diese doch wissenschaftlich verknüpft, würde zugleich die Culturgeschichte eines Teiles der gesammten Erkenntniß ihrer Epoche sein: und weil sich beide Humboldt als Menschen des Weltbezuges mit zahlreichen Erscheinungen persönlich und geschichtlich berührt haben, so würde solche Doppelbiographie auch ein großes Stück der Zeitgeschichte selbst an ihnen als symbolischen Charakteren zur Darstellung bringen — ein Gegenstand von unendlichem Reiz, aber eine so gewaltige Aufgabe, daß sie ihren Künstler kaum jemals finden wird.[1]

[1] Diese Skizze ist die Einleitung zu dem von mir redigirten Buch: „Briefe Alexander's von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm, herausgegeben von der Familie von Humboldt in Ottmachau" (Stuttgart, Cotta, 1880). Als ich dieselbe schrieb, ohne mich als Verfasser zu nennen, behielt ich es mir vor, sie früher oder später in die Sammlung meiner Kleinen Schriften aufzunehmen. Die geringe Teilnahme, welche jene von der mir befreundeten Enkelin Wilhelm's aufgefundenen Briefe erfahren haben, macht übrigens unsrer Gegenwart wenig Ehre.

Fünf Tage vor Metz.

1870.

I.

Am 30. September hatte ich einen Teil unserer Belagerungstruppen in das endlich für Deutschland wiedergewonnene Straßburg einziehen sehen. Erhoben von diesem weltgeschichtlichen Ereigniß, aber auch erschüttert durch die Eindrücke und Scenen in der zertrümmerten halbverbrannten Stadt, war ich am 1. October nach Karlsruhe zurückgekehrt, um schnell nach Rom zu eilen. Allein ich änderte plötzlich meinen Plan, und beschloß, erst in das Lager des Ersten Armeecorps vor Metz zu gehen, um meinen Bruder wiederzusehen, welcher daselbst mit Artillerie im Felde steht. Man hatte mir die Schwierigkeit des Reisens dorthin und des Unterkommens für eine Civilperson als sehr groß geschildert, wenn sich diese, gleich mir, nicht einem Sanitätszuge anschließt, sondern auf eigene Hand, ohne die weiße Binde mit dem roten Kreuz um den Arm, sich die Wege zu bahnen sucht.

Ausgerüstet mit einem einfachen Passirschein durch das Etappencommando in Karlsruhe, dahin lautend, daß ich Verwandte in der Armee in Frankreich besuchen wolle, machte ich mich am 2. October in jener Stadt auf, mein

gutes Glück zu erproben, und dieses täuschte mich so wenig, daß ich auf das beste befördert und nicht einmal irgendwo nach meinem Passe befragt wurde.

Von Maximiliansau jenseit des Rheins ging es rasch fort durch die Pfalz über Neustadt an der Hardt nach Neunkirchen, dem ersten preußischen Ort. Hier verspätete sich der Zug, so daß ich Saarbrücken erst um Mitternacht erreichte. Vergebens klopfte ich mit meinen Wagengenossen, von ihren Wunden wiederhergestellten preußischen Offizieren, an die Gasthäuser dieser durch die ersten Kriegsereignisse historisch gewordenen Stadt. Sie waren alle überfüllt; wir kehrten daher auf den Bahnhof zurück, und richteten unser Nachtlager, so gut es ging, in Wagen ein.

Die aufgehende Sonne beleuchtete das bunte militärische Treiben auf diesem jetzt wichtigen Punkte für Truppenbeförderungen. Dort waren Bänke und Tische in großer Zahl aufgeschlagen, woran Soldaten ihr Frühstück einnahmen, während andere an ungeheuern Wasserkübeln ihre einfache Morgentoilette besorgten. Wir folgten ihrem Beispiel; eine wolwollende Marketenderin erlaubte mir sogar die Ecke ihres Tischtuches als Handtuch zu gebrauchen.

Es ist ein Kommen und Gehen und Drängen von Soldaten, das erste Vorspiel der Scenen im Lothringerlande. Die Eisenbahn hält ihre regelmäßigen Fahrten ins besetzte Feindesland hinein bis Courcelles, nahe vor Metz, wo sie gegenwärtig endigt.

Um 8 Uhr Morgens fuhren wir von Saarbrücken ab. Der Himmel war klar und wolkenlos, die Luft so sonnig und milde wie nur immer in Octobertagen auf der Cam-

pagna Rom's. Ueber St. Johann sahen wir die Höhen, auf denen der jetzige Gefangene von Sedan noch in dem Größenwahn seiner Kaisermajestät von baldigen Triumphen über Deutschland geträumt und wo er dem armen Schattenbilde, seinem Sohn, die Feuertaufe gegeben hatte. Dort begann der weltgeschichtliche Feldzug; dort wurde der Vorhang dieses großen Trauerspiels aufgezogen, und schon heute ist alles dies gleich einem Traum.

Man zeigte uns den Spicherer Berg und seine furchtbaren Stellungen, und weiter ging es von Station zu Station in das lothringische Land über St. Avold und Falkenberg, wie jetzt der Eisenbahnführer mit lautem deutschem Selbstgefühl ausruft, statt des Namens Faulquemont.

Die schönen Landschaften, bebuschte Höhen im Farbenschmuck des Herbstes und herrliche Wiesengründe, waren grauenvoll menschenleer und abgestorben. Nicht einmal viel Kriegsvolk sieht man in der Gegend nach der deutschen Gränze zu. Vergebens spähte der Blick nach Eingebornen, zumal nach Landleuten auf den Feldern. Kein Mensch zeigte sich. Aber vor Remilly sah ich weidende Heerden von Schafen und Rindern, und war dieses Anblicks herzlich froh. Leider benahmen mir meine Reisegefährten, preußische Offiziere, alsbald den schönen Wahn, daß diese Heerden dem Landvolk selbst angehörten; sie waren vielmehr für die Armee bestimmtes Schlachtvieh, und zeigten an, daß wir uns dem Belagerungskreise von Metz näherten. Mitten unter dem weidenden Vieh erblickte man gefallenes und noch nicht begrabenes.

Je näher nach Remilly, desto lebendiger werden die

Stationen. Soldaten fast jeder Truppengattung erscheinen; das rote Kreuz im weißen Felde weht hie und da auf einem steinernen Hause, und kündigt ein Militärlazareth an. Remilly selbst ist schon stark von Truppen belebt; denn hier zweigt die neue Eisenbahnstrecke nach Pont-à-Mousson ab. Sie ist in einer Ausdehnung von fünf deutschen Meilen das bewunderungswürdige Werk preußischer Thatkraft, welche sie in nur 40 Tagen vollendete, um die Verbindung der Belagerungsarmee von Metz mit Nancy herzustellen. Erst seit dem 23. September ist diese Eisenbahn dem Betriebe übergeben.

Von Remilly gelangte ich in kurzer Zeit nach Courcelles am Flüßchen Nied, wo meine Eisenbahnfahrt ihr Ende nahm. In diesem Ort von wenigen steinernen Häusern, die seitwärts am kleinen Bahnhofe liegen, befindet sich das letzte Etappencommando vor Metz, wohin man mit der Bahn über Peltre in 25 Minuten gelangen würde. Hier ist zugleich ein Centraldepot für drei Armeecorps. Als ich dort aus dem Wagen stieg — es war die Mittagstunde — glaubte ich in Wahrheit in Wallenstein's Lager gekommen zu sein. Eine Wagenburg von zahllosen requirirten Fuhrwerken, viele Marketenderbuden, Soldatenbaracken, Militärtrupps, Johanniterritter, Sanitätsbeamte, das Gewühl des Eisenbahnzuges — alles dies vereinigte sich zu dem buntesten Gemälde. Dazu der Anblick der Chaussee, welche zu dem östlichen Hochgefilde vor Metz führt und die ich selber nach Ste. Barbe hin einschlagen sollte. So weit das Auge über die Nebenwege streifte, nichts als lange Colonnen von Wagenzügen, nichts als marschirende Companien von Landwehren,

Jägern und Füsilieren, hin- und hersprengende Reiter, Offiziere, Ordonnanzen, einzelne Fuhrwerke besetzt mit Soldaten.

Ich hatte als Ziel vor mir Ste. Barbe, das Hauptquartier des Generals von Manteuffel vom Ersten Armeecorps, zwei Stunden von Courcelles gelegen, wo ich meinen Bruder zu finden hoffte; aber sein Standort mußte erst ermittelt werden, denn die Truppenteile wechseln ihre Lager sehr oft. Auf welche Weise ich mein Ziel erreichen konnte, war mir zweifelhaft, bis sich ein junger reconvalescenter Offizier meiner annahm, und mich gegen Ste. Barbe zu geleiten versprach. Er selbst suchte sein Regiment, das 45., dessen Ort auch er zu erfragen hatte.

Leutnant S. requirirte flugs einen großen Leiterwagen, mit zwei starken lothringer Pferden, ergriff selbst als geübter Wagenlenker die Zügel, und so ging es gegen Ste. Barbe, bald auf dem breiten Wege durch Ortschaften, bald querfeldein über Stock und Stein, wie toll vorwärts, während wir nichts zum Sitzen hatten als ein paar hin- und herwankende Koffer. Wir kamen an einem kahlen Hügel vorbei, und auf dessen Gipfel sah ich das verlassenste, kläglichste Jammerbild stehen: einen verhungerten räudigen Hund. Er erschien mir wie der leibhafte Dämon alles namenlosen Elends, welches der Krieg über die Welt bringt. Welch' ein Gegenstand würde dies für die pessimistische Poesie Leopardi's gewesen sein!

Jeden Trupp uns entgegenkommender Soldaten rief der Offizier an: „Wo steht das 45. Regiment?" Er fragte lange vergebens, ich desgleichen nach dem Standort der zweiten Fußabteilung ostpreußischer Feldartillerie,

erstes Regiment. Wir fuhren durch die Orte Laquenexy und Colomby. Sie starrten von Bajonnetten. Nichts als Soldaten, nirgends ein Einwohner; auf Wänden und Thüren der verödeten Häuser Kreideschrift, anzeigend wie viele Mann und von welcher Companie darin einquartiert seien. Hier hatte ich den ersten Begriff von dem, was die Invasion eines Landes ist.

Wir suchten Ste. Barbe. Endlich zeigte sich der dicke Kirchturm dieses kleinen Orts, ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Hochebene, die sich über der Mosel erhebt. Meine Spannung war groß, mein Blick stets nach jenem nun welthistorischen Metz gerichtet, diesem von den Wogen des Kriegs umtobten Eilande, worauf sich das verzweifelte Alt-Frankreich geflüchtet hat, und wohin sich die letzten Trümmer der bisher größesten Militärmacht Europa's aus dem furchtbarsten aller Schiffbrüche gerettet haben, den je ein mächtiges Reich oder Volk erlitten hat.

Wann zeigt sich Metz? Ist jene dunkle Gestalt dort unter dem blauen Bergrücken die Kathedrale dieser alten fränkischen Kaiserstadt? Der Hauptturm und zwei Nebentürme steigen in der Ferne auf, geheimnißvoll und düster und magisch anziehend, doch nur schattenhaft für das bloße Auge, aber in deutlichen Umrissen durch das Fernglas sichtbar. Die Stadt selbst ist nicht zu sehen. Sie liegt in der Tiefe, wo die Mosel das Tal durchfließt, und auch dieser Fluß, den einst der Dichter Ausonius so schön besungen hat, ist nicht sichtbar; nur das Gelände deutet ungefähr seinen Lauf an.

Die Mittagssonne hatte die Berglandschaft hinter Metz in blauem Duft umschleiert, und deutlich trat auf

der höchsten Höhe das Hauptfort St. Quentin hervor. Es liegt 1078 Fuß hoch. Man schoß aus ihm, oder vielleicht aus St. Julien. Die ersten Schüsse aus dem belagerten Metz, die ich vernahm, diese ersten feindlichen Stimmen des stürzenden Frankreichs, erhöhten die Bewegung, in der ich mich ohnehin befand. Ich fühlte mich da angeweht von dem heißen Odemzug der Geschichte unserer großen tragischen Gegenwart. Weiter hinauf entfaltete sich immer herrlicher das Panorama der Landschaft mit ihren Höhen und sonnigen Fernen, mit ihren herbstlich bunten Wäldern, zerstreuten Ortschaften, und den langen Pappelalleen vieler Straßen, welche das Land durchziehen. Diese prachtvollen Baumreihen geben ihm ein reiches und vornehmes Ansehen. Ich sah jenseit der Mosel weiße Rauchwolken aufsteigen; es war ein Dorf, welches noch seit dem Ausfalle Bazaine's vom 27. September fortbrannte.

Mein Begleiter hatte endlich sein Regiment erfragt; mich selbst aber setzte er auf dem Kreuzwege unter Ste. Barbe ab, in dessen Nähe mir vorüberziehende Soldaten den Ort Cheuby als das Lager der zweiten Fußabteilung der Artillerie bezeichnet hatten. Ein Marketenderbursche nahm mein Handgepäck auf sich, und so schritten wir auf einem Feldwege weiter bis litthauische Dragoner des Wegs daher kamen, mich auf einen Wagen nahmen, und vor die Thüre des Hauses fuhren, wo mein Bruder sein Quartier hatte. Er war nicht daheim. In einem Vorzimmer traf ich seinen Adjutanten, den Feldprediger seines Corps und den an der Ruhr erkrankten Stabsarzt. Er selbst kam nach einer halben Stunde vor's Haus ge-

ritten. Nach dreijähriger Trennung fand ich meinen Bruder wieder, in Feindesland, vor dem belagerten Metz — das war eine schöne Lebensstunde in dieser lebenswerten Zeit.

Das Dorf Cheuby ist, wie das nahe Ste. Barbe, ein kleiner freundlicher Ort von einiger Wolhabenheit. Das durchaus massive Material der Häuser gibt den lothringischen Dörfern diesen Anstrich. Nicht wie in Deutschland stehen dort die Wohnungen vereinzelt als Gehöfte mit Gärten, sondern stadtartig aneinander gebaut. Sie sind meist einstöckig, höchstens zwei Stockwerke hoch, gelb übertüncht, mit abgeplatteten Dächern. Sie erinnern mich bisweilen an südliche Ortschaften, etwa in der Lombardei. In der Regel haben die bessern Häuser, wo es der Raum gestattet, vor sich einen mit guten Mauern umschlossenen Hof. Wo dieser fehlt, und das Wirtschaftsgebäude nebst dem Stall, wie oft in der Schweiz und in Süddeutschland, ein Ganzes mit dem Hause bildet, wird der Dünger vor der Thüre aufgehäuft. Dies macht die Dörfer unsauber. Unsere Truppen entfernten, in allen Orten wo sie einzogen, diese Schätze des Landmannes. Im Innern gibt es gewöhnlich freundliche und städtisch aussehende Zimmer, mit Gypsdecken, mit Tapeten an den Wänden, zierlichen Schränken und Bettgestellen von Holz.

Die lothringischen Dörfer sind ihrem Aeußern nach von einem glücklichen Landvolke bewohnt, dessen Reichtum in Ackerbau und Viehzucht besteht. Sie verraten eine verhältnißmäßig fortgeschrittene Cultur. Hie und da sieht man schöne Landhäuser und Schlösser; selten ein Gebäude feudalen Charakters; auch die Kirchen treten nicht auf-

fallend hervor. Der Katholicismus macht sich nur in einem steinernen Kreuz am Haupte des Dorfs bemerkbar. Lebensgroße Christusbilder habe ich nirgends aufgestellt gesehen. Der deutsche Schmuck der Gärten fehlt meistens; nur Rebstöcke oder Pfirsichbäume sieht man an den Wänden vieler Häuser ranken. Nirgends bemerkte ich, daß ein einquartierter Feind sich an diesem Schmuck vergriffen hatte. Wo es einen Garten gab, blühten ungestört die Herbstblumen fort. Allgemein ist hier der Gebrauch, thönerne Röhren oder Gefäße in die Wände der Häuser zu mauern, worin Schwalben nisten.

Was hat man nicht den Lothringern alles von den Preußen erzählt! Sie sollten schlimmer sein als Turcos und Cannibalen. Vor allem fürchtete das Landvolk, was ihm Priester eingebildet hatten, daß die wehrhafte Jugend überall ins preußische Militär eingesteckt werde, um dem Könige Wilhelm zu dienen. Bei der Annäherung unserer Heere entwich daher zuerst die Jugend, und fast die ganze Bevölkerung folgte ihr mit Hab und Gut nach, meist in den Umkreis der Festungen von Metz. Hie und da blieben nur ein paar Frauen, Kinder und mutige Männer zurück. Der Anblick dieser ganz verlassenen Dörfer und ihrer unbestellten Felder machte mir große Pein. In Wahrheit, es ist erschreckend, ganze Ortschaften nur von Soldaten bevölkert zu sehen. Der Krieg hat diese Fremdlinge aus fernen Landen wie eine Sturmwelle in die Häuser geworfen, aus denen die friedlichen Einwohner klagend entflohen sind. Die tapfern Kinder Ostpreußen's bewohnen jetzt die Räume bisher glücklicher Familien, deren Namen sie nicht einmal kennen, von deren Per-

sonen und Schicksalen sie nie etwas sehen und erfahren werden.

Ausnahmsweise war in dem kleinen Hause zu Cheuby, wo ich mich jetzt mit meinem Bruder einquartiert fand, ein Teil der Bewohner furchtlos zurückgeblieben, nämlich Mann und Frau, mit Namen Holère, oder vielmehr Holler. Ihre zwei erwachsenen Töchter hatten sie nach Metz in Sicherheit gebracht, und seither nichts von ihrem Schicksal gehört. Aus den wohnlichen Zimmern verdrängt, waren sie unter das Dach gezogen, und dort lag der Mann auf seinem Lager in den Fieberträumen des Typhus. Wir brachten Aerzte zu ihm, und trösteten die Frau mit allen möglichen Beweisen der Teilnahme. Sie kam oft zu uns, um sich auszuweinen. Sie faßte Zutrauen, und dankte uns an jedem Morgen durch die Gabe von Aepfeln und Birnen, welche sie aus ihrem Garten brachte, und diesen hatten also die gefürchteten Feinde nicht angetastet. Der Johanniterritter von C., unser Freund und Landsmann, beschenkte sie aus dem Vorrat seiner Liebesgaben mit einer wollenen Jacke, worüber sie sehr glücklich war. Sie hatte mich vorher gebeten, ihr eine solche in Courcelles zu kaufen. Als wir sie ihr brachten und sie nach dem Preise fragte, forderte ich 4 Bazaine-d'or aus Metz. Sie lachte und sagte: „Il n'y en a pas." Sie sprach nur französisch und Patois. So wird in allen Orten um Metz geredet. Zwei Kinder, die wir noch in Cheuby fanden, sprachen gutes Französisch, das sie in der Schule gelernt hatten. Ein kleines Mädchen zeigte mir ihre Schulbücher oder Preise, die sie für guten Fleiß gewonnen hatte. Sie war zutraulich geworden und

wußte auch von den Ursachen des Kriegs etwas zu reden. Als ich ihr bemerkte, daß wir, die Feinde Frankreichs, wider Willen hier im Lande seien, sagte sie: „Ich weiß es, daß der Kaiser Napoleon den Krieg erklärt hat, und nicht ihr."

Das deutsche Wesen Lothringen's tritt voll hervor auf der Seite nach Saarlouis hin, und verschwindet gegen Metz, wo es wol niemals stark gewesen ist. Nur in Namen von Geschlechtern dauert es auch hier noch fort; unter denen, die ich mir in Cheuby nennen ließ, gab es die Namen Schmit und Walther. Es wäre ein Act der Gewalt die ganz französischen Bezirke Lothringen's uns einverleiben zu wollen. Aber der deutsch redende Teil dieses Landes wird sich ohne allzu lange und schwere Mühe wieder in das große Mutterland einfügen, wie Deutsch-Elsaß, und dies trotz aller Doctrinen idealistisch übertriebener Weltbürgerei. Gründen wir Deutschen nur erst unsere nationale Familie, ziehen wir unsere deutschen Grenzen, wehren wir dem ruhelosen Feinde für immer die seinigen nochmals mitten durch unser eigenes Land zu ziehen. Seien wir heute erst Männer unseres Vaterlandes und dann erst Bürger der Welt, mit Schiller und Lessing. Lebten diese beiden Weisen heute mitten in dem heldenhaften Aufschwunge ihres Volks, dann würden auch sie wol ein paar patriotische Zusatzartikel zu ihrer Philanthropie schreiben.

Patrouillen streifen auf und ab, durch die Felder und bebuschten Höhen. Francs-Tireurs aber zeigten sich hier nicht. Nur in vereinzelten Fällen tritt der fanatische Haß auf. Abends am 3. October kam Meldung nach

Cheuby, daß drei Burſche, Eingeborne dieſes Dorfs, auf dem Felde nach einem Dragoneroffizier geſchoſſen hatten, und alsbald ergriffen worden ſeien. Sie wurden feſtgeſetzt. Der hier befehlende Artillerieoberſt rief den Vicemaire des Orts herbei, ihm das Verhör der Sträflinge aufzutragen. Monſieur Henrion, ein ſtämmiger Menſch in blauer Blouſe, erſchien, empfing widerwillig und verlegen trotzend ſeine Ordre und verſprach noch am Abend zu berichten. Die Schuldigen ſollen im trunkenen Zuſtande geweſen ſein. Man lieferte ſie am Morgen vor das Kriegsgericht nach Ste. Barbe ab. Ich fürchte, daß man ſie dort erſchoſſen hat.

Der Etappenmajor D. in Courcelles erzählte mir, daß vor kurzem ein Schulmeiſter mit Genoſſen eine ſchlafende Feldwache Nachts überfallen und abgeſchlachtet habe. Man ergriff die Schuldigen und hängte ſie.

An einem Morgen trafen wir bei Laquenexy einen Musketier am Eingange des Dorfs auf Poſten ſtehen. Auf unſere Frage: weshalb er hier Wache halte, antwortete er, auf eine ummauerte Waſſercisterne hinter ſich deutend: „Ich ſtehe hier, um zu verhüten, daß der Brunnen vergiftet werde, wie man mehrmals verſucht hat.“

Trotz aller Furcht und alles Haſſes beginnen manche Einwohner auch hier zurückzukehren, denn der vorſchreitende Herbſt zwingt ſie, die Feldarbeit zu beſtellen. Wenn ich ein vereinzeltes Ackergeſpann auf dieſen Gefilden, oder einen Pflug, oder ein friſch geackertes Erdreich ſah, ſo dünkte mich dieſe älteſte aller menſchlichen Thätigkeiten immer wie ein Evangelium wiederkehrender Civiliſation, die uns augenblicklich durch die Schuld Frankreichs ab-

handen gekommen ist. Wie auf der Flucht, wie Verbrecher, wie der vertriebene Kain, ackern hier diese armen Menschen auf ihrem eigenen Boden. Der Himmel stralt von der wärmsten Octobersonne, und die Herbstlerche steigt jubelsingend in die blaue Luft. Wenn diese treue Freundin des Landmanns Augen und Sinne hätte wie wir, dann würde sie wol verstummen. So weit die Blicke reichen, deckt gelber Hederich die Felder dieses Landes, und seine Farbe breitet über die schönen Gefilde einen sanften blonden Ton aus, der ihnen eine reizende Anmut gibt. Sie glänzen davon wie Gold, aber Unkraut ist heute das Gold dieser gesegneten Fluren.

Da murrt Bazaine wieder: dumpfe Schüsse dringen aus den Festungen vor Metz; man hört auch fernes Rottenfeuer der Vorposten. Fällt ein Schuß, so blicken unsere Artilleristen am Eingange des Dorfs nach der Seite aus woher er kam. Es ist eine ewige Spannung auf Ausfall und Alarm.

Das belagerte Reich dieses Marschalls, des Quälers Maximilian's in Mexico, eines rohen aber kraftvollen Menschen, näher zu sehen, bestieg ich den Turm von Ste. Barbe. Ein prachtvolles Amphitheater that sich dort meinen Blicken auf, aber die Stadt Metz selbst sah ich auch von dieser Höhe nicht. Nur die Kathedrale trat größer und sichtbarer hervor.

Metz ist wie Verona von Forts umgeben, welche dem dort eingeschlossenen Heer ein Gebiet von mindestens sechs deutschen Meilen Umfang zur Ausdehnung und Bewegung gestatten. Darin liegen viele Dörfer. Um diesen Festungskreis aber lagert eine deutsche Armee von sieben Corps

und einer Division, zusammen etwa 230,000 Mann stark. So viel brauchten einst die alten Römer nie um Asien und Afrika zu erobern. Mit einer solchen Kriegsmacht würde Carl V., welcher einst Metz drei Monate lang vergebens bestürmte, ganz Europa bezwungen haben. Unser deutsches Heer umschließt heute nur Metz und bestürmt es nicht. Es will den Feind aushungern, einen Feind von mehr als 100,000 Mann. Ehe Bazaine in diesen Kessel eingeschlossen wurde, hatte er Zeit die Dörfer der ganzen Umgegend auszubeuten und viel Schlachtvieh zusammenzutreiben. Dies soll jetzt aufgezehrt sein. An die hungernden Truppen und die Bürger gibt der Marschall, so sagt man mir, täglich 100 Pferde zur Nahrung ab. Es fehlt nicht an Mehl, aber gänzlich an Salz. Die Belagerten brechen bisweilen in Verzweiflung aus, um Lebensmittel zu holen. Vor wenigen Tagen kamen sie plötzlich mit Eisenbahnwagen, worin sie selbst Mitrailleusen führten, bis Peltre nahe vor Courcelles gefahren, wo das große Armeedepot aufgehäuft liegt. Sie bemächtigten sich des Orts; eine Compagnie Preußen ward abgeschnitten und gefangen genommen; vierzig Wagen und einiges Schlachtvieh wurden erbeutet. Jetzt soll das Depot weiter zurück verlegt werden.

An eine Durchbrechung der Linien unserer Armeen ist freilich nicht mehr zu denken; sie sind dafür zu stark geworden. Vertiefte Schützengräben und Verhaue ziehen sich um den ganzen breiten Gürtel der Umschließung hin. Alle Anstrengungen Bazaine's, sich durchzuschlagen, müssen daher erfolglos bleiben, und doch vergeht kein Tag, wo er nicht Ausfälle machen und die Vorposten angreifen läßt.

Man sagt, daß er dies thue, um seine Leute in Disciplin zu halten und zu beschäftigen, oder um die Anzahl der Verzehrer zu verringern, was ich nicht glauben will, denn das würde ein wahrhaft gräßliches Motiv sein. Es liegt für einen verzweifelten General ein mächtiger Reiz darin, eine große Armee von 230,000 Mann gleichsam nach seiner Pfeife tanzen zu lassen, so oft er es will. Wenn es ihm einfällt, alarmirt er sie nach allen Richtungen, und diese beständige Aufregung ohne ein ihr entsprechendes Ergebniß ist unsern Truppen sehr lästig. Am meisten ist diesen Ueberfällen die Landwehrdivision Kummer am linken Moselufer ausgesetzt, so daß sie nicht ohne Grund ihren Namen führt.

Trotz ihres heitern Mutes sehen unsere Truppen mit Unwillen auf die lange Unthätigkeit, wozu sie vor Metz verdammt sind, während ihre Brüder von der Südarmee Frankreich siegreich durchziehen, oder schon vor dem großen Babel Paris lagern. Sie machen sich auf die Wintercampagne vor Metz gefaßt, doch wird hoffentlich die Uebergabe der Stadt schneller erfolgen.

Seit der tapfere Uhrich in Straßburg capitulirt hat, ist Bazaine der einzige Kriegername, den man in Frankreich mit Achtung nennt, an welchen der besiegte französische Soldat noch glaubt. Ich konnte es nicht erfahren, welches politische Programm diese mexicanische Creatur Napoleon's heute bekennt, ob er noch zum Kaiser schwört oder die Republik anerkannt hat. Aber unter den beispiellosen Verhältnissen, in welchen sich heute der französische Marschall befindet, wäre es wol das Einfachste sich vorzustellen, daß ein tüchtiger Kriegsmann weder an Em-

pire noch an Republik, sondern an sein eigenes Schwert glaubt. Vielleicht daß er, wenn die Hamlet, Polonius, König und Königin, Rosenkranz und Guldenstern, Schranzen und Schreier des zweiten Kaiserreichs alle umgebracht oder entflohen sind, träumen mag, im letzten Act dieses großen Trauerspiels als Fortinbras mit seinen Soldaten auf der leeren Bühne zu erscheinen und eine kaiserliche Erbschaft anzutreten. Denn nach so furchtbaren Erschütterungen Frankreichs sind auch dort Erscheinungen möglich wie im bas empire von Rom und Byzanz.

Horch! wieder Schüsse von Metz her, Stoßseufzer der geängstigten Stadt. Aus vertieften Mörsern, so sagten mir Offiziere, werfen die Franzosen 7000 Schritt weit Bomben herüber. Die Geschütze schweigen in der Regel wenn es Abend wird, und lassen sich von neuem um 3 Uhr des Morgens hören.

Welche friedlich-feindliche Abendruhe hier in den Lagern vor Metz, wenn der sich füllende Mond ostwärts vom Vaterland herüber kommt und diese menschenöden Fluren Lothringen's bescheint, worauf nichts zu sehen ist als das Leuchten zerstreuter Lagerfeuer. Schwermütig-schöne Abendstunde in Feindesland! Aus allen Dörfern ringsum, wo sonst plaudernde Nachbarn vor ihren Thüren saßen, klingt dann Militärmusik. Ein Corps scheint dem andern zu rufen. Sie spielen die Wacht am Rhein, das Preußenlied und alte Soldatenweisen aus Blücher's Zeit. Im Hauptquartier zu Ste. Barbe fand ich das Musikcorps der Musketiere mitten auf dem Friedhof der Kirche spielen, über den Gräbern alter Lothringer und neben den frisch aufgeworfenen Leichenhügeln so manches tapfern

Cameraden. Es war eine seltsame Scene. Viele Soldaten standen an der Kirchhofmauer zuhörend, und drei kleine Mädchen, vielleicht die einzigen in Ste. Barbe zurückgebliebenen, hielten sich an den Händen gefaßt und tanzten dazu in sorgloser Ausgelassenheit, wie nur immer Kinder in Italien wenn Musik erschallt. Die Regimentsbande der Dreiundvierziger führt noch den vor die Pauke gespannten Hund mit sich, welchen sie von den Oesterreichern bei Königgrätz erbeutete. Dieses starke und kluge Tier heißt Sultan. Nach beendigtem Spiel schritt es stolz mit seiner Pauke einher, und wurde von manchem Soldaten geliebkost.

Um $^3/_4$ auf 9 Uhr Abends bläst der Trompeter die Nachtruhe; dann wird es still im Dorfe. Kein Mensch rührt sich mehr darin außer den Dienstthuenden. Aber Ordonnanzen zu Pferd sprengen ab und zu heran und man hört das Wechselwort der Losung und des Feldgeschreies. Eines Abends war die Losung in Cheby: „Handstreich", das Feldgeschrei „Alexander"; ein andermal „rastlos und Paul". Ich darf dies jetzt mitteilen, ohne Furcht, daß der Feind davon Nutzen ziehe.

Während der strömenden August- und September-Regen waren unsere Truppen übel daran; sie lagerten auf freiem Feld in Strohhütten. Jetzt sind sie besser eingerichtet: sie haben Baracken oder feste Hütten aus Geflecht, oder sie liegen meist in den Häusern der Ortschaften. Ihr Gesundheitszustand ist gut, obwol Ruhr und Typhus nicht selten auftreten. Nie zuvor war in irgendeinem Kriege des mörderischen Menschengeschlechts eine Armee besser verpflegt als die unsrige es in Frankreich ist. Wir

Deutschen haben mehr als 600,000 Mann in diesem unglücklichen Lande stehen, die Blüte der Männerkraft des ganzen Vaterlandes; eine Nationalmasse von Streitern, wie sie seit der Völkerwanderung wol kein einzelnes Volk mehr in irgendeinem feindlichen Lande zu derselben Zeit versammelt gehabt hat. Und alle diese Tausende kraftvoller Menschen, und ihre Pferde mit ihnen, werden täglich reichlich genährt. Man sagt, daß Mac Mahon unter allen Erscheinungen dieses gigantischen Krieges nichts so sehr angestaunt hat, als die ununterbrochene Verpflegung der deutschen Armee. Wer vom Kriegswesen kein Jota versteht, wird die Möglichkeit davon nimmer begreifen. Wenn ich auf meinen Fahrten vor Metz alle Straßen mit endlosen Proviantcolonnen bedeckt sah, mußte ich immer verwundert fragen: wo kommt das alles her, wo kommen alle diese Wagen, Pferde, Ballen, Säcke, Kisten und Kasten her, die kein Mensch zu zählen vermag? Sie ziehen Tag und Nacht ununterbrochen durch das Land zu ihren Depots. Ein Heer von Beamten scheint nötig, das zu ordnen. Und alle die 600,000 Menschen und ihr Troß haben täglich genug.

Der praktische Geist der Deutschen, die man im Auslande nur als Menschen nebelnder Ideale begriff, hat sich in nichts glänzender vor der Welt dargethan, als in den Kunstwerken seiner Militärorganisation und seinem Verpflegungs- und Verwaltungssystem. Unterschleife und Liederlichkeit gibt es hier nicht. Selbst das Telegraphenwesen und die Post sind in Lothringen geregelt wie bei uns zu Hause. In jedem Orte sieht man das Postschild mit dem preußischen Adler und Postwagen vor der

Thüre der Station. Nun kommen auch die sogenannten „Liebesgaben" zu den einzelnen Truppencorps. Denn Heimatstädte und Landschaften senden eigene Wagenzüge ab, beladen mit Nahrungsmitteln und andern Bedürfnissen, welche Vereine schicken. Diese Liebesboten, die Mercure der Caritas, vermitteln den Zusammenhang der Armee mit ihrer fernen Heimat, und den der Krieger mit dem Volk und Bürgertum. In Cheuby langten eines Tags Herren aus Königsberg an, welche Gaben von dort herbrachten, und so konnte ich, nach langer Abwesenheit von meinem Geburtslande, im Angesichte von Metz wieder Bier aus Königsberg trinken, oder Käse aus der fetten Niederung Elbing's essen. Es mangelt an Wein in Lothringen; was dort die Marketender teuer verkaufen ist ein ungenießbares Gemisch. Da versorgten uns die Johanniter aus ihrem Depot mit trefflichem Portwein, von dem sie sonst viel an Leidende und Kranke spenden.

Ich spreche nicht von der musterhaften Einrichtung der Lazarethe. Wenn, wie oft im Leben, das Uebel ein Gutes erzeugt, so hat dieser furchtbare Nationalkrieg der Gegenwart eine hohe Blüte der Menschenliebe emporgetrieben, die nicht mehr verdorren kann. Sie wird auch zwischen den Feinden als ein Baum des Friedens emporwachsen, und alle die Tausende von französischen Gefangenen und Verwundeten, welche die Barmherzigkeit Deutschlands verpflegt und mit Bruderliebe aufgenommen hat, werden einst, so hoffen wir, heimgekehrt die Missionäre der Versöhnung zwischen beiden Völkern sein.

II.

Ich habe das schöne Land am Ostufer der Mosel kennen gelernt, so weit dies gegen die Forts hin möglich war. Vormittags und Nachmittags fuhr mich der Johanniterritter von C., selbst kutschirend, in dem Wagen meines Bruders umher, da sich dieser nicht allzu weit von Cheuby entfernen mochte, wegen der Möglichkeit plötzlichen Alarms. Ich sah die Schlachtfelder vom 31. August und 1. September, wo unter blutigem Ringen Bazaine in die Festung zurückgeworfen ward. Man nennt diese Kämpfe zusammen „die Schlacht vor Metz". Leichengeruch weht noch über dem durchwühlten Boden, zumal bei Noisseville. Oberflächlich begrabene Pferdecadaver verpesten noch die Luft. Hier und dort liegen noch vergessene Tschakos. Kleine Hügel mit hölzernen Kreuzen bezeichnen an vielen Stellen die Grabstätten von Offizieren.

Bei ihrem melancholischen Anblick gedachte ich einiger Bekannten und Freunde, welche jenseit der Mosel bei Mars la Tour und bei Gravelotte gefallen sind. Dorthin sandte ich einen Gruß zu dem Leichenhügel eines jüngern Genossen im Gebiete historischer Wissenschaft. Es war Hermann Papst, ein liebenswürdiger und heiterer Mann, mit dem ich in Rom viel verkehrt habe. Als Landwehroffizier hatte er den Krieg in Böhmen im Jahr 1866 mitgemacht und glücklich überstanden; als Mitarbeiter für die „Monumenta Germaniae" war er hierauf im Auftrage von Pertz nach Italien gegangen, dort Kaiserurkunden zu sammeln und Ausgaben mittel-

alterlicher Chroniſten zu beſorgen. Mit glühender Leidenſchaft, und ausgerüſtet mit reichen Kenntniſſen ſeines Fachs, gab er ſich dieſem Unternehmen hin, der Reſultate froh, die er gewonnen hatte. Im Sommer 1870 fehlte ihm nur noch ein Beſtand der Archive in Umbrien und Toscana, um ſeine Aufgabe abzuſchließen und dann nach Berlin zurückzukehren. Er ſprach mir von den Freuden und Hoffnungen dieſer ſeiner letzten wiſſenſchaftlichen Reiſe in italieniſchen Städten mit Begeiſterung am Tage vor meiner Abreiſe von Rom, am 3. Juli, und ſchon am 18. Auguſt ſenkten ihn ſeine Cameraden in das blutige Grab vor Metz. So beſchloß er in jungen Jahren ſein der Erforſchung deutſcher Vergangenheit geweihtes Leben durch den ſchönſten Heldentod für die Größe des deutſchen Volks der Gegenwart. Seine Freunde werden ihn nicht vergeſſen. Wenn der Friede geſchloſſen iſt, werden ſie ſein Andenken durch einen Grabſtein ehren, im Namen der deutſchen Wiſſenſchaft.

Wir fuhren weiter nach Charly und darüber hinaus bis eine Meile vor Metz. Die Orte in dieſer Richtung, wie Vremy und Servigny, ſind den feindlichen Geſchützen ſehr ausgeſetzt. Es vergeht kein Tag, wo nicht Bomben in ſie hineinfallen, wo nicht Bazaine den dort ſtehenden Vorpoſten Granaten in die Suppe legt, wie ſich ein Offizier energiſch ausdrückte. Von Charly aus ſah ich deutlich die Schanzen des Forts St. Julien, und mit dem Augenglas ſogar die dortigen Schilderhäuſer und herumſpazierende Franzoſen.

In allen dieſen Orten an der Vorpoſtenkette fand ich Truppen meines Geburtslandes Oſtpreußen, Brauns-

berger Jäger, Dragoner aus Tilsit, Königsberger Infanterie, selbst polnisch redende Masuren. Es war eine Freude, diese kräftigen Gestalten zu betrachten. Einem geübten Blick wird sofort der preußische Soldat unter andern durch seine militärische Haltung kenntlich. Sein ganzes Wesen ist ernste Entschlossenheit. Diese harten Naturen, in denen die preußische Tradition vom großen Kurfürsten und dem Alten Fritz her fortlebt, haben eine männliche Disciplin, die an's Antike erinnert. Als die modernen Spartaner hat sie jetzt Frankreich und Europa kennen gelernt. Sie sind Menschen des Kant'schen Pflichtgesetzes und Kategorischen Imperativs. Der preußische Militärstaat, bis auf unsere Zeiten so viel getadelt und geschmäht, wurde durch ein wundervolles Geschick der feste Kern für die Umgestaltung Deutschlands, seitdem das Reich zerfiel. Und was wäre unser Vaterland heute ohne diesen ehernen Schild Preußens, hinter welchem es sich seit den Befreiungskriegen wieder gesammelt und geeinigt hat? Ohne Frage die Beute von Franzosen und Slaven.

Ich sah an der Brust manches selbst blutjungen Offiziers das Eiserne Kreuz, den erneuerten Orden der Befreiungskriege, und jetzt des Nationalkrieges für das ganze deutsche Vaterland. Es ist der Gipfel aller Wünsche des Soldaten in diesem Feld, und in Wahrheit die schönste Auszeichnung, die es für ihn geben kann. Man beginnt zu tadeln, daß dieses Kreuz zu verschwenderisch ausgeteilt werde. Es mag dies von einem gewissen Standpunkte richtig sein; aber wie viele gibt es unter den Myriaden unserer tapfern Brüder, die in diesem großen Kampfe für

die Ehre und Freiheit der deutschen Nation nicht ihre Schuldigkeit und mehr als diese gethan haben?

Es ist lange Zeit her, daß ich preußische oder deutsche Truppen in Masse sah. Nun ich mich unter ihnen bewegte, erfreute mich der allgemeine Eindruck den sie machten: eine saubere und geschmackvolle Kleidung, ernste und kriegerische Natur, musterhafte Zucht und der Ausdruck der Intelligenz nicht beim Offizier allein, sondern auch bei vielen Gemeinen, unter denen es so zahlreiche Freiwillige gibt. Ein Volk, dessen Bürger aus allen Ständen, vom Fürsten bis zum Bauernsohn, in allen Graden des Heeres dem Vaterlande so stolz und freudig dienen, kann von keinem Feinde je bezwungen werden.

Kurz vor Charly stieß ich auf ein schwarzes Regiment von Braunschweigern. In einem entzückenden Talgrunde bauten diese Söhne des Harzes ihre Lagerhütten. Sie plünderten einen nahestehenden herbstlich geröteten Laubwald, aus dessen Stämmen und Zweigen sie mit heimatlicher Geschicklichkeit zierliche Häuser straßenweise aufstellten. Selbst ihre schwarzen Waffenröcke mit schwarzen Schnüren auf der Brust, das schwarze Käppi mit schwarzem Federbusch erinnern an die edle Bergmannskunst ihres Heimatlandes. Diese Braunschweiger sehen nicht martialisch aus wie die Preußen, sondern malerisch und romantisch. Ihre Doppel-Vorposten standen an den äußersten Linien gegen den Festungsbereich von Metz. Vorposten und dahinter Feldwachen in Hütten bilden hier die Cordons. An vielen Stellen sah ich Schützengräben und aufgeworfene Schanzen.

Ich freute mich über die Schonung aller Orte, durch

die ich kam. Nirgends bemerkte ich Verwüstungen, außer an Bäumen, die man zum Lagerbau oder zu Verhauen gebraucht. So sah ich eines Tags von Cheuby aus die prächtige Allee bei Ste. Barbe Baum nach Baum niederfallen; nur eine einzige königlich ragende Pappel blieb stehen. Ich hoffte, daß man sie erhalten wolle; aber auch sie wankte endlich, sank und war nicht mehr. All dies glich aus der Ferne einem geisterhaften Spiel, da man die Menschen und die Aexte nicht sah, welche jene herrlichen Bäume fällten.

Am 5. October fuhr ich von Cheuby wieder nach Courcelles, wo Freund C. von den Johannitern Liebesgaben für sein Depot in Avancy in Empfang nehmen wollte. Die Johanniter haben ein Haus an der Station von Courcelles, darin eine mit dem Louisenorden geschmückte Dame ihre Küche besorgt, und diese schien reichlich und gut zu sein. Man belud unsern Wagen mit vielerlei Kisten; wir bestiegen das Fuhrwerk eines andern Johanniters, und ließen das unsrige nachfolgen. C. führte mich hierauf im Wagen nach Cheuby zurück, durch schöne Landschaften, und zuerst nach Pange. An diesem zierlichen Orte liegt ein Park oder vielmehr eine von Laubwäldern umkränzte große Wiese, welche das Flüßchen Nied durchfließt. Der Marquis de Pange besitzt daselbst ein schloßartiges Landhaus. Der reiche Besitzer ist vielleicht nach Metz entflohen, während Preußen ein Lazareth in seinem Palais eingerichtet haben. Ringsum sah ich Soldaten ihr Wesen treiben. Einige saßen in Gruppen um das Landhaus her, andere vergnügten sich auf dem Flüßchen im Kahn zu rudern. Der Prinz Friedrich Karl

hatte in diesem Landsitz sein Hauptquartier aufschlagen wollen, aber typhöse Krankheiten, die im Ort ausgebrochen waren, hielten ihn davon zurück.

Wir fuhren weiter durch anmutiges und reich bebautes Land und viele Ortschaften von guter Bauart. Sie alle waren von den Einwohnern verlassen und von unsern Truppen angefüllt. Vor Silly kamen wir durch ein dichtes Eichengehölz, wo uns Francs-Tireurs, wenn sie darin steckten, ohne Mühe und Gefahr für sich selbst leicht den Garaus machen konnten. Es war eine unheimliche Fahrt. Doch nichts regte sich im Busch als der Häher, und bald stießen wir auf eine große Heerde von Schlachtvieh. Reitende Cürassiere, lange Stecken in der Hand, bewachten und trieben sie fort nach Silly. Die Thiere kamen aus Belgien. Wegen der Rinderpest darf kein Vieh aus Deutschland mehr nach Frankreich eingeführt werden.

Am 6. October eine neue schöne Fahrt nach Glattigny, wo das 45. Regiment preußischer Musketiere steht. Dann weiter nach Heyes und Lue durch grüne Gefilde mit unberührten Feldern, wo selbst die Kartoffeln und das Futterkraut unangetastet geblieben sind. In Heyes liegt das 8. Ulanen-Regiment im Quartier, und hier sah ich zum ersten mal im Kriegsdienste diese leichte Reiterei, welche der Schrecken Frankreichs geworden ist. Ihre Posten standen am Orte zu Fuß, die Pistole in der Hand. Heyes hat ein Schloß mit Park; ich weiß nicht mehr welchem Herrn es gehört, aber wir sahen den Besitzer, einen alten Mann, trübselig durch das Portal seines Hofraums schleichen, wo jetzt an allen Wänden Feindeslanzen mit schwarz-

weißen Fähnchen lehnen. Ausnahmsweise war dieser Mann auf seiner Besitzung zurückgeblieben; wir grüßten ihn deshalb von unserm Wagen herab mit einer gewissen Ehrerbietung, worüber er sich zu verwundern schien.

Weiterhin kommt man durch eine schönbelaubte Landschaft zu dem Schlosse von Lue, dem Besitz der Comtesse de Jobal. Die edle Dame ist auf ihre Güter in die Normandie entwichen, und nur ihr Verwalter blieb zurück. Das Schloß ist ein anspruchloses Landhaus in einem weiten Park, ohne Luxus und deshalb sehr anheimelnd — ein köstlicher Sitz in schattiger Einsamkeit, wo man mit den Erinnerungen des Lebens oder den Musen stille verkehren kann. Es ist ein idyllisches Wesen hier, wie in Tälern von Thüringen. Jetzt haben Ulanen darin ihr beneidenswertes Quartier aufgeschlagen. Wir fanden die saubersten Zimmer mit Rococo-Meubeln und Bildern an den Wänden: keine feindliche Hand hatte sich auch nur die geringste Beschädigung erlaubt. In der Küche sahen wir Porcellangeschirre der Herrschaft im Gebrauch. Frische Fische lagen auf Schüsseln; denn diese lachenden Ulanen fischen den Karpfenteich der gnädigen Frau Gräfin tüchtig aus. Unteroffiziere vergnügten sich am Billard: Offiziere saßen auf Damast. Ihre Pferde füllten die geräumigen Stallungen, wo auch die herrschaftliche Kutsche stehen geblieben war. Im Hofraum nahmen Ulanen ihr Mittagsmal ein, bestehend aus einer, wie es schien sehr kräftigen Fleischbrühe mit Reis und Hammelfleisch. Wie es mir vorkam, waren diese Reiter besser versorgt als die Stabsoffiziere in Cheuby. Der Gutsverwalter zeigte uns alles Sehenswürdige des Schlosses mit den Manieren eines

grämlichen Concierge; da er offenbar im Wahne war, daß wir gekommen seien, eine Ambulanz in der Villa einzurichten, versicherten wir ihn, daß unsere Besichtigung des Schlosses nur aus Neugierde veranlaßt sei, was ihn beruhigte.

Bei Lue sahen wir auf den Feldern auch einiges Landvolk mit eigenem Gespann ackern — ein erquicklicher Anblick. Man sagte uns, daß die Bevölkerung allmälich zurückkehre, zuversichtlich gemacht durch das musterhafte Verhalten der Truppen, und außerdem genötigt die Wintersaat zu bestellen.

Am Nachmittage des 6. October machte ich mit C. eine andere Fahrt auf der trefflich gehaltenen Route Impériale, die von Metz nach Saarlouis führt, und deren Pappeln die Axt verschont hat. Wir wollten die Stadt Boulay besuchen, den größten Ort in diesem Teile Deutsch-Lothringens vor Metz, wo, wie man uns gesagt hatte, die Einwohnerschaft entweder zurückgeblieben oder bereits zurückgekehrt war. Dort wollten wir zugleich einige Einkäufe machen, um den homerischen Zustand des brüderlichen Quartiers ein wenig zu verbessern. Wir fuhren über das schön gelegene Les Etangs, Conté-Northen und andere sehr wolhabend aussehende Ortschaften längs der Hauptstraße. Hier arbeiteten überall die Landbewohner auf den Feldern wie in Friedenszeiten. Sie ernteten Heu oder Kartoffeln, oder sie bestellten den Acker. Ich sah auf einem Felde unsere eigenen Soldaten den Eigentümern, in deren Quartier sie liegen mochten, brüderlich mithelfen, was mir große Freude machte. Diese guten Kriegsleute, wahrscheinlich Landwehren, die in dieser Gegend

überhaupt die Besatzung bilden, erinnerten sich wol mit Sehnsucht an die friedlichen Bedürfnisse ihrer eigenen Familien, denen sie selbst entrissen waren, um im fernen Lande das grausame Kriegshandwerk zu betreiben.

Je weiter von Metz und dem Kriegstheater entfernt, desto friedlicher wird auch die Landschaft. Der Zustand des Volks erscheint wieder normal; es bewegt sich in seinem Geschäft zu Fuß oder zu Wagen auf der breiten Straße. Nur hin und her sprengende Ulanen oder Trupps von andern Waffengattungen erinnern an den Krieg. Es fiel mir auf, daß nirgends Fabriken zu sehen waren. Der Lothringer scheint in diesen Gegenden hauptsächlich Ackerwirtschaft und Viehzucht zu betreiben. Wir sahen auch Wiesen von solcher Natur und Ausdehnung, daß ihr Anblick jeden Landwirt würde entzückt haben.

Boulay, welches wir besuchten, ist ein sauberes Städtchen von etwa 6000 Einwohnern, mit guten Häusern und einem großen Platz. Nichts von deutscher oder gotischer Architektur ist hier zu sehen, sondern der ganze Ort sieht romanisch aus, und doch ist er grunddeutsch in seiner Bevölkerung. Sein deutscher Name ist Bolchen. Wie in Straßburg, so fand ich auch hier fast durchweg deutsche Namen auf den Schildern der Kaufleute, wie Kraft, Müller, Weber und Steinmetz. Fast jeder Mann den wir ansprachen erwiderte uns deutsch. In der Stadt herrschte schon einiges Leben und Treiben, zumal in den Kaufläden, welche gute Geschäfte machen. Denn hier kaufen Offiziere und Soldaten ihre Bedürfnisse ein, und sie bezahlen dieselben mit starken Preisen. Frauen in einem Laden, wo wir eine ansehnliche Summe ausgaben,

und sich viele Käufer zusammendrängten, schienen gar vergnügt. Auf unsere indiscrete Frage, ob sie gern wieder deutsch werden möchten, antworteten sie lächelnd: „Es wird wol so kommen, und wir werden mit jedem Zustande zufrieden sein, der dieser Unsicherheit ein Ende macht."

Wir besuchten auch das Lazareth in Boulay, worin es viele an Ruhr und Typhus Kranke und auch noch Verwundete gibt. Das Haus ist das städtische Hospital und sehr ansehnlich. Die preußische Lazarethverwaltung hat es als solches mit den französischen Krankenwärtern übernommen. Diese zeigten sich anfangs widerspänstig, jetzt aber leisten sie willige und gute Dienste. Wir bemerkten daselbst einige Schwestern von sehr jugendlichem und gar zierlichem Wesen.

Der Mond ging auf, als wir nach Cheuby zurückfuhren. Wachtfeuer brannten hie und da an der Straße und beleuchteten mit grellem Licht dunkle Höhen und Waldgebüsche. Manchmal sprengten die Chaussee herab Reiter oder Militärwagen mit donnerndem Gerassel, gleich als käme die wilde Jagd daher. Als wir Cheuby erreichten, fielen zwei dumpfe Schüsse aus Metz; dann schwieg es drüben. Die Nacht war still. Um 3 Uhr des Morgens murrte Bazaine wieder, wie man in Cheuby zu sagen pflegt.

Es war der 7. October. Ein köstlich frischer Morgen brach an, klar und sonnig, so daß ich mich freute noch hier geblieben zu sein. Denn schon am 7. hatte ich abreisen wollen, um von Metz nach Rom zurückzukehren, dort noch Zeuge des letzten Acts im großen Trauer-

spiel des Papsttums zu sein, dessen tausendjähriges Reich eben zu Grabe geht, inmitten der großen Welterschütterung kaum bemerkt und nicht beweint, verlöschend wie eine Kerze, die bis zum Stumpf herabgebrannt ist. Ich hatte nun diesen Tag als eine Liebesgabe zugegeben, meine Abreise auf den 8. verschoben, und dafür sollte ich durch das großartigste Schauspiel belohnt werden, das ich je im Leben gesehen habe.

Ich war von Freund C. ins Lazareth Avancy's zu Tische geladen, wo ich die Bekanntschaft der dortigen Aerzte machte. Wir saßen an der bescheidenen, aber mit guter Hausmannskost besetzten Tafel, von einer „Schwester" bedient, und ließen es uns wolschmecken, dann erhoben wir uns um in einer Nebenkammer Kaffee zu trinken. Da kam ein Trompeter an dem Hause vorüber gesprengt, mit vollen Tönen Alarm blasend. Es war gegen 2 Uhr. Wir sprangen auf, und die ganze friedliche Gesellschaft stob auseinander. Weil der Ort Avancy nahe am Tale von Vremy liegt, so konnte er bei einem glücklichen Vorstoß der Franzosen leicht mit in den Kampf gezogen oder genommen werden. Der Johanniter eilte deshalb in seine abgelegene Wohnung, um seine Effecten, Kisten und dergleichen ins Lazareth und so in Sicherheit zu bringen, und ich machte mich auf, über die Höhen von Ste. Barbe wieder Cheuby und meinen Bruder zu erreichen, ehe er ausgerückt war.

Als ich auf jene Hügel gelangte, in Eile über einsame Felder fortschreitend, in hoch erregter Spannung auf das was kommen sollte, und eines längst erwarteten Ausfalls von Metz her gewiß, hörte ich bereits unabläßigen

Kanonendonner und das ununterbrochene Getöse des Gewehrfeuers. Bataillone marschirten vorwärts über Ste. Barbe, Artillerie rasselte heran, im Talgrunde hielt ein Ulanenregiment. Offiziere sprengten hin und her. Der schreckliche Kanonendonner und diese Bewegung von Truppen versetzten mich in eine Aufregung fieberhafter Art. So möchte wol jedem friedlichen Menschen zu Mute sein, wenn er plötzlich den wirklichen Krieg und Kampf vor Augen hat. Ich habe mehr als hundert Schlachten in den Geschichten der Zeit beschrieben, und es deshalb vielleicht verdient, daß ich einmal eine aus respectvoller Ferne mit Augen sehen mußte, und damit will ich mich auch für mein Leben lang begnügt haben.

Bazaine war wirklich und mit starker Macht, selbst mit seinen Garden, ausgefallen, sowol links der Mosel, über welche er Brücken geschlagen hatte, auf die geplagte Division Kummer, als rechts des Flusses gegen die Gründe von Poix, Servigny und Vremy.

Noch ehe ich Cheuby erreichte, sah ich, daß in langen Linien bereits gekämpft wurde. Die vier Batterien jenes Orts, schnell alarmirt, rückten schon gegen Ste. Barbe. Ein Soldat führte mich auf eine Höhe, von wo aus das ganze Gefecht übersehen werden konnte. Auch ein Wagen kam herbei, ich stieg ein und fuhr an den mir bezeichneten Ort. Dort ist ein Feld, welches, wie Ste. Barbe selbst, die ganze Gegend beherrscht. Es fällt ab in einen tiefen Grund, über dessen Rand ganz nahe die Häuser Vremy's emporragen. Jenseit desselben ziehen sich waldige Höhen hin; nach Metz zu steigt das Fort St. Julien am Walde von Grimont über einem mehr

als 700 Fuß hohen Hügel auf. Darüber hinaus sieht man das ganze Moselland mit Dörfern und Gefilden, Höhenzügen, Tälern und weiten Fluren, bis nordwärts in die Gegend von Thionville hinauf. Deutlich zeigt sich die Kathedrale der belagerten Stadt.

Auf dem Felde von Ste. Barbe sammelten sich viele Stabsoffiziere. Der Kampf aber tobte ohne Unterbrechung unten im Moselgebiete fort, und entfaltete sich vor meinen Augen als ein deutlich und vollkommen übersehbares Schauspiel. Ich sah ihm zu, bald bei Offizieren stehend, bald unter Soldaten auf dem Giebel einer hölzernen Baracke sitzend neben Munitionskarren, vielleicht die einzige unberufene Civilperson auf dieser Scene. Ist nicht auch dies ein passender Sitz für einen Beobachter der Welt, eine Specula zum Einblick in das Treiben der ewig streitenden unseligen Erdenmenschen? Sollte ich mich dessen schämen, die männermordende Feldschlacht einmal wie ein Spiel anzusehen, welches man von den Stufen eines Theaters ruhig betrachtet? Mich bestürmten Gedanken mancher Art, aber ich hatte doch keine Zeit sie zu fassen oder ihnen nachzuhängen: sie wandelten nur durch die Seele mit aufregender Erschütterung, und stimmten mich zu tiefer Trauer. Sie glich jener, welche ich in Straßburg empfand, als ich nach der Uebergabe Uhrich's diese von uns zertrümmerte deutsche Stadt durchwanderte, und nie hat mich ein außer dem Persönlichen liegender Zustand so tief bewegt, als jener dort und diese geschichtliche That hier auf dem Felde vor Metz. Doch in das allgemeine Empfinden mischte sich auch das persönliche. Denn ich sah meinen eigenen letzten Bruder mit seinen

Batterien über die Höhen gegen das Gefecht vorrücken, und ich wußte nicht, ob er mir daraus wiederkehren werde.

Welch ein Schauspiel ist der Kampf von Tausenden von Männern mit einander! Verabscheuungswürdig und barbarisch, und doch groß, weil sie kühn und verachtend ihr Leben dem Augenblick dahinwerfen, und erhaben, wenn sie für hohe Güter der Menschheit kämpfen. Es gibt nur eine Schlacht in der Geschichte, die mich immer begeistert hat: Marathon! Auf dem Grabe des größten Trauerspieldichters aller Zeiten stand kein anderer Ruhmestitel als dieser allein, daß er ruhmvoll bei Marathon gekämpft hatte. Nur noch Marathon-Schlachten sollten civilisirte Völker schlagen. Vielleicht schlagen wir sie einst mit diesen tapfern Franzosen vereint, die wir nicht hassen, die ein stürzender Despot und ein frevelhafter Uebermut gegen uns bewaffnete: vielleicht, wenn es gelten wird, unsre gemeinsame Cultur vor dem Einbruch der Scythen zu retten. Ich ließ diese abwechselnden und aufregenden Erscheinungen an mir vorüberziehen: diese Kriegergestalten voll blühender Jugend und entschlossener Männlichkeit; diese so sauber gekleideten Mannschaften, die daherschritten wie zum Manöver; die vorübersausende Artillerie, bereit den Tod aus ihren Feuerschlünden auszusenden; die Ambulanzen mit ihren Fähnchen von der Genfer Convention, ein tröstlicher Anblick; die langen Züge der Krankenträger, deren aufopferndes Geschäft der Barmherzigkeit vielleicht nicht mindere Bewunderung verdient als der Todesmut des Schlachtenkämpfers. Diese Samariter der Civilisation gingen, der Feldprediger mit ihnen, ruhig ihrer Pflicht und dem Gefecht entgegen, während schon

französische Granaten tausend Schritte von ihnen entfernt einschlugen. Und hier überzeugte ich mich durch wirkliche Wahrnehmung, wie leicht Kugeln und Bomben unter die Ambulanzen fallen können, auch ohne daß der Feind dies beabsichtigt hat.

Das Krachen der Geschütze, das Sausen der Bomben, die knatternden Salven des Kleingewehrs und der Mitrailleusen erfüllten die Luft mit einem infernalen Gelärm, in welchem das übertönende Donnern der Mörser aus dem Fort St. Julien die Hauptaccente bildete. Das Gefeuer wurde nie unterbrochen; von 2 Uhr Nachmittags bis zur völligen Dunkelheit schwieg es auch nicht einen Augenblick. Vor mir lag das Theater des Kampfes in einer etwa zwei deutsche Meilen betragenden Linie auf einer Landschaft von herbstlich milder Schönheit, deren Hintergrund die blaue Bergkette von Metz bildete. Aber die schwarzen Reihen der Kämpfer bedeckte bald ein dichter, weißer Schleier. Nur aufquellende Wolkenzüge bezeichneten auf dem grünen Grunde die Schützengräben, aus denen geschossen wurde, oder die feuernden Bataillone und Batterien. Bald kam das Gewehrfeuer näher, bald entfernte es sich. Im Mittelgrunde brannten zwei Dörfer, Kesseln gleichend, aus denen rote Flammen emporschlugen. Zur Linken sah ich die dunkle Kathedrale von Metz, geisterhaft aufragend, und sie erschien dort wie der Genius des Christentums, welcher von Pulverdampf verhüllt machtlos und traurig auf das Schlachtfeld niederblickte. Weit nach Norden, wo nicht gekämpft wurde, stieg über einem Walde plötzlich eine hohe weiße Wolke auf, ohne daß ein Schuß hörbar wurde; nach einer Viertel-

stunde folgte ihr eine ähnliche. Die Soldaten, bei denen ich stand, hielten dies für Signale, ich weiß nicht von wem. Wollte etwa Bazaine dorthin herausbrechen?

Nach zwei Stunden schwieg die Artillerie auf dem rechten Flügel; der Feind mußte zurückgeworfen sein. Bald bedeckte Pulverdampf diese Landschaft. Das Gefecht zog sich jetzt stärker auf die linke Seite in der Richtung von Servigny und Noisseville. Dort standen Batterien, welche ein Reitercorps in Reserve deckte. Immer mehr Artillerie wurde herangezogen und vorangeschickt. Ich sah eine Batterie seitwärts Vremy sich aufstellen; in kurzer Zeit war sie schußbereit. Zweimal feuerte sie ihre sechs Geschütze eines nach dem andern ab. Erst dann wurde sie von dem Fort St. Julien visirt und mit Granaten beworfen. Schon begann es zu dunkeln. Man sah zuerst einen Blitz im Fort, dann sauste es mit unheimlichen Tönen in der Luft, und eine hohe Staubwolke zeigte die Stelle, wo die Granate in den Boden einschlug. Ich erinnerte mich dabei eines Schauspiels im Golf von Castellamare, wo ich englische Kriegsschiffe mit Geschützen manövriren sah; wenn dort die Kugel ins Wasser schlug, erhob sich einer Fontaine gleich eine hohe prächtige Wassersäule.

Die Franzosen schossen schlecht; ihre Granaten trafen kein Geschütz; sie fielen entweder vor den Batterien oder hinter ihnen an dem Schützenwall nieder, welcher die westliche Seite des Hochfeldes von Ste. Barbe befestigt. Es wurde dort sehr unheimlich, denn auch bis zu uns konnten die Bomben reichen. Wenn sie die Luft durchzischten, war es als ob sie gerade über unsern Köpfen schwebten,

und da ich nichts mit dem Kriege zu thun habe, will ich ruhig eingestehen, daß ich jedesmal die instinctartige Neigung empfand mich zu bücken. Ein Unteroffizier machte mich auf seltsam pfeifende Töne aufmerksam, die in der Luft daherfuhren: dies sind, so sagte er, versprengte Chassepotkugeln; wenn sie auf etwas Hartes aufschlagen, so schnellen sie sich noch einmal mit unglaublicher Kraft fort. Der wackere Mann war von solchen Kugeln bei Noisseville gestreift worden, und eine Bombe hatte ihm dort das Pferd unter dem Leibe getödtet.

Ich verließ das Feld, da es dunkel wurde und das Geschützfeuer allmälich matter ward. Ich fand meinen Wagen an einem Hause der Chaussee, unter einem Gewühl von Soldaten, die dort ihre Gewehre abgestellt hatten. Dies Haus war für die Ambulanz eingerichtet; Wagen hatten dorthin Verwundete gebracht. Schon waren die Aerzte thätig. Ich fuhr nach Cheuby zurück. Noch hallten Kanonenschüsse, aber das Gewehrfeuer knatterte nur noch in Pausen. Hinter mir sah ich noch die beiden Dörfer in Flammen stehen, und vor mir stieg der fast volle Mond in Dünsten blutigrot empor.

Cheuby war leer, selbst der Wachtposten eingezogen. Die wenigen dort zurückgebliebenen Frauen saßen auf dem Rande des Grabens an ihrem öden Hause und blickten stumm in die Nacht hinein. Vielleicht hatten sie in ihrem Herzen den Sieg Bazaine's gewünscht; vielleicht sandten sie ihre sehnsüchtigen Klagegrüße zu den Ihrigen, die dort in dem schrecklichen Metz mit dem Hunger und dem Elend kämpften. Im Zimmer des Bruders fand ich schon Freund C., der mir abhanden gekommen war. Wir er-

warteten mit Bangigkeit die Rückkehr der Artillerie. Nach einer Stunde hörten wir Pferdetritt und Gesang. Das 8. Ulanenregiment kam mit seinen wehenden Fähnlein daher, ein prächtiger Anblick im Mondschein. Die Reiter sangen; in ihrem Liede hörte ich wiederholt die Worte: „Die Preußen und die Franzosen.“ So ritten sie durch das Dorf in ihre Quartiere nach Les Etangs und Heyes zurück. Bald sprengten auch die Artillerieoffiziere herein. Die Freude war groß. Kein Mann war verwundet worden. Bazaine war auf beiden Ufern der Mosel in seine Festung zurückgeworfen, wie Telegramme aus dem Hauptquartier und von Versailles meldeten, mit einem Verlust von 2500 Mann, während die Unsrigen 500 verloren hatten.

Befehl kam von Ste. Barbe, die Nacht gerüstet zu bleiben. Die Artillerie schirrte nicht ab, und andre Truppencorps nahmen hie und da Stellung auf dem Felde.

So fand ich sie noch am Morgen des 8. October, wo ich Abschied von Cheuby, von diesem Lothringer Lande und seinem Kriegstheater nahm, mit heißen Wünschen für das baldige Ende des furchtbaren Kriegs. Vielleicht ist dieses Ende nahe, und dann mag unser Vaterland mit noch höherem Gewinn als dem Rückerwerb seiner deutschen Gebiete aus ihm hervorgehen, als ein einiges und wahrhaft freies Reich des Friedens und der Menschlichkeit, als die Grundveste der europäischen Cultur.

* * *

Diese Blätter schrieb ich, nach Rom reisend, in München nieder. Der Ausfall vom 7. October war der letzte Bazaine's gewesen. Am 28. erfuhr ich in Rom,

daß Metz sich ergeben habe mit 173000 Mann, 6000 Offizieren, 50 Generalen, drei Marschällen von Frankreich. Als am 17. October 1805 Mack in Ulm mit 26000 Mann sich ergab, erschien dies unglaublich. Selbst wir Nachkommen jener napoleonischen Zeit haben die Capitulation Ulm's lange als nationale Beschämung empfunden. Und heute hat Bazaine mit 173000 Mann capitulirt. Wir Deutsche sollen uns dessen nicht überheben, denn Mars ist ein treuloser Gott. Thun wir es, dann wird auch uns ein Sedan und Metz erwarten.

Nichts kommt vom Ruhm der Schlachten auf die Nachwelt, als ein paar Namen. Die glänzenden Siege des Weltenstürmers Alexander haben keinen Homer gefunden. Seine geräuschvollen Thaten sind heute auf den Inhalt von ein paar dürftigen Büchern zusammengeschrumpft, die in Bibliotheken stehen. Nur eine seiner friedlichen Schöpfungen dauert noch fort, und sie allein wird seinen Namen bis zu den fernsten Zeiten tragen. Wie töricht sind Nationen, die ihre Größe im Ruhm der Waffen suchen. Eine jede besaß solchen einmal und verlor ihn wieder. Wir haben heute die alte Fabel von der gloire militaire Frankreichs gründlich zerstört, und das ist ein Glück für die Welt gewesen. Denn so ist ihr durch eins der größesten tragischen Beispiele noch einmal bewiesen worden, daß Kriegsruhm eitel ist, und daß es nur die Werke des Friedens, der Weisheit und Kunst sind, welche Völker groß und unsterblich machen.

Segeſta, Selinunt und der Mons Eryx.

1886.

Der Zweck meines Aufenthalts in Palermo im Frühling 1886 war dieser, einige Nachforschungen im Staatsarchiv Siciliens zu machen, welches (beiläufig gesagt) in dem alten Klostergebäude der schönen Kirche Santa Maria della Catena eingerichtet ist und unter der Leitung des Commendatore Giuseppe Silvestri steht. Mir lag jeder Gedanke an Reisen im Lande fern, allein die verführerische Göttin Gelegenheit klopfte an meine Thür, und sie bewog mich, für einige Tage den Registern des Archivs Lebewol zu sagen.

Der Prinz von Scalea hatte die Liebenswürdigkeit, mich einzuladen, an einer officiellen Fahrt nach Segesta, Selinunt und Trapani teilzunehmen. Dieser Palermitaner, der Zweitgeborene des Hauses der Herzoge von Trabia, ist königlicher Commissar der Altertümer Siciliens. Er bekleidet demnach ein Amt von hoher Wichtigkeit für die Erhaltung des antiquarischen Nationalschatzes seines Vaterlandes, und setzt so die rühmlichen Traditionen Serradifalco's, seiner eigenen Familie, wie überhaupt des sicilianischen Adels fort, welcher sich zumal seit dem 18. Jahrhundert durch patriotische Pflege der Künste und Wissenschaften ausgezeichnet hat.

Der Prinz war eben erst mit andern Delegirten der Regierung von Syrakus zurückgekehrt, wo die feierliche Eröffnung des neu organisirten Nationalmuseums stattgefunden hatte. Diese durch ihre Venus berühmte Sammlung gehört jetzt dem Staat, und zu ihrem Vorstande ist Saverio Cavallari ernannt worden, der bekannte Topograph des alten Syrakus, einer der verdientesten Antiquare, deren sich Sicilien zu rühmen hat.

Einige der von dort nach Palermo gekommenen Herren gehörten zu einer Commission, die das italienische Ministerium beauftragt hatte, in Calabrien und Sicilien die Kunstindustrieschulen zu besichtigen. Sie nahmen zugleich Kenntniß von dem Fortgange wichtiger Ausgrabungen. Die freundliche Aufforderung, mich einer ihrer Excursionen anzuschließen, verhieß mir so viel gesellschaftlichen Genuß als wissenschaftlichen Gewinn. Denn unter diesen Männern befanden sich anerkannte Autoritäten ersten Ranges in Bezug auf die Kenntniß des Landes und seiner Altertümer. Wer kann neben Scalea tiefer darin eingeweiht sein als Antonino Salinas, der Verfasser des Werkes „Die Münzen der alten Städte Siciliens", und gegenwärtiger Präfect des palermitaner Nationalmuseums? Oder wer hat gründlichere Studien zumal über die mittelalterlichen Baudenkmäler der Insel gemacht, als der Architect Patricolo, der Wiederhersteller der Martorana? Zu diesen drei Palermitanern gesellten sich der mir seit Jahren bekannte römische Altertumsforscher Barnabei, und der Ingenieur Bongiovanelli, beide im Cultusministerium unter Fiorelli in Rom angestellt; endlich zwei namhafte Architecten Norditaliens, Camillo Boito aus Mailand

und Alfredo d'Andrade aus Genua. Boito ist auch als geistreicher Kunstschriftsteller bekannt, namentlich durch seine Bücher „Architettura del medio evo in Italia" (1880) und „Gite di un artista" (1884). In diesem „Reisebericht eines Künstlers" hat er mit so viel Lebhaftigkeit wie Einsicht die Eindrücke geschildert, welche die Kunstschätze und Monumente deutscher Städte, besonders Münchens, auf ihn gemacht haben.

Wer die letzte turiner Ausstellung besucht hat, wird sich des merkwürdigen Castells im Stil des piemontesischen Mittelalters erinnern, welches dort aufgebaut war und allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Dies ist das Werk des Herrn d'Andrade, eines seit langen Jahren zum Italiener gewordenen Portugiesen aus Lissabon. Die Stadtgemeinde Turin hat jenes Castell angekauft und den Künstler mit ihrem Bürgerrecht beschenkt. Von so viel Weisen, sieben an der Zahl, konnte ich daher recht viel profitiren.

Am 19. April um 5 Uhr Morgens bestiegen wir auf der Station Palermo-Lolli den Salonwagen, welchen die Verwaltung der occidentalen Eisenbahnen Siciliens diesen Herren zur Verfügung gestellt hatte. Der westliche Teil der Insel, das wein- und ölreiche Land der Elymer im Altertum, die Valle di Mazzara im Mittelalter, hat jetzt Eisenbahnen, die es mit Palermo verbinden. Sie umschreiben seine Peripherie in einem verschobenen Viereck, auf dessen Meerseite die beiden Vorgebirge Drepanum und Lilybäum und die Hafenstädte Trapani, Marsala und Mazzara liegen. Die Linie auf der Landseite trifft die Binnenstädte Calatafimi, Salemi und Castelvetrano.

Der Zug geht an den südlichen Abhängen erst des Monte Pellegrino, dann des prachtvollen Caps San Gallo hin, durch ein ödes Gebirgsland, bis er sich wieder dem Meere nähert, wo die mit einem Wartturm bewehrte Fraueninsel (isola delle femmine) sichtbar wird, und sich der Golf von Castellamare aufschließt. Dort liegen die Ufergefilde von Partinico und Sala, von Carini und dem alten Hykkara, der Vaterstadt der schönen Hetäre Lais, herrliche Landschaften, welche meilenweit mit Limonen- und Orangengärten bedeckt sind.

Bisweilen geht neben der Eisenbahn die weiße Fahrstraße her, welche nach Palermo führt, und diese betrachtete ich immer mit jener halb melancholischen, halb freudigen Erregung, die das Wiedersehen eines Weges hervorbringt, auf dem man vor langen Jahren dahergezogen war. Ich sah mich hier selbst wieder, reitend auf einem störrischen Maultier, neben mir einen gleich schlechten Reiter, einen jungen Landsmann aus Sachsen. Dies war Konrad Bursian, welcher sich nachher als Geograph Griechenlands und als Philologe und Altertumsforscher einen geachteten Namen erwarb. Dreiunddreißig Jahre sind seit unserer sicilianischen Reise verflossen, und in dieser Zeit haben sich, was kein Sterblicher damals ahnen konnte, in Sicilien und Italien, in Deutschland und der halben Welt staunenswürdige Umwälzungen von Völkern und Staaten vollzogen, während die gesammte Cultur der Menschheit in eine neue, fast wunderbar zu nennende Entwicklung getreten ist. Mein trefflicher Reisegefährte ist leider bereits zu den Schatten seines geliebten Homer auf die große Asphodeloswiese

hinabgestiegen. Ich aber pilgere noch weiter, und ein freundlicher Zufall hat mich auf dieselbe Wanderstraße zurückgeführt, aber nicht mehr in ermüdenden xenophontischen Märschen zu Maultier wie damals, sondern in einem mit aller modernen Bequemlichkeit ausgestatteten Eisenbahnwagen gemächlich hingestreckt, in Gesellschaft geistreicher und bedeutender Männer. Welche der beiden Lagen dürfte wol für mich die schönere und beneidenswertere zu nennen sein? Wie dem auch sei, ich muß heute mit den Alten sagen: „Χρόνος σωτὴρ ἄριστος."

In dem Buche „Siciliana" habe ich meinen Ritt im September 1853 durch das entzückende Land nach Alcamo, Segesta, Selinunt und Agrigent beschrieben. Deshalb will ich mich in diesen Blättern nicht selbst wiederholen; nur ein paar Striche, Farben und Bemerkungen aus dem Leben der Gegenwart werde ich jenen Eindrücken vergangener Zeit ergänzend hinzufügen.

Nur zu schnell stürmt der Eisenbahnzug durch diese Gärten der Hesperiden hin, für welche er nicht erfunden ist, und ich muß mir oft genug sagen, daß die rasende Hast, mit der wir jetzt über die Erde fortgeschleift werden, den Reisenden zu verflachen droht. Die Selbstthätigkeit des Geistes hört dabei auf; an die Stelle erworbener Erfahrung tritt das nur passive visionenhafte Schauen flüchtiger und zusammenhangsloser Erscheinungen.

Herr Salinas zeigt mir den kleinen Ort Canisi mit weißen, plattgedeckten Häusern in einem schönen Tal, und er sagt mir, daß der gefeierte sicilianische Dichter Giovanni Meli dort als Arzt gelebt und seine Idyllen gedichtet hat. Ein Arzt im Garten Eden! Da hat er

wol nicht viel mit Mixturen zu thun gehabt. Ein paar Dosen Chinin und einige Aderlässe, das hitzige sicilianische Blut zu erleichtern: das war genug für seinen Tag, und Meli hatte Zeit vollauf, der moderne Theokrit Siciliens zu sein. Weder Pillen noch Verse haben ihn reich gemacht. Er blieb arm, wie die Grille Anakreon's, die auch er so schön besungen hat, aber doch nicht so bedürfnißlos wie sie; denn in manchen Sonetten hat er sich über seinen kargen Anteil an den Erdengütern beklagt.

Der Frühling blüht jetzt in voller Pracht und entfaltet eine Vegetation von durchaus tropischer Fülle. Die Geranien, Kamillen und Margeriten bilden hier hochaufgeschossene, dichte Gebüsche. Die Abhänge grüner Hügel bedeckt purpurroter Klee, soweit sie nicht mit Reben bepflanzt sind. In Zucco sah ich die ersten Weinmagazine, langgestreckte niedrige Gebäude, und deren sollte ich dann noch viele antreffen. Ich bemerke, daß der Marsalawein seinen Namen nicht durchaus von dem Orte führt, wo er wächst, sondern von den großen Centraldepots in jener Hafenstadt. Ganz Westsicilien erzeugt den starken Wein dieser Gattung. Händler kaufen allerorten von den Bauern die Trauben auf, keltern sie und lagern den Wein in Behältern ab.

Ehedem waren die Engländer Woodhouse, Ingham und Whitaker die alleinigen aus der Fremde eingewanderten Könige dieser Weinfabrikation; aber jetzt schwingt der Palermitaner Florio, der bekannte Schiffsreder, welcher sich mit der Companie Rubattino vereinigt hat, den Thyrsusstab über Sicilien. Selbst am Meeresstrande Selinunts, in nicht zu weiter Entfernung von den ehr-

würdigen Trümmern der dorischen Tempel, traf ich Weinmagazine Florio's. Wenn nicht diese Dynastie des neuen Dionysos einmal, was wir ihr nicht wünschen wollen, im Marsala ertrinkt, wie der Herzog von Clarence im Malvasier, worüber sich nachher sein Schatten bitter beklagte (wash'd to dead with fulsome wine), so wird sie hier zum Reichtum des Krösus emporsteigen. Ganz Sicilien müßte wol durch Wein und Korn wieder wie im Altertum zum reichsten Lande Europas werden, wenn die Steuern nicht den Landmann erdrückten, wenn die Latifundien nicht den Kleinbesitz verschlungen hätten, und wenn sich nicht der ehemalige Baron oder Bischof und Abt in die unscheinbare, aber volkswirtschaftlich nicht minder gefährliche Figur des Speculanten und Mercante di campagna verwandelte.

Wer dies herrliche Culturland an den Höhen Partinico's betrachtet, mit seinen Weizenäckern und Weinbergen, seinen Baumwolle- und Sumachfeldern, seinen Orangen-, Feigen- und Oelgärten, glaubt ein Eldorado vor sich zu sehen. Allein niemand lasse sich über das von diesem saftigen Grün verschleierte Elend der arbeitenden Volksschicht täuschen. Der kleine Grundbesitz wird nach wie vor durch das große Kapital aufgesogen; die „Lettere meridionali" Villari's haben noch zur Stunde ihre Geltung.

Hinter Balleſtrate zeigten sich wieder öde, vom fliegenden Sand verwehte Strecken, so daß die Eisenbahn durch hölzerne Einhegungen geschützt werden muß; das geht so fort, fast bis gegen die Stadt Castellamare, den alten Stapelplatz der Segestaner, dessen weiße Häuserlinie am

schönen Golf sich hinzieht. Der Fiume Freddo, der alte Kremisos, mündet dort ins Meer. An ihm führt die Bahn aufwärts in das kornprangende Hügelland nach Alcamo, der Vaterstadt des Ciullo, eines der ältesten Dichter in der Vulgärsprache Italiens.

Wir fanden an der dortigen Station, welche zugleich die für Calatafimi ist, Wagen bereit, und fuhren alsbald über die Berge nach diesem hochgelegenen Ort, um von ihm aus den Tempel Segesta's zu besuchen. Ich erinnerte mich des Eindrucks grenzenloser Verlassenheit und Oede, welchen mir dies Bergland machte, als ich im September 1853 mit Bursian von Alcamo nach jenem Tempel ritt. Auch jetzt überraschte mich derselbe Charakter großartiger Wildheit, tiefer Einsamkeit und dorischen Ernstes; nur kleidete der Frühling die Natur in Blumenschmuck und Grün, während ausgedehnte Rebenpflanzungen auf den Berghängen zeigten, daß auch hier der Anbau Fortschritte gemacht hat. Der gut unterhaltene Fahrweg nach Calatafimi ist zu seinen Seiten meist mit Hecken von Aloë eingefaßt, welche amerikanische Pflanze hier ganz besonders kräftig zu wuchern scheint.

Da die Dinge in der Welt durch unsichtbare Ketten von Ursache und Wirkung mit einander zusammenhängen, so will ich behaupten, daß der ganze heutige Culturfortschritt Siciliens im Causalnexus zu einer einzigen Schlacht steht: und diese wurde am 15. Mai 1860 in den Bergen Calatafimi's geschlagen. Am 11. Mai war Garibaldi mit den „Tausend" in Marsala gelandet und durch den Zuzug der Sicilianer verstärkt in das innere Land vorgedrungen, um die Straße Salemi-Palermo zu

gewinnen. Unterhalb Calatafimi, bei Vita, versperrte ihm diese das bourbonische dreifach überlegene Heer. Er zersprengte dasselbe, und schon am 26. Mai stand er vor Palermo. So entschied jenes siegreiche Gefecht zuerst die Befreiung Siciliens, dann die Vereinigung Italiens zur nationalen Monarchie.

Der jüngste Held dieses Landes hat auf demselben Schauplatz oder doch in dessen Nähe einen alten Vorgänger gehabt, den Korinther Timoleon, welcher durch seinen Sieg am Kremisos im Jahre 342 v. Chr. Sicilien vom Joch der Karthager befreite. Diese verließen die Insel, wie sie die Bourbonen infolge jener Niederlage endlich räumen mußten. Der Zug Garibaldi's von Marsala nach Palermo hat die classischen, die saracenischen und normannischen Heldenerinnerungen Siciliens, des Landes der heroischen Abenteuer, um eine glänzende Episode vermehrt. Sie übertrifft an Kühnheit sogar alle ihr hier voraufgegangenen Unternehmungen erobernder Krieger, und ist um so erstaunlicher, weil sich dies seltsame Ereigniß in der modernsten Zeit der gleichmäßigen Staatsverfassungen, des kunstvoll geordneten Militär- und Polizeisystems, des friedlichen Bürgertums, des Dampfes und der Maschine, wie eine ritterlich-romantische Aventure vollzogen hat.

Der mutige Kampf der Tausend hier war im Verhältniß zu den riesigen Schlachten, die nachher die Welt erschüttert haben, nur ein kleines Freischarengefecht; allein das reichte hin, gewaltige Wirkungen hervorzubringen. Denn von dort her laufen Fäden in das ganze Weltgewebe hinein, welches von 1860 bis 1870 in Italien,

Frankreich und Deutschland gesponnen worden ist, so daß ein hellsehender Philosoph aus der Niederlage des bourbonischen Generals, wenn nicht den Fall Napoleon's, so doch den des Papstes hätte vorausberechnen können. Wir thun das jetzt post festum et bellum, da wir alle Daten in der Hand haben. Es hätte aber auch alles anders kommen können. Denn was wäre erfolgt, wenn der General Landi am 15. Mai 1860 jene Freischaren massakrirt und ihren Führer einfach als Räuberhauptmann im Castell Calatafimi hätte erschießen lassen? Es ist gut, daß dies nicht geschehen ist. Aber hängt nicht der Gang der Weltgeschichte von dem kleinsten Zufall ab? Und stecken nicht die Geschicke ganzer Generationen und Völker in den Läufen elender Flinten?

Calatafimi steht auf einer bedeutenden Höhe, so daß seine graue Häusermasse und das Castell weithin sichtbar sind. Auch die sicilianischen Landstädte zeigen schon einen merklichen Fortschritt in ädilicischer Hinsicht; das Straßenpflaster ist besser geworden, und auf die nettezza pubblica wird mehr Acht gegeben. Freilich sind die Orte im Innern nicht immer so reinlich gehalten wie in der Nähe Palermo's, wo mir Monreale deshalb ganz besonders aufgefallen ist.

Ein Geistlicher, der kundige Genius loci, machte unsern Führer in dem einsamen Orte. Wir besichtigen ein paar Kirchen, einige Altertümer und Inschriften, worauf wir vor dem Tore an den alten Stadtmauern zu Wagen stiegen, um nach Segesta zu gelangen. Nach einer Strecke fanden wir Pferde unten im Tal bereit, die uns auf unfahrbaren Wegen weiter brachten.

Der einsame Tempel zeigt sich in der Ferne als überraschende Gestalt aus einer fremden Götterwelt über einem Hügel zwischen grauen Bergen mit rötlichen Felsabstürzen. Dies starre Amphitheater sinkt gegen Calatafimi in einen offenen, vom Fluß Pispisa durchströmten Wiesengrund. Wir ritten durch den von Frühlingswassern lebhaft gewordenen Fluß, da keine Brücke über ihn führt. Eine Fahrstraße gibt es hier nicht, weil das alte Segesta durch keine neue Stadt ersetzt worden ist. Hier hat sich seit 30 Jahren nichts verändert, Kornfelder abgerechnet, welche reiche Besitzer aus Trapani angebaut haben.

Einige Minuten vom Tempel entfernt steht unter dem Monte Barbaro eine Meierei und das Haus des Custoden, welches auch studirenden Maulwürfen zur Unterkunft dienen kann. Solche zweckmäßige Einrichtung ist überall in Italien getroffen worden, wo sich bedeutende Ausgrabungen finden. Seitdem Fiorelli die Generaldirection der Antiquitäten und schönen Künste übernommen hat, sucht die italienische Regierung auch dies Gebiet der Verwaltung des Nationalgutes einheitlich einzurichten, und die verschiedenen Gesetze, welche sie aus der Administration der ehemaligen Staaten Italiens übernommen hat, auszugleichen. Wer sich darüber näher unterrichten will, lese die Berichte Fiorelli's: „Sull' ordinamento del servizio archeologico", von 1883 und 1885. Die Einheit des Systems gibt sich schon äußerlich darin zu erkennen, daß die Custoden überall die gleiche Kleidung tragen.

Der Tempel Segesta's ist das besterhaltene, aber nicht das schönste, alte dorische Bauwerk Siciliens. Seine

architectonische Wirkung wird durch Lage und Umgebung bedeutend erhöht. Als ein wie durch ein Wunder gerettetes, verlassenes und namenloses Kunstgebilde tritt er zu dieser wilden Natur in Gegensatz, aber nicht in Widerspruch; denn seine ruhigen, einfachen Formen stimmen mit den großartigen Bergen seiner Umgebung so ganz überein wie die gelben Farbentöne seines Gesteins. Er steht auf einer künstlich geebneten Höhe, welche westwärts in eine tiefe, vom Wildbach durchflossene Schlucht abstürzt.

Er ist unvollendet und hat keine Zelle; die beiden Giebel sind ohne Schmuck geblieben; die aus Trommeln zusammengesetzten Säulen haben noch keine Cannelirungen. Da der Stilobat noch lückenhaft, die oberste Tempelstufe unvollendet ist, scheinen die dorischen Säulen auf viereckigen Basen zu stehen. Weil ich die Tempel Athens kenne, erschien mir jetzt dieser Segesta's etwas schwer und gedrückt, die Säulen plump und sehr nahe beisammen; und diese Wirkung würde noch stärker fühlbar sein, wenn der Innenraum ausgebaut wäre. So wie der Tempel ist, bildet er nur eine auf vier Stufen ruhende Halle, gleichsam ein Belvedere für das erhabene Panorama der Landschaft. Saverio Cavallari hat auch an diesem dorischen Bauwerk den optischen Effect der leisen Curve aller Horizontallinien bestätigt, welchen zuerst im Jahre 1837 die Architecten Pennethorn und Schaubert am Parthenon Athens bemerkt haben.

Wir ritten aufwärts zu den Trümmern der Stadt auf verwilderten Pfaden des Monte Barbaro über öde Heiden, welche Palmengras, Borax, Asphodelen und der gelbe Fenchel bedecken. Vom alten Segesta und seiner

Akropolis ist außer dem Theater nichts mehr über dem Boden zu sehen, als einige Reste der zwiefachen Mauerlinie mit ihren Eingängen und Fundamenten der Türme; auch erkennt man Straßen mit ihrem Felsenpflaster. Die zuerst von Serradifalco, dann von Hittorf und Zanth, endlich von Cavallari unternommenen Ausgrabungen des Theaters haben keine nennenswerten Nachträge erfahren. Dieser schöne Bau, dessen sechs Sitzreihen nebst den Stützmauern noch erhalten sind, bietet bekanntlich neben jenem Taormina's die deutlichste Vorstellung der Einrichtung des altgriechischen Theaters dar. Da die Zuschauer hoch auf der nach Nordost gerichteten Bergflanke saßen, so breitete sich vor ihren Blicken die prachtvollste Scenerie der Natur aus. Nordwärts sieht man das von blauen Küstensäumen umfaßte leuchtende Meer, jenseits im Westen steigt der Gipfel des Eryx empor: unten sind lachende Täler zwischen den rauhen Bergen eingebettet.

Als wir, Segesta verlassend, wieder über den Fluß setzten, wandte sich Herr d'Andrade, welcher neben mir ritt, zu mir und sagte: „Wissen Sie auch, daß Sie den Genuesen einen guten Dienst geleistet haben? Wenn der Palast der Bank von San Giorgio heute noch aufrecht steht, so haben Sie dazu mitgewirkt."

„Oh! Wie sollte das möglich sein!"

„Nun, haben Sie nicht vor jetzt gerade zehn Jahren einer an Sie gerichteten Aufforderung der genuesischen Commission zur Erhaltung der Denkmäler entsprochen und sich um die Rettung jenes bedrohten Palastes bemüht?"

„Freilich, ich begab mich mit Monteverde zum Ministerpräsidenten Depretis; wir legten ihm die Sache

dringend ans Herz, und es ist jener ausgezeichnete Bildhauer gewesen, welchem seine Vaterstadt die Erhaltung des Palazzo delle Compere verdankt."

„Wir haben Ihren Brief an uns damals veröffentlicht, und er hat Eindruck gemacht; demnach haben Sie sich um jenen Palast verdient gemacht."

„Nun denn, so ist das Wort wahr, daß auch irgendein geringfügiges Instrument, ein Nagel, ein Stein, welchen man vom Boden aufhebt, bisweilen zu etwas gut sein kann."

Ich erinnerte mich jetzt, daß ich schon eine Beziehung zu meinem liebenswürdigen Gefährten hier hatte, daß die Aufforderung jener Commission auch von Herrn d'Andrade unterzeichnet war. Wenn ich dies Gespräch mit ihm bemerke, so geschieht es aus folgendem Grunde. Kurz vor meiner Ankunft in Palermo hatte ich einen offenen Brief an den Präsidenten der Akademie von San Luca gerichtet, die gewaltsame Verwandlung Rom's durch den Umbau der Stadt betreffend. Ich hatte mir niemals eingebildet, mit einem Strohhalm einen Strom aufzuhalten; aber die Bekümmerniß um die Zerstörung der Villa Ludovisi und des Klosters Araceli und meine alte Leidenschaft für Rom hatten mich zu jenem Briefe veranlaßt, welcher nichts anderes bedeutete, als einen verzeihlichen Klageruf über so viel Schönes, was jetzt in Rom der alles verwandelnden Zeit zum Opfer fällt. Gerade während meiner Anwesenheit in Sicilien erhob sich in manchen römischen Journalen ein heftiger Angriff gegen meinen Brief, nicht von Seiten der Römer, welche mir immer wolwollend und freundlich gesinnt sind, sondern von solchen, die ich nicht

weiter bezeichnen will. Darum mußten mir gerade jetzt die Worte d'Andrade's und die Erinnerungen, welche sie in mir erweckten, doppelt erfreulich sein.

Wir waren kaum über den Fluß hinüber, als sich uns in der von Menschen verlassenen Landschaft der überraschende Anblick eines Festzuges darbot. Eine lange Reihe von Reitern, auch von hochräderigen Wagen, die mit anscheinend fröhlichen Menschen angefüllt waren, bewegte sich auf der Straße nach Calatafimi fort. Ein in träumerische Erinnerungen des Altertums versunkener Archäologe hätte sich einbilden können, daß dies ein Zug von Männern sei, welche einen mit dem Oelzweige bekränzten Athleten oder Wagenlenker aus dem Festspiel heimgeleiteten. Allein der Heros dieses Pompes war kein Gegenstand für eine Ode Pindar's, sondern, wie man mir zu meiner Ueberraschung erklärte, ein Mensch, welcher als Verbrecher processirt seine Freisprechung erhalten hatte und eben erst von seinen Gemeindegenossen aus dem Tribunal abgeholt worden war. Das Geleite der Gratulanten war schon vorüber, ehe ich mich so weit nähern konnte, um aus dem Angesicht des Glücklichen herauszulesen, ob dies ein Triumphzug der Gerechtigkeit oder ihres Gegenteils sei, und ob auch nach dem Spruche des Richters der unbestechlichen Nemesis noch etwas mit dem Manne zu thun übrigbleiben werde.

Es gibt genug Beispiele der Einschüchterung der Geschworenen, namentlich aus der Zeit des heftigen Kampfes der gesetzlichen Gewalt mit der sicilianischen Maffia. Die Regierung war bisweilen genötigt, schwerer Verbrechen Angeklagte von Gerichten des Festlandes aburteilen zu

lassen. Als ich mich ein paar Wochen später im Hafen Palermo's nach Neapel einschiffte, sah ich gefesselte Männer auf das Dampfschiff bringen, darunter einige von so verwilderter und vertierter Physiognomie, daß ich sie nur mit Grauen betrachten konnte. Wenn sich auch die Zustände Siciliens im allgemeinen sehr gebessert haben und das Land von den Grassatori der Straßen gesäubert ist, so ist doch die Hydra der Maffia keineswegs ganz und gar erstickt; denn sie dauert noch als das die socialen Verhältnisse tyrannisirende Clientelwesen fort, und der Rechtssinn hat noch nicht das Bewußtsein des Volkes durchdrungen. Dem Richter fehlt die Achtung, die aus der Unbestechlichkeit fließt, und dem Gesetz jener Nimbus der Furcht und Ehrfurcht, welcher seine heilige Macht umgeben soll. In dieser Hinsicht haben Kirche, Schule und Gesellschaft in den meridionalen Ländern noch viel zu thun.

Um 4 Uhr Nachmittags stiegen wir auf der Station Alcamo-Calatafimi wieder in den Eisenbahnzug und fuhren weiter nach Castelvetrano über Gibellina und Santa Ninfa. Der erste Ort hat seinen Namen wol eher von dem arabischen Gebel erhalten als von der Faction der Ghibellinen. Das Land sinkt hier schon zum Meere ab; es ist baumlos und kahl, ohne Wein- und Olivencultur, doch von Saaten grünend. Statt wolhabender Ortschaften, die man hier bei einander anzutreffen erwartet, sieht man nur zerstreute Campagnahäuser, die Zeichen, daß der Freibauer seit Alters zum Colonen der Latifundien herabgesetzt ist.

Nach wenig mehr als einer Stunde erreichten wir

Castelvetrano. Ich rief mir wieder die Zeit zurück, wo ich vor 33 Jahren in diesem Ort mit Bursian angelangt war, von dem langen Ritte so ermüdet, daß ich nicht ohne Hülfe vom Maultier steigen konnte. Wir waren damals nur zur Nacht in Castelvetrano und ritten schon in der nächsten Morgenfrühe weiter fort nach Selinunt und Sciacca.

An der Station standen zwei elegante Wagen mit Dienern in Livree bereit, und mehrere Herren, unter ihnen der Syndicus der Stadt, Baron Saporito, empfingen die Gesellschaft mit zuvorkommenden Höflichkeiten. Sie luden uns ein, ehe wir uns ins Hotel Bixio begaben, das städtische Museum zu besichtigen. Diese kleine Sammlung ist aus Altertümern gebildet, welche im Gemeindebezirk durch Zufall gefunden sind. Man hat sie in den obern Räumen des verfallenen Dominicanerklosters aufgestellt: Thon- und Bronzefiguren, Sculpturtrümmer, große und kleine Vasen u. dgl. Ein paar bemalte griechische Gefäße erregten unsere Aufmerksamkeit; das eine zeigte auf weißem Grunde die Figur einer sitzenden Frau, welche einen Kranz windet; die in schwarzen Linien gezeichnete Gestalt ist von der schönsten classischen Einfachheit. Einen andern Lekythos schmückt das Bild einer Frau, die ihre Toilette macht. Unter den Bronzen fanden wir eine archaistische Figur in dreiviertel Lebensgröße, welche Apollo darzustellen scheint.

Man tadelt das Anlegen kleiner Stadtmuseen, weil dadurch Kunstschätze dem Staate entzogen und zersplittert werden. Allein solche Sammlungen sind doch immer ein Schmuck der Gemeinden, deren geistige Bedeutung sie er-

höhen können. Auch mindert sich im Zeitalter der Eisenbahnen die Unbequemlichkeit, sie an Ort und Stelle aufzusuchen. Der Kunstforscher kann heute so ohne Mühe von Neapel nach Ruvo gehen, um die berühmte Vasensammlung Jatta zu besuchen, als er von Palermo nach Syrakus, Noto und Castelvetrano gelangt.

Man hat in demselben Dominicanerkloster auch Elementarschulen und sogar ein Gymnasium mit fünf Professoren eingerichtet, und dies ist freilich rühmlicher und wichtiger, als ein Museum von Antiquitäten oder Bildern sein kann; denn was diesem so lange Zeit hindurch von Unwissenheit und Aberglauben verdunkelten Inselande vor allem notthut, ist Aufklärung des Volkes durch Unterricht. Ich sah mit besonderm Anteil die dort in drei schmucken Sälen aufgestellte Bibliothek und fand darin zu meiner Ueberraschung einige Incunabeln von Wert, so eine von Gallus in Wien gedruckte Bibel und einen lateinischen Josephus aus der bekannten Officin des Pannartz zu Rom in domo Maximorum.

Trotz der eingebrochenen Dunkelheit besuchten wir noch die ansehnliche Kathedrale San Giovanni Battista, und wir bewunderten daselbst hinter dem Hochaltar, beim Schein von Kerzen, schon aus Pflichtgefühl, die übrigens treffliche Marmorfigur des Täufers, ein Werk des Antonio Gagini. Dieser berühmteste Bildhauer Siciliens in der Renaissance war im Jahre 1480 zu Palermo geboren. Er und seine talentvollen Söhne haben die Kirchen dieser und anderer Städte ihres Vaterlandes mit vielen Statuen, Reliefs und andern Werken der Sculptur geschmückt.

Da wir zwei Nächte in Castelvetrano zubrachten, hatte ich Muße genug, diese geräumige Stadt zu sehen. Ihre freie Lage auf einer langgestreckten gartenreichen Bodenerhebung über der zum nahen Meer sinkenden großen Niederung erinnert durchaus an Velletri. Freilich fehlt hier das interessante Naturgemälde, welches dort in Latium durch die schönen Volskerberge, die pontinischen Sümpfe und das Cap der Circe geschaffen ist. Aber Castelvetrano ist viel ansehnlicher, eine durch Landbau und Weincultur wolhabende Stadt von 30000 Einwohnern, mit breiten geraden Straßen, manchen stattlichen Palästen und altertümlichen Kirchen noch aus normannischer Zeit. Ehedem war gebietender Herr des Orts der Duca di Monteleone. Diese einst mächtige Familie besitzt hier noch ihren großen Baronalpalast. Ein Blick auf das jetzt verfallende Schloß mit crenelirten Mauern und hohem Turm und mit einem in irgendwelchem Volkstumult ausgelöschten Wappen über dem Portal zeigt, daß auch in Sicilien die Epoche des Feudalismus glücklicherweise der Vergangenheit angehört. Die Monteleone-Pignatelli sind aus großen Lehnsherren zu Gutsbesitzern geworden. Andere Günstlinge der Fortuna, der Speculation und Arbeit haben sich neben ihnen emporgeschwungen, wie die Brüder Saporito, welchen im Gebiete Castelvetrano's weite Ländereien angehören.

Am 20. April brachen wir um 6 Uhr Morgens nach Selinunt auf und legten diese Strecke von $1^1/_2$ Stunden zu Wagen zurück. Der Bau einer Eisenbahn bis zu den Tempeltrümmern ist im Plan. Die Straße, die wir nahmen, ist die nach Sciacca führende, welches ostwärts

auf einer mäßigen Höhe sichtbar wird. Sie geht erst durch üppige Wein- und Oelgärten an Landhäusern vorbei, dann nach dem öden Küstenstrich, zu welchem wir rechts abbogen. Die gewaltigen Ruinen Selinunts erheben sich vor uns über dem Meeresstrande in zwei getrennten Gruppen; sie scheinen die durcheinandergeworfenen Reste der ganzen Stadt zu sein, und doch sind sie nur die Trümmer von sieben ihrer dorischen Tempel.

Nichts anderes ist heute von jenem alten Selinunt übriggeblieben, welches in die Geschicke Siciliens und Griechenlands so verhängnißvoll eingegriffen hat. Das geschichtliche Leben dieser Stadt, deren Bürger reich und kunstsinnig genug waren, um den Göttern solche gigantische, für ewige Dauer berechnete Tempel aufzurichten, ist für uns ganz so dunkel und unpersönlich wie jenes ihrer Feindin Segesta. Der innern Uneinigkeit, der engherzigen Eifersucht und dem Mangel an Sinn für das höhere Wol eines gemeinsamen Vaterlandes sind beide Städte zum Opfer gefallen. Der Begriff des Vaterlandes fehlte freilich diesen Griechencolonien, deren jede einen eigenen Staat für sich bildete.

Der erbitterte, durch Grenzstreitigkeiten entstandene Krieg zwischen Segesta und Selinunt, in welchen auch Syrakus verflochten war, hatte zur Folge, daß die erstere die Athener zur Hülfe rief. Diese erlagen in der furchtbaren Katastrophe des Nikias vor Syrakus. Dann rief Segesta unglücklicherweise die Karthager herbei, und Hannibal, der Sohn Giskon's, der Enkel und Rächer des bei Himera besiegten Hamilkar, eroberte und zerstörte nach nur neuntägiger Belagerung Selinunt, im Jahre 409.

Die wahre Blütezeit dieser durch Handel und Ackerbau reichen Stadt, einer im Jahre 628 v. Chr. gegründeten Colonie des dorischen Megara-Hybläa, umfaßte vielleicht nur den kleinen Zeitraum von 480 bis 409, von dem großen Siege der Griechen über die Punier bei Himera bis zu der verhängnißvollen Rückkehr der Karthager. In dieser Epoche sind nicht die ältesten, aber die schönsten jener dorischen Tempel gebaut worden, deren Reste jetzt das unvergleichliche Gemälde einer zertrümmerten griechischen Stadt am Meer, in todtenstiller Verlassenheit darbieten. Selinunt war mit der Zeit selbst bis auf den Namen so verschollen, daß diesen erst der sicilianische Geschichtschreiber Fazello im 16. Jahrhundert wieder entdeckt hat.

Die ersten Ausgrabungen machten hier im Jahre 1822 die Engländer Samuel Angell und William Harris; dann stellten 1824 Hittorf und sein Schüler Zanth ihre epochemachenden Untersuchungen der Trümmer an, ohne jedoch Ausgrabungen zu veranstalten. Solche ließen der Herzog Serradifalco und der Prinz della Trabia durch den jungen Architekten Cavallari im Jahre 1831 fortsetzen. Ihre Resultate stellte dann Serradifalco im zweiten Bande seines Werkes über die Altertümer Siciliens zusammen. Cavallari führte die Ausgrabungen von 1865 bis 1872 weiter fort, und heute werden sie unter der Leitung Scalea's mit neuem Eifer fortgesetzt. Davon Augenzeuge zu sein, war mir vom höchsten Wert.

Der Stadtplan Selinunts, welchen Cavallari und Schubring im Jahre 1865 topographisch festgestellt haben, zerfällt in zwei Gebiete, deren jedes eine von Nord nach

Süd zur Küste hingestreckte Hochfläche umfaßt. Beide sind durch die Vallara, ein langes, tausend Schritte breites Tal von einander getrennt. Auf dem östlichen, weniger erhobenen Bergrücken stehen die mächtigsten Tempeltrümmer. Die westliche Terrasse tritt näher und schroffer ans Meer und enthält über der Küste die Ruinen der Akropolis. Dann wird sie an der Nordmauer dieser durch einen grabenartigen Einschnitt des Bodens abgebrochen, über welchen sie sich nordwärts als ein von Flugsand und Gestrüpp bedecktes Hochfeld fortsetzt. Hier lag ein großer Teil der eigentlichen Stadt. Von diesem Hügel steigt man westwärts in die sumpfige Niederung, durch welche der Fluß Selinus oder Madiuni ins Meer fällt. Er soll der Stadt ihren Namen gegeben haben. Das Selinon (wilder Sellerie oder Eppich) wird dort in Massen angetroffen. Das zierliche, feingegliederte Blatt dieser Pflanze muß auch die Aufmerksamkeit der alten Künstler erregt haben, denn es wurde zum gewöhnlichen Emblem der selinuntischen Silberdrachmen. Auf dem Avers sieht man das Eppichblatt hinter dem gehörnten Flußgott Selinos oder dem Hypsas, neben dem Bilde eines Stiers, oder eines schreitenden Sumpfvogels, oder eines Viergespanns.

Als ich im Jahre 1853 Selinunt besuchte, waren die Tempelreste des Osthügels durch die Ausgrabungen Serradifalco's zugänglich gemacht; weil aber diese nicht mehr fortgesetzt wurden, boten die Trümmer noch das schöne landschaftliche Schauspiel der Versunkenheit in die Naturwildniß dar. Myrten, Mastix und Fächerpalmen quollen überall zwischen den riesigen Steinblöcken hervor,

und der Schritt des kletternden Besuchers störte dort die buntgefleckten Schlangen auf. Heute ist der Ausgraber im Kampf mit der Wildniß wieder Sieger geworden, und wie fast überall in der classischen, von der Wissenschaft eroberten Trümmerwelt ist die Poesie der Ruine gründlich zerstört. Statt der vom Pflanzenwuchs umschlungenen Steinblöcke gestürzter Tempel, deren tragischen Untergang die Natur selbst zu sühnen schien, indem sie diese zerstörte Pracht unter Blumen bestattete, sieht jetzt der zu künstlerischen oder dichterischen Empfindungen geneigte Wanderer mit Unwillen nur kahle, sorgsam gereinigte Architrave, Metopen, Triglyphen, Säulenstücke auf nacktem Erdboden gruppenweise hingelagert, und es fehlen nur die Nummern oder Aufschriften auf den Blöcken, um ihm darzuthun, daß er Gegenstände eines wolgeordneten archäologischen Museums vor sich habe.

Der Gewinn für die Wissenschaft ist bisweilen ein Verlust für die Phantasie; denn Dichtung und Kunst ziehen ihr innerstes Leben aus dem Geheimniß. Die nackte Wirklichkeit schreckt sie als Tyrannei der Thatsache ab, und niemals würde Homer die „Ilias" gedichtet haben, wenn ihm ein Archäolog oder Anthropologe die Mumien des Agamemnon und Achill vorgezeigt und nachgewiesen hätte, daß jeder dieser Heroen zwar über sechs Fuß lang gewesen sei, daß aber ihre Schädelbildung eine sehr kleine Gehirnmasse voraussetze; woraus auch der trojanische Krieg zu erklären sei. Denn bei mehr Gehirn würden jene Könige nicht wegen einer weggelaufenen liederlichen Prinzessin zehn Jahre lang Troja bestürmt haben. So widerspruchsvoll ist unser Verhältniß zu den

Dingen der Welt. Wenn Fiorelli und Schliemann Ursache zum Jubeln haben, trauern vielleicht Geister wie Lord Byron und Claude Lorrain.

Ich bekenne, daß der erste Eindruck beim Wiedersehen Selinunts mich gar nicht erfreute. Diese majestätischen Ruinen, älter und merkwürdiger als jene Baalbek's, erschienen mir jetzt nicht nur ihrer Weihe beraubt, sondern verkleinert und zu Haufen von Schutt eingeschrumpft, den man zusammengekehrt hat. Jedoch nachdem ich mich mit dem Bewußtsein getröstet hatte, diese wunderbare Trümmerwelt noch zu einem großen Teil in ihrem Jahrhunderte alten wilden Naturzustande gekannt zu haben, mußte ich mich zufrieden geben, sie jetzt von den Dienern einer Wissenschaft gezähmt zu sehen, welche uns wenigstens die Entwicklung der Kunst vor Augen führen kann und fähig ist, Gebiete göttlicher Schönheit zu erschließen, wenn ihr ein Winckelmann seinen Geist einflößt.

Ausgrabungen in Ruinen sind zuerst vom Schatzgräber gemacht worden; denn erst auf das Raubsystem derer, die nach kostbaren Metallen und Steinen suchten, was nie ohne ein frevelhaftes Ruiniren der Ruinen vor sich gehen konnte, folgte deren wissenschaftliche Erforschung in der Renaissance. Sie stockte während der geistigen Verwilderung des 17. Jahrhunderts, und nachdem sie im folgenden wieder aufgenommen, im 19. besonders infolge der Befreiung Griechenlands neu belebt worden war, durchlief sie mehrere Phasen des Schwankens und der Willkür in der Behandlung des Ausgegrabenen, bis sie durch die Hülfe der geschichtlichen Kritik ihre heutige Methode gewonnen hat. Der Zweck des Ausgrabens ist

jetzt einfach dieser, verschüttete Monumente der Wissenschaft zugänglich zu machen. Nichts darf daran verändert und aufgemauert werden, es sei denn, wo architectonische Glieder zu ihrer Erhaltung einer Stütze bedürfen. Wenn demnach die Commission der Ausgrabung ihre Aufgabe vollendet hat, beginnt die andere des wissenschaftlichen Forschers.

Es war in Selinunt nicht leicht, so ungeheuere Trümmermassen vom Pflanzenwuchs, vom Schutt und Flugsande in solcher Weise frei zu machen, daß die durcheinandergestürzten Blöcke nicht wiederum in Bewegung kamen. Um dies zu verhüten, hat man beim Graben entstehende Lücken mit stützenden Steinen ausgefüllt, und so sich bemüht, den geschichtlichen Moment des Sturzes gleichsam festzuhalten. Wenn das auch nicht immer geglückt sein kann, so wird doch der Besucher diese Tempeltrümmer wesentlich in denselben Winkeln und Neigungslinien gelagert finden, in welchen sie gefallen sind.

Die östliche Terrasse liegt von der Akropolis so weit entfernt, daß sie als ein eigener heiliger Bezirk der Stadt anzusehen ist, und hier steht die großartigste Trümmergruppe nicht nur Selinunts, sondern des griechischen Altertums. Zu ihren drei Tempeln haben Ausgrabungen nichts Neues hinzugefügt, denn dort sind keine Reste andrer Bauwerke mehr entdeckt worden. Weil alle Tempel Selinunts bis zum Jahre 1865 namenlos geblieben waren, hat man sie auf dem topographischen Plan mit Buchstaben bezeichnet. Der vorderste Tempel (G) ist der größeste von allen; an Raumverhältniß steht er nur dem Zeustempel Agrigent's nach. Leider hat ihn das Erdbeben nicht in einer Rich-

tung umgestürzt, sondern in Entsetzen erregender Wildheit durcheinandergeworfen. Aus diesem Chaos ungeheuerer Architrave und Capitäler und der Säulentrommeln von 4 Meter Durchmesser ragen nur noch eine Ante und eine einzige kopflose Säule turmartig hervor. Da sich nur zwei Säulen dieses Tempels mit Cannelirungen vorgefunden haben, so ist er nicht vollendet worden. Cavallari fand hier im Jahre 1871 eine altdorische Votivinschrift, die zuerst Holm erklärt hat: sie bewies, daß der Tempel dem Apollo geweiht war, und dieser ist demnach der Schutzgott Selinunts gewesen. Hittorf nennt den Tempel das vollendetste religiöse Monument des griechischen Altertums, und Benndorf den Parthenon von Selinunt. Er hatte wie dieser 17 Säulen an den Langseiten, 8 an den Fronten.

Der zweite Trümmerhaufen ist namenlos geblieben; den dritten (E) hat eine 1865 entdeckte Inschrift als Heratempel erkennen lassen. Gerade dieser bietet noch heute ein überraschend malerisches Ruinenbild dar. Denn seine mächtigen Säulen (er hatte deren 38) sind meist nach innen auf die Cellawand gestürzt; die Trommeln der einen liegen noch so in ihrer Reihenfolge da, wie jene der umgestürzten Säule des Olympieion Athens. Drei hohe Säulenstumpfe stehen noch aufrecht. Hier grub Cavallari zwischen 1831 und 1833 die fünf Metopenplatten aus, deren Figuren einen schon entwickeltern Stil zeigen; jene des Zeus und der Hera kommen an classischer Schönheit den Parthenonsculpturen nahe.

Als diese drei Bauwerke altdorischer Kunst hier in einer Linie über dem Meer aufgereiht standen, müssen sie einen feierlichern Anblick gewährt haben als die drei von-

einander weiter abstehenden Tempel Pästums. Der tragische Ernst ihrer einfachen und streng gegliederten Massen wurde durch polychrome Malerei gemildert. Denn nicht nur die Giebelflächen, der Grund der Metopen und die Triglyphen und Gesimse waren in Rot oder Blau, oder Schwarz und Grün gemalt, sondern auch die Capitäler und Hohlstreifen der mit Stuck überzogenen Säulen lebhaft gefärbt.

Wir gingen über den Osthügel fort ans Meer auf der öden, vom wilden Blumenflor und Palmengebüsch bedeckten Fläche. Virgil hat Selinunt palmosa genannt, daher sind diese Küsten schon zu seiner Zeit von derselben Chamoerops humilis bedeckt gewesen. Ich sah sie nirgends in so erstaunlicher Menge. Die stark wurzelnde Zwergpalme breitet kaum einen Fuß hoch über dem Boden ihre schönen starren Fächer aus und überwuchert gleich dem Grase weit und breit das Land. Die Naturforscher werden kaum zu sagen wissen, ob sie hier einheimisch oder von Afrika herübergekommen ist. Ich bilde mir ein, einen warmen Lufthauch von dort her zu empfangen, welcher dies tiefdunkle, weite, leblose Meer leise bewegt. Die Linie, die man von hier nach dem Südwesten zieht, trifft das Cap des Mercur am Golf von Karthago. Selinunt war die am weitesten auf diesem Südrande Siciliens vorgeschobene Griechencolonie, und die Nähe Karthago's brachte ihr Verderben.

Die Küste hier ist eigentlich hafenlos; aus dem Mangel eines großen Seehafens erklärt sich auch die geschichtliche Unwichtigkeit Selinunts. Der mäßige Vorsprung der Akropolis bildet nur einen notdürftigen Ankerplatz für

Handelsschiffe. Wir stiegen über rötliche Dünen an das Meer und fanden in der Ausmündung des fiebervollen Talgrundes Arbeiter beschäftigt, welche aus dem Sande Mauern von gelbem Stein freilegten, und diese hält man für Dämme des Hafens. Doch sind die Ausgrabungen noch nicht weit genug gediehen, um ein richtiges Urteil darüber zu haben.

Die Akropolishöhe tritt sehr nahe ans Meer, und auf ihr stehen am südlichsten Rande einige Häuser, die geräumige, auch zur Aufnahme Studirender eingerichtete Wohnung des Custoden, und ein mittelalterlicher Wartturm, welcher ehemals mehr zum Signalisiren als zum Schutze gegen die Piraten gedient hat. Die ganze Hochfläche erhebt sich nur 30 Meter über das Meer. Sie ist so ausgedehnt, daß sie außer Heiligtümern auch die eigentliche Altstadt umfaßt haben muß. Ihr Grund und Boden gehört jetzt fast ganz dem Staat, und so kann hier die Commission der Altertümer ungehindert schalten. Ihre Ausgrabungen seit 1875 gehören auch, wie zu den schwierigsten, so zu den am besten gelungenen Italiens. Nur ein Teil der Westseite ist noch freizulegen.

Eine antike Straße im Felsboden geht mitten durch die Akropolis, eine andere durchkreuzt dieselbe; so gelangt man von allen Seiten bequem zu den Trümmerhaufen. Da diese Burgterrasse von Natur nicht stark genug war, bedurfte sie fester Mauern, zumal auf der Landseite nach Norden, ihrem schwächsten Punkte. Mauern umziehen auch die ganze Akropolis; sie sind meist aus oblongen Steinblöcken aufgeführt, zeigen aber verschiedene Epochen des Baues. Auf der Westseite sind sie ganz freigelegt,

auf der Ostseite noch größtenteils mit Schutt und Gestrüpp bedeckt.

Im Nordosten liegt das Haupttor, welchem die Richtung jener alten Straße entspricht. Dort grub man eben aus, und es zeigte sich unter dem Eingange noch eine untere Mauer aus Quadersteinen, wie es scheint mit einem Ausfalltor. Ein Bodeneinschnitt unterbricht an dieser Stelle die Akropolisterrasse. Es war hier, wo Cavallari im Jahre 1872 die Fundamente eines eine Curve beschreibenden Baues entdeckte, welchen er trotz seines geringen Umfanges und der vom System des griechischen Theaters abweichenden Anlage für ein solches hielt. So hat er dasselbe auch in seiner topographischen Karte verzeichnet. Allein die neuesten Ausgrabungen widersprechen dieser Ansicht. Das rätselhafte Gebäude erschien uns wie ein zum Schutze des Stadttors bestimmtes Bollwerk, und ihm entspricht seitwärts eine noch auszugrabende Erhöhung, die wahrscheinlich die Reste eines zweiten Flankenturms verbirgt.

Vier Tempel, minder gigantisch als jene des Osthügels, liegen auf der Akropolis in Trümmern. Den kleinsten hielt Hittorf für ein Heroon des Empedokles, welcher sich um die von der Malaria verpestete Stadt durch Trockenlegung der Sümpfe verdient gemacht hatte. Hittorf's Studien über Selinunt sind von dieser Ruine ausgegangen. Die vielen bemalten Baustücke, die er daselbst fand, gaben ihm den Anlaß zu seinem berühmten Werk über die polychrome Architectur der Griechen (Paris 1851). Weiter aufwärts auf dem höchsten Punkt der Akropolis lag ihr größester Tempel, der dem Stil nach

auch der älteste Selinunts überhaupt ist. (Tempel C.) Seine Säulen sind reihenweise nach innen gestürzt und haben die Tempelmauer zerdrückt. Damit sie nicht tiefer fallen, hat man sie durch Steine gestützt, und so liegt ein riesiges Stück des Architravs der Länge nach ausgestreckt.

In diesem großartigen Trümmerhaufen fanden Harris und Angell die berühmten Metopen, welche Perseus und Medusa, Hercules mit den gefangenen Kerkopen und ein Viergespann darstellen: die ältesten Sculpturwerke Siciliens, deren Stil noch weit jenseit der Aegineten zu liegen scheint und die Einflüsse Assyriens erkennen läßt. Alle Metopen Selinunts sind in dem grauen Kalktuff von Menfrici gearbeitet; nur bei einigen die nackten Glieder der Frauengestalten mit weißem Marmor eingesetzt. Was von diesen Sculpturen in drei Tempeln gefunden worden, ist im Nationalmuseum Palermo's aufgestellt, dessen kunstgeschichtlich wichtigsten Schatz sie bilden, wie die Aegineten das kostbarste Kleinod der Glyptothek Münchens sind. Benndorf hat sie illustrirt („Die Metopen von Selinunt", Berlin 1873).

Als dieser kolossale Tempel noch aufrecht stand, legten Christen in seinem Peristyl ihre Kapellen an, und selbst christliche Gräber sind hier entdeckt worden. Man fand im Schutt die bronzene, jetzt im Museum Palermo's aufbewahrte Lampe aus der Zeit der von Afrika geflüchteten Donatisten. Auf Stücken des Architravs sieht man griechische Kreuze eingemeißelt. Eine prähistorische Culturschicht liegt übrigens noch unter der altdorischen auf der Akropolis begraben; dies bewies ein Pfeil aus der Steinzeit, welchen Herr Salinas zufällig vom Boden aufnahm.

Die große Nordterrasse jenseit der Akropolis zeigt keine Spuren von Tempeln oder andern Bauwerken, sodaß hier keine Ausgrabungen gemacht worden sind. An ihrem äußersten Ende entdeckte zuerst Schubring eine antike Nekropole mit ihren in den Kalktuff gehauenen Gräbern, worin sich viele bemalte Vasen aus weißem Thon fanden. Eine zweite Gräberstätte wurde westlich vom Fluß Madiuni aufgefunden.

In welcher Zeit die Tempelkolosse untergegangen sind, hat kein Geschichtschreiber gemeldet. Sie überdauerten das classische Altertum und wol noch manches christliche Jahrhundert. Wenn man vom alten Selinunt, wie dies nachgewiesen ist, leichter bewegliches Material zum Bau von Brücken oder von Campagnahäusern und selbst nach größern Orten verschleppte, von denen Castelvetrano der nächste ist, so konnte man doch nimmer die riesigen Säulen weder fortbringen, noch sie passend verbrauchen. Die Kirchen in Castelvetrano zeigen, so sagte man mir, keine antiken Säulen auf. Erst die furchtbare Naturgewalt eines Erdbebens hat diese Tempel zerstört und die Nachwelt um den Anblick des Großartigsten gebracht, was der dorische Volksgeist zu erschaffen vermochte und was jetzt noch in Trümmern uns mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt. Die Stadt, welche diese kostbaren Prachtmonumente aufrichtete, zählte schwerlich auch nur 20000 freie Bürger. Unsere Hauptstädte zählen Millionen; aber was sind ihre modernen Denkmäler, ihre neuesten Kirchen, Paläste, Opernhäuser, Rathäuser, Museen im Gunde für geputzte, sterbliche und doch anspruchsvolle Dinge gegen diese Tempel Selinunts! Wenigstens will ich hier mit Boito sagen:

„Die einzige classische Kunst ist die der Griechen; sie bleibt immer schön, wie die Verse Homer's."

Nachmittags fuhren wir von Castelvetrano ins Land hinein, um eine kürzlich entdeckte normannische Kirche zu sehen. Da nur Feldwege dorthin führen, mußten wir uns der landesüblichen Carretten bedienen. Dies ist ein Fuhrwerk so primitiv dorisch, daß es nicht weit von den Streitwagen des Hektor und Diomedes entfernt zu sein scheint. Drei Breterwände, gelb angestrichen und je nach dem gewählten Muster mit mythologischen, heiligen, profanen und romantischen Figuren bemalt, bilden das Sitzgehäuse, welches zwischen zwei hohen Rädern feststeht. Die Gemälde sind nicht gerade so schön wie antike Vasenbilder, aber sie haben Inschriften wie sie, und auch der Name des Künstlers oder der Fabrik ist angegeben. Unsere Karren stammten aus Catania. Sie setzten sich kaum in Bewegung, als uns das Staucken und Rütteln jene wehmütigen Laute auspreßte, welche Dante dolenti note nennt. Zwei Culturzustände miteinander zu verbinden, die durch Jahrtausende so weit getrennt sind, wie ein Salonwagen der Eisenbahn und ein sicilianischer Karren auf dem Feldwege, machte mir kein geringes Vergnügen.

Die Kirche Santa Trinità di Delia, das Eigentum des Barons Saporito, wurde in einer Meierei desselben, drei Kilometer von Castelvetrano entfernt, aus einem sie verbergenden Häuserklumpen gleichsam ausgegraben. Als der Architect Patricolo diesen abbrach, kam zu aller Erstaunen ein Juwel der Baukunst ans Licht, eine kleine, vollkommen erhaltene arabisch-byzantinische Kirche des 12. Jahrhunderts. Sie ist ein regelrechtes Viereck aus

Kalksteinquadern mit entsprechenden Façaden und einer Kuppel, welche in dem ganz schmucklosen Innenraume auf vier Säulen aus Cipolin und rotem Granit ruht, und über diesen spannen sich arabische Spitzbogen aus. Der Plan ist genau derselbe der beiden Kirchen San Giovanni degli Eremiti und Martorana in Palermo, und auch der Metropolis in Athen.

Kein anderes Land bietet einen gleich großen Reichtum kunstgeschichtlicher Epochen dar wie Sicilien. Die wechselnde Formenwelt der Griechen, Phönizier, Römer, Byzantiner, Araber, Normannen, Italiener — kann man hier beisammen finden. Eben erst hatten wir dorische Tempel betrachtet, auf denen ein Reflex altägyptischer Kunst liegt, und jetzt zeigte uns eine Kirche den künstlerischen Zusammenhang des byzantinischen Orients und des arabischen Aegypten mit Sicilien. Herr Patricolo hat seiner schönen Entdeckung eine Abhandlung gewidmet im „Archivio Storico Siciliano" (Neue Serie, Jahrg. 5), und in demselben „Archiv" wird der Leser noch andre lehrreiche Schriften dieses Baumeisters finden, auch über die Martorana. In Castelvetrano führt er gegenwärtig ein Theater im dorischen Stil auf.

Unsre architectonischen Studien in der Deliakirche wurden plötzlich sehr angenehm unterbrochen, denn Landleute brachten große Körbe herein, mit duftigen Orangen gefüllt, welche man frisch aus dem Garten geholt hatte. Wir fanden die köstliche Frucht so schmackhaft, daß sie dem Namen des Barons Saporito Ehre machte. Als es nach unsrer Rückkehr Abend wurde, nahmen wir im Hotel Bixio ein treffliches Mal ein, wozu der Prinz

auch einen ehemaligen deutschen Diplomaten eingeladen hatte, welcher vor wenigen Jahren mein zufälliger Schiffsgefährte zwischen Smyrna und Konstantinopel gewesen war, und jetzt plötzlich unter den Ruinen Selinunts mir wieder begegnete. Bei unserm Symposium verschmähten wir alle den feurigen Wein Siciliens und tranken den milden Chianti Toscana's, welcher sich demnach auch auf dieser Insel eingebürgert hat.

Am folgenden Morgen besuchten wir die Steinbrüche Selinunts, die nicht weit von Castelvetrano in der Nähe der Station Campo Bello an der Straße nach Trapani gelegen sind. Diese Latomien kommen denen von Syrakus nicht gleich, sie erschienen mir nur wie ein Spielwerk im Vergleich zu den Felsengallerien bei Heluan am Nil, aus denen die Steinblöcke für die Pyramiden gehauen worden sind; allein nirgend in Italien findet sich noch ein anderes Atelier wie dieses hier, wo die Urstoffe für die Tempel Selinunts in der ersten rohen Arbeit des Bruchs und der Ausmeißelung zu Tage liegen. Eine plötzliche Katastrophe hat, vor mehr als 2000 Jahren, diese Arbeiten für die noch zu vollendenden oder für neu geplante Tempel der Götter abgebrochen, und das Material blieb hier verlassen, wie die Marmorblöcke auf dem Tiberemporium in Rom oder die Säulen von Granit in der ägyptischen Wüstenstadt des Mons Claudianus, welche Schweinfurth besucht hat. Jene Katastrophe aber war die Belagerung und Zerstörung Selinunts durch Hannibal.

Dies kunstliebende Dorervolk wurde von den Säbeln der Afrikaner zusammengehauen oder zu Tausenden in die

Sklaverei fortgeschleppt, und an einem einzigen Tage versank hier eine ganze herrliche Cultur. Ein ähnliches Schicksal haben in spätern Jahrhunderten Mongolen und Türken den blühenden Griechenstädten in Kleinasien bereitet.

Hittorf hat die Steinbrüche zu einem Teil gekannt: vor zwei Jahren fanden Scalea und Patricolo noch andere auf. Die italienische Regierung hat sie angekauft, und der Ingenieur Rau, welcher in Selinunt beschäftigt ist, macht davon einen Plan. Die Brüche liegen in weiter Ausdehnung auf einem öden von Palmengestrüpp bedeckten Felde in größern und kleinern Vertiefungen, wo man senkrecht abgehauene Kalktuffwände sieht, und viele Säulenstücke, erst zur Hälfte aus dem Fels gearbeitet oder schon völlig von ihm abgetrennt, sodaß sie nur noch umzuwerfen sind. An manchen Stellen sieht man sogar nur die ersten Kreislinien vertieft, und so die auszuhauende Säule erst angedeutet. Einige Stücke haben bis 10 Meter Umfang. Man steht auf grauen Säulentambours, worauf Cactus, wilde Feigen und Oleaster emporgewachsen sind. Da die Brüche zehn Kilometer von Selinunt entfernt liegen, muß der Transport so ungeheuerer Blöcke schwierig genug gewesen sein. Auch hier haben wol Tausende von gefangenen Kriegssklaven Frondienste leisten müssen.

Die Bahn geht von Campobello in einer Curve der Küste entlang nach Trapani fort, und deshalb ist die Fahrt auf ihr höchst angenehm. Die Westküsten des Mittelmeeres sind meist zerrissener und daher malerischer als die Ostküsten; nur in Sicilien ist das nicht der Fall;

denn hier senkt sich gerade im Westen eine meilenweite Ebene zur lybischen See hinab, an deren Saum vom Vorgebirge Lilybäum bis zum Drepanum ein Kranz aus dem Meere aufblühender Eilande, die ägadischen Inseln, sich vom Festland abgesondert hat. Diese Niederung mit ihren Gärten, Saatfeldern und Heerden dickwolliger Schafe und roter Rinder scheint unermeßlich reich zu sein. Allein auch hier sind die Ortschaften selten; die Bevölkerung hat sich ans Meer gezogen, wo die Hafenstädte in langen weißen Linien aufgereiht stehen und seit uralten Zeiten den Verkehr der Insel mit Afrika vermitteln.

Wie der Ostrand Siciliens am ionischen Meer die stärkste hellenische Colonisation aufnehmen mußte, ebenso naturgemäß hat der Westrand die nahen Phönizier von Afrika und später die Saracenen an sich gezogen. Hier gründeten die Karthager bis nach Panormus und Soluntum im Norden hin ihre ansehnlichsten Emporien: Lilybäum, Motye, Drepana und Eryx. Hier mußte auch der heftigste Zusammenstoß zwischen Puniern und Römern stattfinden und die Frage entschieden werden, welche dieser Nationen den Welthandel beherrschen sollte. Auch im Mittelalter wiederholten sich dieselben Verhältnisse; denn der semitische Stamm kämpfte nochmals mit Griechen und Lateinern um den Besitz der wichtigsten Insel des Mittelmeeres, welches in alten Zeiten ein phönizischer See gewesen war. Auf eben dieser Westküste landeten im Jahre 827 von Afrika her die Araber bei Mazzara, um sich dann erobernd und colonisirend über das byzantinische Sicilien auszubreiten.

Wegen so vieler geschichtlicher Beziehungen ist die

Fahrt nach Trapani in hohem Maße anregend; allein nur im Fluge betrachtete ich diese schönen Gefilde, ihre sanften Strandlinien und die in smaragdnen Lichteffecten stralenden Meeresweiten. So bin ich Mazzara vorbeigefahren, welches sich mit seinem Hafen, der grauen Burg, den Türmen und Mauern als eine sehr ansehnliche Stadt darstellt. So sah ich nur als flüchtige Erscheinung Marsala, das alte vielumkämpfte Lilybäum, seinen von Schiffen belebten Hafen, die dort den Feuerwein holen, und die im Meeresduft emporragenden ägadischen Inseln. Die kühne, von einem geradezu fabelhaften Glück begünstigte Landung Garibaldi's sollte man dort durch einen kolossalen Löwen aus Stein verewigen, welcher im Begriff ist aus dem Meer aufs Land zu springen.

Trapani zeigt sich mit seinem sichelförmigen Hafen weit in die See hinausgreifend, neben dem Drepanum, der Nordwestspitze Siciliens. Weiße Salinen und Dünen sind an diesem flachen Strande hingebreitet, welchen Virgil freudenlos (illaetabilis) genannt hat. Auch die zahlreichen Windmühlen erwecken die Vorstellung, daß dies Drepanum sehr stürmisch und zumal dem Mistral ausgesetzt ist. Landwärts ragt über einem langen Aquäduct ein hoher Berg, welchen eine graue Stadt krönt: es ist der Eryx, das Ziel unserer Reise.

Jeder weiß aus dem Virgil, daß Drepanum neben Segesta der wichtigste Schauplatz der „Aeneide" ist und zwar wegen des uralten Cultus der Aphrodite, der göttlichen Mutter des trojanischen Heros. Anchises stirbt in Drepanum; Aeneas bestattet ihn und segelt nach Afrika. Der Stammvater Rom's bringt die künftige Gebieterin der Welt

mit Karthago in Verbindung, und die Punier haben die Schmach der verlassenen Dido einst an den Enkeln des Frevlers in furchtbaren Kriegen zu rächen. Von Afrika kehrt Aeneas nach Drepanum zurück, wo er das Andenken seines Vaters mit Leichenspielen ehrt.

Ein Enthusiast des Virgil wird demnach am Fuße des Eryx mit derselben Andacht umherwandern, wie in Ardea, Lavinium und Albalonga. Nun aber ertappte ich mich auf einer ganz ketzerischen Gleichgültigkeit gegenüber diesem merkwürdigen Local, soweit es nämlich virgilisch ist. Und doch habe ich manche ionische Küsten und Eilande und selbst das sagenhafte Cap der Circe mit fast gläubiger Andacht begrüßt, weil auf ihnen der Zauber der homerischen Dichtung liegt. Diese Verschiedenheit der Stimmung ist leicht zu erklären. Das homerische Epos ist alt und urwüchsig; es ist das Zeugniß eines untergegangenen Heroenalters und einer im Dämmer erst beginnender Geschichte emporsteigenden Religion und Cultur. Seine Schauplätze liegen mehr oder minder in einer dem Abendlande entrückten zaubervollen Welt, und sie sind noch heute geheimnißvoll. All dieser Reize entbehrt die Dichtung Virgil's. Sie ist jung und secundär, ein Werk der Schule und Reflexion, oft erkältend als Nachahmung Homer's. Sie ist am hellen Tage des römischen Staates in einer schon philologisch ausgebildeten Literatur entstanden, und so wenig volkstümlich, daß man sie sogar das Product des beginnenden Cäsarentums nennen kann; denn die Spitze der „Aeneide" ist die Verherrlichung der Julier, die vom Aeneas und der Venus abstammen. Freilich hat Virgil die Aeneassage nicht erfunden, welche

griechischen Ursprungs ist. Er hat sie mit genialem Instinct aufgegriffen und künstlerisch gestaltet; er hat Troja mit Rom, die homerische Welt mit der lateinischen verknüpft, ja eine dritte Culturwelt, die semitische Karthago's, in diesen ethnographischen Kreis gezogen, und so das größeste Denkmal der römischen Literatur geschaffen, welches zugleich der Abschluß des antiken Epos überhaupt ist. Also möge mir der Schatten des unsterblichen Dichters meine Ketzerei verzeihen.

Von dem Bahnhofe Trapani's führten uns Wagen ohne Verzug in wenig mehr als zwei Stunden nach dem Eryx hinauf. Der Eryx lehnt sich an keinen Höhenzug an, er steigt allein und inselartig auf, in der schönsten Pyramidalform. Ich halte ihn geradezu für das Ideal eines Berges, für das Meisterwerk der Natur in der Bergbildung. Dort mußte eine hehre Göttin, die schönste des Himmels, ihren Sitz nehmen. Nicht nur die im Zickzack sich an den Felswänden fortwindende Straße, sondern der Eryx selbst erinnerte mich lebhaft an den Monte Gargano, das östliche Cap Apuliens. Auf beiden Berggipfeln liegt hoch über dem Meere eine seltsame Stadt mit einem himmlischen Heiligtum von weitverbreitetem Ruf. Dort pilgerten das Mittelalter hindurch und wallfahrten noch heute die Christen zur Grotte des Erzengels Michael; hier zogen die Gläubigen des Altertums zum Tempel der Venus Urania. Aus Asien stammen beide Culte.

Der Eryx war die westliche Station Europa's für den von dort fortwandernden Dienst der Aphrodite. Hier stand ihr Tempel, gleich berühmt wie der zu Paphos

und Kythera. Nachdem die Karthager die elymeische Stadt Eryx auf der Ostseite des Berges zerstört und ihre Bewohner nach Drepanum verpflanzt hatten, verehrten sie die phönizische Venus oder Astarte, die große Schutzgöttin des Mittelmeeres, in einem Prachttempel auf dem Berge droben, und ihr Cultus wurde dann auch von den Römern fortgesetzt. Die Schiffer von Afrika, von Spanien, Gallien, Italien, Griechenland, alle huldigten ihr, legten Opfer in den Tempel nieder, und feierten Bacchanale mit den Hierodulen. Tausend üppige Tempeldienerinnen machten hier ihrer Gebieterin Ehre.

Jetzt stehen graue Türme des Mittelalters und verwitterte hohe Mauern um den Eingang der sonderbaren Stadt, welche sich über der steilen Kante des Felsenberges mit cyklopisch aussehenden Straßen emporzieht. Sie heißt San Giuliano, und so steckt wenigstens in diesem Namen noch die Erinnerung an das Geschlecht der Julier. Gleich zur Linken liegt der Dom, ein Bau vom Anfange des 14. Jahrhunderts mit crenelirten Zinnen und einem Turm aus schwärzlichem Stein, und mit einer schönen Vorhalle von Spitzbogen. Neun byzantinische Kreuze sind an der Seitenwand der Kathedrale eingemauert, und eine lateinische Inschrift vom Jahre 1685 sagt, daß diese Kreuze vom Kaiser Konstantin in dem „vaterländischen Venustempel" der ehrwürdigen Muttergottes geweiht gewesen und von dort hierher gebracht worden sind. So hat die Jungfrau Maria die Astarte vom Eryx verdrängt und der Cultus dieser sich in den Dienst jener verwandelt. Nach dem Venusideal der Antike hat die Kunst nichts Schöneres geschaffen, als die Madonna der Renaissance; der Eryx

aber würde das herrlichste irdische Piedestal sein für die Assunta Tizian's, die sich zur Glorie des Himmels emporschwingt. Ich sah in jener Kirche ein altes Madonnenbild, und da es die Osterwoche war, hatte man das Grab Christi in einer Kapelle dargestellt und mit reichem Blumenflor geschmückt. So schmückte man im Tempel der Aphrodite einst auch deren altes heiliges Cultusbild, wenn im Lenzmonat April ihre Blumenfeste oder der Tod und die Auferstehung des Adonis gefeiert wurden. Es gibt in Wahrheit nichts Neues in der Welt, denn alles ist schon einmal dagewesen.

Wir gingen links von der Kathedrale fort zu den berühmten Stadtmauern, die sich hier auf der Meeresseite in langen Linien hinziehen und meist noch wol erhalten sind. Obwol sie im Mittelalter erneuert wurden, erkennt man doch streckenweise noch die cyklopischen Reste grauen Altertums an ihren gewaltigen Kalksteinblöcken; noch vierzehn viereckige Türme sind übrig. Herr Salinas welcher bisweilen die Sommerzeit in der frischen Luft San Giuliano's zubringt, hat diese Mauern untersucht und auf ihnen phönizische Schriftzeichen entdeckt. Er machte mich auf sie aufmerksam, doch mein ungeübtes Auge hatte Mühe, sie als solche wahrzunehmen. Von seiner Entdeckung hat er einen lesenswerten Bericht veröffentlicht („Le mura fenicie di Erice, Accad. dei Lincei, Notizie degli scavi", April 1883).

Auf entsetzlichen Pfaden bergauf und bergab sind wir an diesen ehrwürdigen Mauern fortgeschritten, bis wir durch ein Tor wieder die Stadt betraten. Ihre niedrigen Häuser aus grauem Stein mit wenigen Fenstern,

und mit roh aufgemauerten dunkeln Höfen, bieten den Anblick wahrhaft primitiver Zustände dar. Im Grunde wohnen die Menschen hier, wie sie vor Jahrtausenden gewohnt haben. Freilich gibt es auch modern eingerichtete, oft sogar malerische Häuser mit steinernen Freitreppen. Die kleine Eryx-Stadt ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Malerei der seltsamsten Architecturstücke, die man sich vorstellen mag. Sie hat Raum für etwa 4000 Einwohner. Die Männer tragen hier wie auf dem Gargano aus denselben klimatischen Ursachen dunkle Kapuzenmäntel, und die Frauen, welche noch heutigentags, wie in den Zeiten der Aphrodite, mit seltner Schönheit begabt sein sollen, hüllen sich in lange schwarze Schleier. Die Stadt war übrigens auffallend menschenleer. Da immer mehr Einwohner von dem unwirtlichen Berge in die Ebene hinabziehen, ihr Land zu bebauen, so wird mit der Zeit San Guiliano ganz entvölkert sein, wie andre auf hohen Bergen gelegene Ortschaften Siciliens und Italiens, die der Epheu zugedeckt hat.

Wir traten auf einen Felsenvorsprung am östlichen Ende der Stadt, wo durch alte Untermauerungen eine künstliche Fläche hergestellt und vom Municipium des Orts zu einem kleinen öffentlichen Garten mit Ruhesitzen eingerichtet ist. Von hier blickt man auf das tief unten glänzende Meer, und hat rechts vor sich das mächtige in zwei Gruppen gegliederte Castell des Eryx. Hohe steinerne und stumpfe Türme bilden den vordern Teil der Burg; dann setzt sich dieselbe noch auf den äußersten Felsgipfel fort, welchen sie bekrönt. Der Anblick der Turmkolosse, die sich in dieser Höhe vom blauen Himmel

finster abheben, ist ganz unvergleichlich schön. Vom Castell überblickt man ein Meer- und Küstenpanorama, dessen farbenreiche Pracht nicht mit Worten zu sagen ist. Neben jenem von Taormina ist es sicher das großartigste Siciliens.

Die Burg steht auf der Stelle, wo einst der Venustempel lag. Dies Heiligtum war demnach schon in meilenweiter Ferne dem sehnsüchtigen Schiffer sichtbar. Welche Gestalt der Tempel gehabt hat und wann er unterging, melden keine Kunden. Die mittelalterliche Burg hat seine letzten Reste begraben. In dem vordern Teile des Castells hat sich der Marchese Pepoli einige Räume zum Sommeraufenthalt eingerichtet. Seine Familie gehört zu dem bekannten bologneser Geschlecht, von welchem ein Zweig im 16. Jahrhundert nach Trapani übersiedelte. Herr Pepoli führte uns in seine romantische Wohnung, die mit modernem Comfort, mit Gemälden, Antiquitäten und Büchern ausgestattet ist. Sie erschien mir als das interessanteste Heim, welches ein lebensfroher Signor wählen kann, wenn er sich zu zeiten aus der großen Welt in die Einsamkeit zurückziehen will. Auf der geheimnißvollen Stätte des Astartetempels kann er hier, wie Byron's Manfred, diese Göttin und andre Geister versunkener Religionen heraufbeschwören, wenn der Mond die alten Türme, die bleichen Mauern der Phönizier, die wilden Felsenufer und das endlose Meer bescheint. Auf allen meinen Reisen habe ich nichts so schauerlich Phantastisches und zugleich so Bezauberndes gesehen wie den Gipfel des Eryx.

Durch die lange Wanderung in den steinigen Labyrinten erschöpft, beschlossen wir den seltenen Tag mit einem Festmal, welches der Marchese und die erycinische

Municipalität ihren Gästen darboten. Auf der reichbesetzten Tafel erregten meine besondere Aufmerksamkeit zwei Osterlämmer aus Confect, von beträchtlicher Größe, die mit bunten Fähnchen und Goldfäden geschmückt und umsponnen waren. In der Osterzeit sieht man solche zierliche Bildwerke der Marzipanplastik in allen Confiturläden Palermo's massenhaft ausgestellt. Man verschickt sie weit und breit, auch nach dem Festlande. Ich gestehe freilich, daß sie mehr mein Auge als meinen Gaumen reizten; denn innen sind diese Figuren mit Ricotta angefüllt. Aehnliches Backwerk mögen auch die alten Eryciner an ihren Adonisostern genossen haben.

Trapani sah ich nur beim Schein der Gasflammen. Wir durchwanderten den Hafen und mehrere Straßen, so daß ich bedauerte, so viel Merkwürdiges nicht am Tage sehen zu können. Wir besuchten auch eine Kunstindustrieschule und fanden in später Stunde die Ateliers mit emsigen Künstlern gefüllt, welche hier in Marmor und Alabaster, in bunten Muscheln und schwarzen Korallen die traditionelle Kunst eifrig fortsetzen, durch welche Trapani seit der Renaissance berühmt geworden ist.

Am folgenden Morgen traten wir unsre Rückreise nach Palermo an, und so verdanke ich der Liebenswürdigkeit meiner ausgezeichneten Gefährten eine der genußreichsten Fahrten, die ich in diesem schönsten Lande Europa's gemacht habe.

Der Umbau Rom's.

1886.

An

Ludwig Friedländer.

Eines Tages hatte ich Verlangen, ein Buch in guter spanischer Sprache zu lesen, und Schack gab mir aus seiner Bibliothek die Novelle „Una en otra" von Fernan Caballero. Ich fand darin diese Klage über die Modernisirung der schönen Stadt Sevilla: „Die Localfarbe und die Nationalphysiognomie schwinden dahin, dank diesem modernen Prokrustes, welchen man Civilisation nennt. Aber solche Ansicht darf man nicht laut werden lassen, ohne daß sie sofort von der Stimme der Allgemeinheit erstickt wird, die einzig vom modernen Princip der materiellen Wolfahrt durchdrungen und beherrscht ist." [1] Dies überraschte mich; es stimmte zu sehr zu

[1] El color local, la fisionomia nacional va desapareciendo, gracias á ese moderno Procusto que llaman civilisation. Mas esta opinion no puede darse á luz sin ser sofocada desde luego, ante la de la generalidad imbuida del principio moderno del bienestar material que todo lo rige.

meinem eigenen Kummer über das Schwinden der Localfarbe und Physiognomie Rom's.

Es ist wahr: alle alten Culturstädte der Welt hat die umwandelnde Zeit ergriffen. In Kairo am Nil, und sogar in Damascus, welches doch als die Stadt vom eigenartigsten Gepräge des arabischen Orients gilt, habe ich neue, ganz europäisch aussehende Straßen vorgefunden und erbauen gesehen. Ist es daher nicht überflüssig, um alte Scherben zu klagen, die dem neuen Geschlecht der Utilitarier im Wege sind? Es wird überflüssig und vielleicht auch töricht, aber sicher wird es menschlich sein, und jenes alte Rom, wie auch Sie, lieber Freund, dasselbe noch im Jahre 1853 zum ersten Mal gesehen haben, ist wol einer Monodie, eines klagenden Nachrufs wert gewesen.

Ich habe hier ein paar Blätter gesammelt, die durch den Umbau der ewigen Stadt veranlaßt worden sind. Der Wind hätte sie immerhin hinwegwehen dürfen; allein es liegt mir heute etwas daran, sie Freunden und Gegnern wenn auch als flüchtige Beiträge zu einem merkwürdigen Prozeß in die Hand zu geben. Man wird daraus erkennen, daß meine Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Erneuerung der Stadt immer dieselbe geblieben, daß aber meine Erregung bei ihrem zu gewaltsamen Fortschreiten mit jedem Jahr gewachsen ist. Nur hat man mit Unrecht mir zugemutet, die Römer der Zerstörung classischer Denkmäler geziehen zu haben.

Die Reste der Villa Sallust's sind freilich für immer verschwunden; aber auch die spätesten Enkel, die ein anderes Rom vor sich sehen werden, als wir, auch diese

werden das Colosseum, die Trümmer der Kaiserpaläste auf dem Palatin, die Triumphbogen, die Tempelruinen, die Wasserleitungen, wenn auch in einer neuen localen Umgebung bewundern können. Sie werden dann nicht mehr vermissen, was wir schon heute vergebens suchen, manches altertümliche Bauwerk aus späteren Epochen, von der zerstörten Fontäne der Ripetta bis zum Kloster Aracöli, von der Tiberinsel bis zu Trastevere und den Villen des Pincio und Esquilin.

Indem ich Ihnen, lieber Freund, diese Blätter nach Königsberg zuschicke, von wo ich einst nach Rom ausgezogen war, überrascht mich die Vorstellung, wie lebhaft doch das wissenschaftliche Verhältniß unserer heimatlichen Stadt zu dem fernen Rom geworden ist. Denn gerade aus ihr sind in neuerer Zeit Werke von anerkannter Bedeutung über die Geschichte und Cultur Rom's hervorgegangen: jene historischen Drumann's, die archäologischen des zu früh verstorbenen Heinrich Jordan, und Ihre eigenen weitverbreiteten „Darstellungen aus der Sittengeschichte Rom's", deren zweiter Band das mir besonders wertvolle Denkmal Ihrer freundschaftlichen Gesinnung für mich ist. Daß ich dessen dankbar eingedenk bin, mögen Ihnen auch diese Zeilen von neuem bestätigen.

München, 7. November 1887.

I.

Der Umbau Rom's.

Ein angesehener Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung" hat sich bei seiner Besprechung des neuen vom Buchhändler Joseph Spithöver in Rom herausgegebenen Stadtplans auf die von mir ausgesprochene Hoffnung bezogen, daß man beim Umbau Rom's die Wünsche der ganzen gebildeten Welt berücksichtigen und nicht ohne äußerste Not das Alte zerstören möge.[1]

Er hat dann hinzugefügt: „Aber er (nämlich der jene Hoffnung aussprach) hat zugleich zugestanden: von dem alten uns teuer gewordenen historischen Angesicht Rom's haben wir seit dem Jahre 1871 für immer Abschied nehmen müssen. Wenn dies die Empfindung derer ist, die dem Ergebniß des 20. September, dem Sturze der weltlichen Macht des Papsttums, entgegengejubelt haben und ihm nachzujubeln nicht müde werden, so kann man ihnen freilich nur sagen, daß sie es so gewollt haben."

---

[1] Dieser hochverdiente Forscher auf dem Gebiete italienischer Geschichte und Cultur war Alfred von Reumont, dessen Tod wir vor kurzem zu beklagen hatten.

Diese Bemerkung ist es, was diese Zeilen veranlaßt hat.

Im Anfange seiner Anzeige des neuen Stadtplans sagt der Schreiber derselben selbst, daß die Veränderung des Antlitzes der Stadt Rom „schon vor der gegenwärtigen großen Umwandlung begonnen habe". Er führt die Region an, wo vor dem Jahre 1871, in Folge der Anlegung der Eisenbahn und ihres Centralhofs neben den Thermen Diocletian's, uralte, dem Römer wie dem Fremden liebgewordene Locale „modernen Bedürfnissen hatten Platz machen müssen".

Er weiß demnach sehr wol, daß der Umbau Rom's nicht urplötzlich aus der Gewaltthat der Italiener seinen Ursprung genommen hat, welche das weltliche Papsttum enttronten, noch daß der Wille derjenigen damit in Verbindung steht, die diesem Sturz entgegengejubelt haben, oder (lassen wir den Jubel beiseite) die als Menschen der Gegenwart mit freudiger Genugthuung anerkennen, daß der Untergang der mit der Verfassung und den Aufgaben der heutigen Welt nicht mehr vereinbaren Priesterregierung in Rom eine geschichtliche Notwendigkeit und segensreiche Thatsache gewesen ist.

Wenn ich nun das Ende des Jahres 1870 oder den Beginn des folgenden als den Zeitpunkt bezeichnet habe, von welchem eine neue große Metamorphose auch der äußern Stadt Rom zu rechnen ist, so that ich das in Bezug auf den völligen Abschluß einer geschichtlichen Epoche, mit welchem zugleich der Umbau der Stadt unter einer neuen Regierung mit neuer Energie betrieben werden mußte.

Das Bedürfniß dieser Verbesserungen, welches sich

bereits vor 1871 fühlbar machte, würde noch stärker zur Geltung gekommen sein, wenn die städtische Bürgerschaft bemittelter gewesen wäre, und endlich die päpstliche Regierung selbst über reichere Finanzquellen hätte gebieten können, oder von der Furcht vor Neuerungen minder wäre geängstigt worden.

Die Macht des Bedürfnisses ist jedoch in unserer Zeit so groß, daß sie selbst dem Regiment von Priestern, welches naturgemäß die conservativste aller Regierungen sein mußte, viele Zugeständnisse abzwang. Gregor XVI. hatte die größeste Erfindung des menschlichen Geistes in neuer Zeit, die Eisenbahn, als ein Werk des Teufels verwünscht, aber sein Nachfolger Pius IX. war genötigt worden, sie und die Telegraphen im Kirchenstaat einzuführen — und das kann ihm nur zum Ruhm gereichen.

Der mönchische Gregor ahnte freilich die unabsehbare revolutionäre Gewalt, die in der Eisenbahn wirksam ist. Denn diese ist es wesentlich, die das Antlitz der politischen und socialen, selbst der geographischen Welt verändert hat und fortdauernd verändern wird. Sie macht, mit dem Telegraphen vereinigt, die Räume zusammenschrumpfen. Königreiche, welche noch zur Zeit des Eroberers Napoleon I. groß erschienen und es waren, zog sie zu kleinen Provinzen zusammen, die in wenigen Stunden durcheilbar sind. Sie erst fügte die durch die dynastische Politik unnatürlich getrennten Glieder von Völkern wieder zusammen. Sie half Deutschland und Italien einigen, und sie wird die Hauptarbeit an dem großen Werke geleistet haben, wenn früher oder später Europa ein System von Vereinigten Staaten geworden ist.

Die Eisenbahn aber war die unwiderstehliche Macht, welche schon unter Pius IX. Rom zu verändern begonnen hat.

Da nun der Verfasser jener Anzeige die Geschichte der Stadt während des ungewöhnlich langen Pontificats dieses Papstes sehr genau kennt, so darf ich ihn nicht daran erinnern, wie viele Veränderungen überhaupt Rom schon vom Jahre 1846 bis 1871 erlebt hatte. Ich darf ihm nicht bemerken, daß während dieser Zeit der größeste Teil der altertümlichen Basiliken einen Umbau erfahren und oft durch ungeschickte Behandlung im Innern, namentlich durch grelle Ausmalung, eine häßliche Verwandlung erlitten hat.

Ich darf ihm nicht mitteilen, daß man eine berühmte Kirche, Sant Angelo in Pescheria, ganz abgebrochen und dann von Grund aus neu aufgebaut hat; daß sogar die Spolia Christi genannte Kirche am Platze Carleone, aus Bedürfniß der Straßenerweiterung, für immer abgetragen worden ist. Da diese Zerstörung durch päpstliches Edict geschah, so wird man heute das Municipium Rom's nicht gerade der Tempelschändung zeihen dürfen, weil es aus demselben Bedürfniß die Kirche der Bretonen, Sant Ivo an der Scrofa, niederreißen ließ.

Jedermann weiß, wie der vaticanische Borgo, wie Teile Trastevere's, selbst des Marsfeldes, selbst die Piazza Navona, der Pincio, einige Gegenden der Monti, der Tiberufer u. s. w. schon unter der Regierung Pius' IX. ihr Aussehen so sehr verändert haben, daß ein Besucher Rom's noch aus der Zeit Gregor's XVI. Mühe gehabt hätte, manche Locale wiederzuerkennen.

Was ferner das prätorianische Lager und den Bezirk zwischen Viminal, Esquilin und Quirinal betrifft, welcher heute die gewaltsamste Verwandlung erleidet, so weiß ein jeder, daß die italienische Regierung in Rom den kühnen Plan, dort ein neues Viertel aufzubauen, aus den Händen des bekannten Monsignor de Merode, eines hohen Würdenträgers der päpstlichen Curie, geerbt oder übernommen hat. Von diesem ehemaligen Kriegsminister Pius' IX. rührt der Keim her, aus welchem sich die jetzige Via Nazionale entwickelt.

Kurz und gut, der Umbau des veralteten und vernachlässigten Rom war eine Forderung, die das Leben der Stadt selber machte, so gut wie es die Einführung der Eisenbahn und jene der Gasbeleuchtung gewesen ist. Diese aber hat die sehr träumerische und mystische, jedoch etwas schauerliche und nicht ausreichende Beleuchtung ersetzt, welche Rom ehemals nur von den Lampen empfing, die vor den christlichen Laren, den Bildern der Madonna an den Straßenecken brannten.

Die Dinge alle unter dem Monde müssen sich wandeln, das ist das unvermeidliche Gesetz des Lebens, und die Geschichte der Welt. Keine irgend namhafte Stadt, sei es Paris, London, Berlin oder Mailand und Florenz, sieht heute noch aus wie sie vor fünfzig oder nur vor dreißig Jahren ausgesehen hat. Denn der Puls des Völkerlebens überhaupt ist beschleunigt und die umwandelnde Arbeit des Bürgertums in den Städten vertausendfacht.

Wie wir nun heute von dem uns gewohnt und teuer gewordenen historischen Angesicht Rom's Abschied nehmen müssen, so thaten dasselbe sicherlich mit ähnlichem Gefühle

die vor uns lebten, und zwar so oft diese ehrwürdigste aller Menschenstädte in eine neue Epoche ihrer Verwandlung trat. Wie viele Umgestaltungen hat nicht die ewige Stadt unter den Kaisern seit Cäsar und Augustus, und wie viele unter den Päpsten erlebt.

Von den ältern Transformationen in den carolinischen und nachfolgenden Zeiten zu schweigen, so erinnere man sich nur an die weitgreifende Umwandlung der Stadt während des 15. und 16. Jahrhunderts, unter so baulustigen Päpsten, wie Nicolaus V., Sixtus IV., Julius II. und gar Sixtus V.! In den wenigen Jahren ihrer flüchtigen Regierung haben diese Priesterkönige, unterstützt durch die Mittel der vom Vatican her gebrandschatzten Christenheit, Rom mit einer so imperatorischen Kühnheit angegriffen, so rücksichtslos umgestaltet, daß alles, was das neue nur auf die Finanzen der Stadt und Italiens angewiesene Regiment seit 1871 hier ausgeführt hat, dagegen gering erscheint.

Ich darf auch den Verfasser jener Besprechung nicht an den schonungslosen Vandalismus erinnern, mit welchem gerade die Päpste der Renaissance die Stadt, welche sie zu ihrem bleibenden Ruhme verschönerten und teilweise umbauten, behandelt haben; denn er selbst hat genug Gelegenheit gehabt, die von ihnen an den Altertümern begangenen Frevel zu verzeichnen und zu beklagen.

Wenn er heute wieder nach Rom käme, würde es mir ein Vergnügen sein mit ihm, dem gelehrten und verdienten Manne, die erlauchte Stadt zu durchwandern, deren Geschichte wir beide so viele Jahre der Studien gewidmet haben; ich würde dann meine oft wiederholten Klagen

mit den seinigen vereinigen, wenn wir nämlich dort, wo jetzt am meisten gebaut wird, statt jener classischen Idyllen im größesten historischen Stil, statt jener erhabenen Wildnisse voll weihevoller Stille und feierlicher Majestät, nichts anders mehr vor uns finden als auseinandergezerrte Weinberge, abgegrabene Flächen, ganz isolirte, wie in einer fremden Welt dastehende Ruinen, oder gar neue Häuserreihen im langweiligen Casernenstil oder dichte Staubwolken, die das Ameisengewühl des Neubaues aufwirbelt, so daß jenes Rom dort wie ein von Motten zerfressener Prachtteppich erscheint, welcher ausgestaubt wird und darüber in Fetzen zerfällt.

Aber auf solchem schwermütigen Gange (und die Empfindung, die er erweckt, ist die umgekehrte jener Petrarca's auf den Ruinen Rom's) würde ich meinen Gefährten zu dem Geständnisse bringen, daß das römische Municipium und die nationale Regierung beim Umbau bisher mit möglichster Schonung und Achtung vor der Geschichte der Stadt verfahren sind.

Sie haben in Wahrheit niemals den Gedanken gehabt, antike Ruinen, noch dauernde Monumente der großen Römerzeit mutwillig abzubrechen, wie das einst Sixtus IV., Sixtus V., der Zerstörer des Septizonium, Paul V., der Zerstörer des zu seiner Zeit noch in herrlichen Resten erhaltenen Tempels der Minerva, Urban VIII. und andre Päpste gethan haben. Die italienische Regierung hat es geduldet, daß die Capellen der Stationen und das große Kreuz in der Arena des Colosseum entfernt wurden, aber würde sie wol jemals auf den Einfall kommen, das berühmte Amphitheater so barbarisch zu mißhandeln,

ja mit Vernichtung zu bedrohen, wie es Sixtus V. gethan hat?

Genug! Die menschliche Klage um das unvermeidliche Schwinden vieler Charakterzüge in dem ehrwürdigen Angesichte der Stadt, die sich erneuern muß, steht uns frei — aber sie sei ehrlich und gerecht.

In den lebhaften Wunsch, daß nicht ohne die äußerste Not das Alte dort zerstört werde, stimmt ja jeder ein, der irgend einmal die ewige Roma zu seinem Pilgerziel gemacht und dort vom Wasser Trevi getrunken hat. Und diesem Wunsche werden die Römer zu entsprechen wissen.

(„Allgemeine Zeitung" vom 8. September 1876.)

II.

Neue Schicksale alter Ruinen.

Es hat einer langen Zeit bedurft, bis der gebildete Mensch erkannte, daß eine Ruine noch mehr Wert haben kann, als den materiellen ihrer Bausteine, und einer noch längeren, bis er empfand, daß sie als solche auch etwas Schönes sei. Jene Entdeckung machte die wissenschaftliche Renaissance, diese die gefühlvolle Romantik.

Im Altertum wußte man nichts von elegischer Ruinenbetrachtung. Der große Reisende Strabo hat niemals beim Anblick einer mondbeglänzten Tempelruine die weltschmerzliche Wehmut eines Byron oder Shelley empfunden, und nie hat sich Pausanias auf eine umgestürzte Säule niedergelassen, wie Volney, um vor Trümmern in

Träumerei zu versinken und über die Schicksale der Völker nachzudenken. Die Alten reisten nach Aegypten, den zersprungenen Koloß des Memnon klingen zu hören, doch die mächtige Schicksalssprache, welche aus großen Ruinen redet, haben sie nicht wie wir zu vernehmen vermocht. Denn wir haben vor uns nicht nur die Ruinen Aegypten's, Ninive's und Babylon's, sondern auch die von Hellas und Rom.

Der französische Forscher, welcher das Aufgangstor zur Akropolis Athen's entdeckte, schrieb im Jahre 1853 diese Worte nieder: „Il y a dans les grandes ruines, comme dans les grandes infortunes une poésie et majesté, qui ne veut pas être touchée."

Solche Empfindungen sind selbst im christlichen Mittelalter vor Petrarca und Poggio kaum bekannt gewesen. Denn erst die Renaissance entdeckte die Schönheit, die Majestät und Herrlichkeit des Altertums wieder, und sie flößte den Menschen Ehrfurcht vor den in den barbarischen Jahrhunderten mishandelten Ruinen ein. Sie stellte diese in den Schutz der Wissenschaft, dann stellte sie die Romantik auch in den Schutz der Poesie.

Als die Landschaftsmalerei im 17. Jahrhundert selbständig wurde, nahm sie die Ruine in die Kunst auf. Rococomaler gebrauchten sie erst als Schönheitspflaster im Antlitz der Natur, und die Mode der Sentimentalität verliebte sich so sehr in sie, daß man in Parks künstliche Ruinen aufbaute. Wir lachen heute, wenn wir sogar in römischen Villen, wie der Fürsten Borghese, Torlonia, Doria, Albani solche Zierruinen sehen, aber im 18. und noch im Anfange des 19. Jahrhunderts fand man diese

Spielerei sehr schön und es durchaus nicht lächerlich, daß man Eulen nach Athen, Vasen nach Rhodus und Ruinen nach Rom trug.

Die wissenschaftliche Renaissance nahm vor allem die große Trümmerwelt, die mit Stein geschriebene Geschichte in Schutz, aber sie hatte es nicht leicht, die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die Ueberreste von Bauwerken des Altertums ebenso kostbare Zeugnisse des classischen Geistes seien, als die Handschriften griechischer und lateinischer Autoren. Denn die Römer hatten sich daran gewöhnt, die Ruinen ihrer Stadt als Steinbrüche auszubeuten. Sie selbst waren es, die im 14. Jahrhundert das damals nur erst wenig beschädigte kolossale Grabmal des Kaisers Hadrian bis auf seinen Sockel zerstörten. Ganz rücksichtslos verfuhren die Päpste mit den alten Ueberlieferungen. Selbst noch Urban VIII. mißhandelte das Pantheon. Pasquino bestrafte ihn durch ein unsterbliches Epigramm, und ein ähnlicher Vandalismus hat sich nicht mehr wiederholt. Die Päpste des 18. Jahrhunderts stützten sorgsam die wankenden Ringmauern des Colosseums, statt wie ihre Vorgänger seine Quadersteine auszubrechen zum Bau von Nepotenpalästen.

Man begann seit der Renaissance das Mittelalter zu verachten und die Verwandlung, welche die von ihm benutzten Ruinen erfahren hatten, als barbarischen Misbrauch anzusehen. Das Mittelalter aber verfuhr mit den antiken Bauwerken oft schonender als die Renaissance, denn es benutzte dieselben für die Zwecke der fortlebenden Welt. Einige Tempel waren glücklicherweise zu Kirchen umgeschaffen worden. In zahllosen Monumenten hatten Menschen

ihre seltsamen Wohnungen eingerichtet. Die Abte und die Barone hatten in Theatern und Thermen ihre Klöster oder Burgpaläste aufgebaut. Triumphbogen der Kaiser dienten zu Eingangspforten jener oder waren zu Türmen erhöht worden. Noch heute dauert als das merkwürdigste Denkmal solcher Art der große Palast Orsini im Marcellus-Theater fort.

Als sodann die Macht des Adels und auch des Volkes verfiel, konnte man jene Türme der Feudalzeit wieder abbrechen und die berühmtesten Ruinen von den Zuthaten des Mittelalters befreien. Auf dem verschütteten Forum entfernte man Türme und Häuserreihen schon zur Zeit Carl's V. Man befreite allmälig das Colosseum und das Pantheon, von dessen Dach sogar erst im Jahre 1884 die beiden übrigens nicht unschönen Glockentürme abgebrochen worden sind.

Der Prozeß der Reinigung aller großen Ruinen Rom's vom Mittelalter ist heute fast zu Ende geführt, und dadurch auch der geschichtliche Charakter der Stadt nicht wenig verändert worden, denn gerade die lebensvolle Verbindung der Antike mit dem Mittelalter hatte Rom sein einziges, unvergleichliches Gepräge verliehen. Die großen Ruinen sind jetzt vom Zusammenhange mit der Geschichte der christlichen Jahrhunderte losgelöst, dem Altertum ganz zurückgegeben und zu bloßen Gegenständen der antiquarischen Wissenschaft gemacht. Sie sind zugleich des Schmuckes beraubt worden, in welchen sie die verschönernde Natur des Südens gekleidet hatte.

Alle diese majestätischen Trümmer der Vergangenheit waren seit mehr als einem Jahrtausend gleich hängenden

Gärten der Semiramis. Nur aus Blumen, die auf dem Triumphbogen Constantin's wuchsen, hatte einst der geniale Tribun Cola di Rienzo die Kränze flechten lassen, mit denen er sich feierlich krönen ließ. Das Colosseum war wie ein natürlicher Berg mit Sträuchern und Pflanzen bedeckt. Noch im Jahre 1855 konnte der Engländer Richard Deakin ein Buch schreiben „The Flora of the Colosseum", und darin mehr als 400 Pflanzenspecies aufzählen. Es war ein entzückender Anblick, diese gewaltigen Mauern bis zu ihren Zinnen empor, und diese riesigen Terrassen zerfallener Sitzreihen mit goldigem Ginster, mit purpurnem Löwenmaul, mit Digitalen, Kapern, Jasmin und Goldlack überhängt zu sehen.

Die Wissenschaft hatte Jahrhunderte hindurch die ganze Ruinenwelt ohne Eifersucht der Göttin Flora überlassen, und sich nicht vor dem Gedanken erschreckt, daß gerade diese Flora die Feindin derselben Ruinen sei, welche sie so prachtvoll verzierte. Zwar gab es schon früher Gesetze der päpstlichen Regierung, welche die Reinigung der Monumente vom Pflanzenwuchs geboten, aber die dafür ausgesetzten Gelder wurden zu andern Zwecken verausgabt.

Erst im Jahre 1871 nahm man es ernst; man erließ ein strenges Edict de Flora in ruinis funditus delenda. Wie zur Zeit des Kaisers Theodosius fanatische Christen zur Zerstörung der Tempel auszogen, so sah man jetzt Schaaren von Menschen, mit Sicheln, Aexten, Messern und Brecheisen bewaffnet, auf die Ruinen klettern, glücklicherweise nicht sie, sondern nur ihren Pflanzenschmuck zu zerstören.

Es ist wahr, daß Lentiscus und Arbutus tiefe Wur-

zeln treiben, und daß sich der gierige Epheu in das Steingefüge einbohrt und dieses bisweilen zersprengt. Indeß oft mag er dasselbe vielleicht zusammenhalten, wie in der heidelberger Schloßruine. Wenn nun dieser übermütige Liebling des Bacchus, und wenn besonders der stark wurzelnde Feigenbaum den Ruinen wirklich gefährlich ist, so hätte man doch die leichtfüßige Federnelke, den Fingerhut, die zarte Malve und den Goldlack immerhin verschonen können; aber all dies heitere Volk der Flora hat dem Princip der Erhaltung der Altertümer zum Opfer fallen müssen. Der Epheu hat es in seinen Sturz mit hineingezogen.

Nachdem das Colosseum abrasiert war, wie die Römer spotteten, stand es als ein nacktes, frostiges profanes Mauergerippe da, ganz fremdartig und gespensterhaft anzusehen. Heute wagt sich dort wieder ein schüchterner Nachwuchs hervor, das Enkelgeschlecht der dort im Jahre 1871 Gefallenen, oder fremde Eindringlinge. Denn die Vögel und die Winde spotten der Intendantur der Altertümer, sie tragen nach alter löblicher Gewohnheit Blumensamen auf die melancholischen Mauern, um diese geheimnißvoll zu verschleiern. Die Polizei der Ruinen drückt vielleicht diesmal ein Auge zu, und die verbannte Göttin Flora kann wieder manche bunte Fahne auf das Amphitheater und die Kaiserpaläste aufpflanzen. Doch es gibt einen furchtbareren Feind, welcher die Ruinenpoesie gründlicher zerstört, und dieser Feind ist der Maulwurf der Archäologie.

Der topographische Ausgräber wühlt den Boden tief und ringsumher auf, und er entstellt durch angehäufte

Schuttmassen das geschichtliche Ruinenbild. Die gelben, häßlichen Schutthaufen Mykenä's erblickt man schon in Meilenferne, wenn man über die öden Fluren von Argos reitet, und jene von Hissarlik-Troja zeigen sich dem Schiffer weit auf dem Hellespont.

Seit Napoleon III. die Farnesischen Gärten erstand und dort graben ließ, und dann seit Rom die Hauptstadt Italiens wurde, hat man hier die Ausgrabungen in großem Umfange und mit rühmlichem Eifer fortgesetzt. Sie haben viele Altertümer an den Tag gefördert und die Topographie Rom's aufgeklärt und erweitert, aber das Ruinengemälde der Stadt vielfach verändert und teilweise zerstört.

Die Kaiserpaläste sind heute kahle Trümmermassen, die hie und da mit Aufschriftstafeln bezeichnet, wie auf einem riesigen Präsentirteller nackt dastehen. Die Farnesische Gartenmauer mit dem schönen Portal Vignola's ist eingerissen und die Grenze zwischen Palatin und Forum ganz aufgehoben. Ueberall starren öde, geistlose, namenlose, unförmliche Ruinen empor.

Das Forum ist zu einem Schacht geworden, in welchen man hinabsteigt, um dann in einem Labyrint von vielem kleinlichen Gemäuer, den Gerippen des Altertums, umherzuwandern. Für die Zwecke der Wissenschaft reicht aber die bisherige Ausgrabung nicht aus. Man müßte noch ganze Häuserreihen von den Langseiten abtragen, um weiter zu graben, und die Kirchen San Adriano und Santa Martina hindern für immer die Bloßlegung der alten Curie und des Comitiums.

Die Wissenschaft hat ihr gebietendes Recht. Jeder Gebildete wird ihr willig Opfer bringen, aber jedermann

wird sagen, daß dies zur Hälfte ausgegrabene Skelett des Forum sehr häßlich aussieht. Es ist übrigens schon früher zweimal ausgegraben und dann wieder zugeschüttet worden. Wenn nun die antiquarische Forschung ihre Gewinnste aus den dortigen Ausgrabungen gezogen hat, so dürfte doch wol eine spätere Zeit die Grube wieder zuschütten, und das Gleiche wird hoffentlich mit der seit einigen Jahren ganz nutzlos bloßgelegten Arena des Colosseum geschehen.

Die letzte umwandelnde Wirkung auf die bisherige Ruinenwelt Rom's geht vom gegenwärtigen Umbau der Stadt aus. Denn dieser zerstört für immer den geschichtlichen Rahmen vieler alten Monumente. Sie erhalten eine ganz neue Umgebung, zu deren modernem Charakter sie selbst in den grellsten Widerspruch kommen. In ehemaligen stillen Weingärten und Einöden entstehen jetzt lärmende Straßenviertel. Hügel werden geebnet und Täler ausgefüllt. In einem grünen Tale lagen bisher die Trümmer der Villa des Sallust; heute ist diese Tiefe zugeschüttet und zum Bauplatz geworden. Aus Vignen ragte die schöne Ruine der Minerva Medica einsam hervor; heute steht sie in einem beginnenden Straßenquadrat. Das malerische Wassercastell der Aqua Julia (die Trofei di Mario genannt) liegt jetzt an der Ecke des neuen Platzes Vittorio Emanuele. Mitten in der Via Nazionale ist ein Rest vom altersgrauen Wall des Servius Tullius zu stehen gekommen, zierlich als wäre er eine Nippsache, mit Gewächsen und einem Gitter eingefaßt.

Die großartige Wildniß am Colosseum weicht einem Straßenviertel. Das einst zauberisch stille Feld am Monte

Testaccio und der Pyramide des Cajus Cestius bedeckt sich mit Häuserreihen. Die Gärten und Weinberge zwischen der Engelsburg und dem Tiber sind alle verschwunden und zu staubigen Bauplätzen umgewandelt. Der Ponte Rotto wird abgetragen, jede andere alte Brücke soll erneuert werden. Selbst das ehrwürdige Capitol wird durch die Aufstellung des Monuments für Victor Emanuel eine ganz moderne Umwandlung erleiden.

So sprengt überall das wachsende Leben die zu eng gewordenen Schranken der Stadt, und das alte schöne Rom geht unter. Das Wort des Dichters aber gilt nicht mehr, denn neues Leben wird niemals mehr aus diesen römischen Ruinen erblühen. Sie sind fortan der ewigen Erstarrung geweiht, nur um sie her wird alles lebendig und neu. Ein zweiter Poggio könnte jetzt ein neues Buch de varietate Fortunae urbis schreiben. Denn Fortuna dreht heute mächtig ihr Rad um, und die Göttin der Metamorphose lächelt zu dieser jähen Verwandlung: volge la sua spera e beata si gode, wie Dante gesagt hat.

(„Münchner Bunte Mappe", 1885.)

III.

An den Redacteur des Journals „Cronaca Romana" in Rom.

Sie hatten die Güte, für Ihr neues Journal ein paar Zeilen von mir zu verlangen, und ich entspreche gern Ihrer liebenswürdigen Aufforderung, indem ich Ihnen zu dem wichtigen Unternehmen das beste Glück wünsche.

Der Name Ihrer Zeitschrift ist mir sehr familiär und sympathisch, denn er erweckt in mir Erinnerungen an die langen Studien, die ich dem römischen Mittelalter gewidmet habe.

Ich kam zum ersten Mal nach Rom am 2. October 1852, ohne einen andern Zweck als den des Besuchers, und dann widerfuhr mir, was vor mir Agincourt und so vielen andern widerfahren war, welche die ewige Stadt mit magnetischer Gewalt an sich zog.

Sie trug damals noch zu einem großen Teile jenes einzige, bezaubernde Gepräge, welches aus der Jahrhunderte langen Verbindung zweier Culturen, der antiken und der christlichen, erwachsen war. Ich erinnere mich, um von anderm zu schweigen, des Erstaunens, welches ich empfand, als ich zum ersten Mal das Gemälde der Stadt betrachtete, wie es sich meinen Blicken von der cestischen Inselbrücke aus darstellte.

Wenn ich nun etwa dreißig Jahre später nach Rom gekommen wäre, so hätte ich schwerlich dort die monumentalen Inspirationen empfangen können, welche für mich nötig waren, um die Idee der Geschichte der Stadt im Mittelalter zu fassen.

Wenn ich mich heute wieder auf jene Brücke stelle und das Stadtgemälde, wie vor Zeiten, betrachte, so sehe ich seine einstmals so wunderbaren und mir so teuren Linien entweder ganz verändert oder schon völlig verwischt. Ich habe so viele Denkmäler des Mittelalters abbrechen sehen, daß ich kein Ende finden würde, sie der Reihe nach aufzuzählen. Ich bewahre seit etwa vier Jahren als einzigen Ueberrest eines alten bekannten Palastes, welcher am

Tiberufer stand, einen Marmorstein mit der Inschrift: Domus Libera D. Catharinae De Spoturnis. Die römischen Behörden schenkten ihn mir zur Erinnerung, und jetzt befindet er sich in meinem Hause zu München und ich hüte ihn wie einen Schatz. Der Stein redet zu mir. Wenn er mir das unvergleichliche Bild Rom's aus frühern Tagen vor die Seele zurückruft, so stellt er mir zugleich den beklagenswerten Zustand dar, in welchen heute die ewige Stadt durch ihren gewaltsamen Umbau versetzt ist.

In der ganzen Welt wird über den unersetzlichen Verlust geschichtlicher Denkmäler Rom's Klage geführt. Unter meinen Freunden gibt es sogar manche, welche behaupten, daß die Römer einen entschiedenen Widerwillen gegen alles dasjenige haben, was dem Mittelalter angehört, und daß ihr Haß gegen dasselbe bei ihnen seit der Renaissance zu einer zweiten Natur geworden ist. Diese Ansicht ist sicherlich übertrieben, allein sie enthält immer ein Körnchen Wahrheit.

Denn es ist nur gerecht, zu behaupten, daß die Römer noch heute unter dem ausschließlichen Banne des Genius des Altertums stehen, und daß sie deshalb den andern Genius des Mittelalters, welcher vielleicht nicht minder groß gewesen ist, wenn nicht geradezu verachtet, so doch gar sehr vernachlässigt haben.

Die Archäologie ist ihre Lieblingswissenschaft, eine eminent römische Wissenschaft. Weil diese nun wie früher, so noch am heutigen Tage ihre besten Geister in Beschlag nimmt und sie in ihrem Dienst verbraucht, so hat sie die Entwickelung andrer Zweige des Wissens in Rom ge-

hemmt. Ganz im Besondern ist durch sie die städtische Geschichtschreibung völlig verdunkelt worden. Von der Renaissance ab bis zur Gegenwart hat Rom viele und große Archäologen hervorgebracht, aber wenige Geschichtschreiber, und so verdienstvoll diese auch sein mögen, so hat man doch unter ihnen niemals einen Villani oder Corio, einen Machiavelli, Tiraboschi oder Muratori erscheinen sehen.

Es erschien freilich Flavius Blondus, ein zum Römer gewordener Forlivese, ein Mann von seltenem Genie. Obwol er mitten unter den classischen Studien eines Valla und Pomponius Letus groß geworden, und selber der Reformator der römischen Altertumswissenschaft war, konnte er sich dennoch so viel Freiheit des Geistes bewahren, daß er zuerst die Idee des Mittelalters erfaßte, und er schrieb dann dessen Geschichte, als Vorläufer Gibbon's.

Ich habe hier nur die bürgerliche Geschichte im Auge, und deshalb nehme ich denjenigen nichts von ihrem Ruhme, welche die Annalen des Papsttums verfaßt haben.

Heute nun wehen durch Rom neue und so belebende Lüfte, daß man auch dort, zu allgemeiner Genugthuung, die geschichtlichen Studien des Mittelalters aufgenommen hat. Allein in derselben Stunde, wo die Römer selbst, wie es scheint, die Rechte ihres eigenen Mittelalters an die Wissenschaft zurückfordern, geschieht es, daß die schon sparsamen Monumente desselben täglich mehr zusammenschwinden, da sie den Forderungen des städtischen Bauplanes zum Opfer fallen.

Ich will hier nicht ein Klagelied um das verschwindende geschichtliche Rom anstimmen; vielmehr ich weiß,

daß die ewige Stadt heute, nach Gesetzen der Notwendigkeit, von demselben Lose getroffen wird, welches andre Hauptstädte Europa's schon erlitten haben und noch erleiden, indem sie sich umwandeln und ihr altes Gewand ablegen. Indeß wenn der Untergang historischer Erinnerungen in andern alten und berühmten Städten für die Wissenschaft schwere Verluste nach sich zieht, so werden diese in Rom noch viel schwerer sein. Ist dem aber so warum nimmt man nicht bei der Umformung der ewigen Stadt mehr Rücksicht auf die ehrwürdigen Monumente der Vergangenheit?

Hier nun bietet sich Ihnen, Herr Director der „Römischen Chronik", eine schöne Aufgabe und eine heilige Bürgerpflicht dar, und diese ist, aus Ihrem Journal einen Verteidiger und Beschirmer der Denkmäler der Stadt zu machen.

Erinnern Sie sich an die anmutige Legende der Mirabilien Rom's, welche Folgendes erzählt: Es standen zur Zeit der Consuln auf dem Capitol so viele Statuen, als es römische Provinzen gab, und eine jede hatte ein Glöckchen am Halse. Wenn nun eine Provinz im Begriffe war sich zu empören, so kehrte sich die Statue, welche diese vorstellte, der feindlichen Gegend zu, und sie läutete sofort mit dem Glöckchen, damit die Consuln Fürsorge träfen.

Wie Schade, daß mit allen jenen guten Statuen auch die untergegangen ist, welche, wie ich glaube, dazu bestimmt war, die Vandalen im Auge zu halten. Darum ersetzen Sie ein wenig den Verlust durch Ihre „Römische Chronik", indem Sie dieser die Rolle der mahnenden

Wächterin übertragen, und sobald Rebellen gegen die Zierden Rom's etwas Böses im Schilde führen, thun Sie das Ihrige dazu, daß die „Römische Chronik" ihre Glocke, und zwar recht laut, erschallen lasse.

München, 20. October 1885.

IV.

Offener Brief an den Präsidenten der Akademie der schönen Künste von S. Luca in Rom.[1]

Hochgeehrter Herr!

Wenn Sie auf die Stimmen der ausländischen Presse achten, werden Sie wahrnehmen, daß man diesseit der Alpen das Fortschreiten des jetzigen Umbaues der Stadt Rom mit steigender Aufmerksamkeit verfolgt. Dies ist kein Wunder. Denn Rom wird, wie in alten Zeiten, so auch noch heute, als das erhabenste Denkmal der Geschichte von allen Gebildeten verehrt.

Keiner civilisirten Nation kann es gleichgültig sein, in welcher Gestalt dies Heiligtum der Menschheit heute der Mitwelt und Nachwelt überliefert wird. Am wenigsten wird man sich wundern dürfen, daß die Deutschen daran innerlich so sehr beteiligt sind, denn sie lieben Rom mit einer alten und legitimen Leidenschaft, welche hundertjährige Beziehungen der Geschichte und der wissenschaftlichen Cultur zur Genüge erklären.

---

[1] „Allgemeine Zeitung", 21. März 1886.

Ich glaube aber auch, daß den Römern und Italienern das Urteil nicht gleichgültig sein kann, das sich bei befreundeten Völkern über die heutige Umwandlung Rom's bildet, zumal diese unter den Metamorphosen, welche die ewige Stadt seit Augustus erfahren hat, leicht eine der größesten sein wird und das Gepräge derselben für lange Zeit bestimmen muß.

Dreizehn Jahrhunderte hindurch ist Rom dem Schutze des Papsttums anvertraut gewesen, welches seine Aufgabe mit großem Römersinn vollführt hat. Als nun die weltliche Herrschaft desselben erlosch, hat das übereinstimmende Europa die ewige Stadt naturgemäß in den Schutz des geeinigten Italien gestellt, und es ist schon anderswo gesagt worden, daß niemals ein Volk der Erde eine erlauchtere Hauptstadt, und mit dieser eine gleich schwere Verantwortlichkeit vor der ganzen civilisirten Welt übernommen hat.[1]

Fünfzehn Jahre sind nunmehr verflossen, seit die Italiener im Jahre 1871 die notwendig gewordene Erneuerung ihrer Hauptstadt begonnen haben. In diesem Zeitraum ist vieles in Rom umgewandelt, viel Neues geschaffen, viel Zweckmäßiges eingerichtet worden. Allein die Neubauten finden im allgemeinen wenig Beifall. Wenn ich nun Tadlern sage, daß der Zeitraum von 15 Jahren nicht groß genug ist, um zu schaffen, was Rom's würdig sei, daß man warten müsse, bis treffliche Künstler zu wahrhaft großen Werken, wie sie Bramante, Michel Angelo und Bernini ausgeführt haben, berufen werden, so ent-

[1] Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VIII³, 655.

gegnet man mir, daß die Athener nur fünf Jahre brauchten, um die Propyläen, und wenig mehr, um den Parthenon aufzurichten; daß Sixtus IV. und Sixtus V. in wenigen Jahren Rom mit edlen Monumentalbauten geziert, und daß sich vor unsern Augen die Städte Wien und Berlin in kurzer Zeit prachtvoll erneuert haben. — Doch dies mag auf sich beruhen. Denn es gibt andre, schwerer wiegende Vorwürfe, die man diesseit der Alpen gegen die heutige Umwandlung der Stadt erhebt.

Es hat sich die Ueberzeugung gebildet, daß man in Rom zu viel zerstört, um zu fieberhaft neu zu bauen, und es sträubt sich die Vorstellung Aller, die Rom lieben, dagegen, den geschichtlichen Charakter der Stadt, die zaubervolle Schönheit und die einsame Majestät so vieler Locale für immer verschwinden zu sehen, an deren Stelle dann, um das Colosseum her, auf dem Coelius und Aventin, auf den Wiesen Nero's, um den Vatican, ein Gedränge gleichförmiger Straßen mit ihren geistlosen Zinshäusern entstehen soll.

Ich bin aufrichtig genug, Ihnen zu erklären, daß ich das Gewicht dieses Vorwurfes nicht entkräften kann. Denn diejenigen, welche behaupten, daß die Ausfüllung des innern Stadtgebietes bis an die Mauern Aurelian's mit neuen Straßenvierteln durch die wachsende Bevölkerung der Hauptstadt Italiens geboten sei, werden durch das Dasein jener weiten Räume widerlegt, welche die weise ädilicische Verwaltung der Alten in der Stadt immer offen gelassen hat. Das cäsarische Rom umfaßte eine so große Volkszahl, daß die moderne Hauptstadt Italiens sie kaum in Jahrhunderten erreichen kann, und dennoch

gab es in jenem ausgedehnte Strecken, wo schön vereinzelte Prachtmonumente, Tempel, Säulenhallen, Thermen und Theater dem landschaftlichen Reiz, den Villen und Gärten freien Raum ließen, wie das Marsfeld, der Pincius, die Carinen, der Esquilin und Viminal, der Vatican und Trastevere beweisen.

Niemand begreift diesseit der Berge, welche zwingende Notwendigkeit es geboten hat, die herrlichsten festlichen Villen Rom's in Bauplätze für das gemeine Bedürfniß des Werkeltages umzuwandeln. Die Villa Ludovisi wird jetzt schonungslos zerstört, sie aber war ein Park für Könige und Weise, so zauberhaft und weihevoll, daß im Schatten ihrer Lorbeerhaine und Cypressengänge auch Horaz und Virgil, Marc Aurel und Dante mit Andacht würden gewandelt haben, und so classisch schön, daß sie würdig war, dem erhabenen Götterbilde der Juno zwei Jahrhunderte lang zur Zufluchtsstätte zu dienen. Ich glaube, daß dort jeder von der Axt des Bauunternehmers getroffene Baum einen Schmerzensschrei ausgestoßen hat, peinvoller als jener des verwundeten Baumes Piero's delle Vigne, welchen Dante klagen hörte:

Warum zerreiß'st Du mich?
Lebt denn in deiner Seele kein Erbarmen?

Nichts hat, dessen seien Sie versichert, die öffentliche Empfindung in Deutschland so schwer verletzt, als die Vernichtung dieser weltberühmten Villa. Diejenigen, welche dieses Todesurteil über sie verhängt und dann vollzogen haben, hätten, ehe sie das thaten, die hochherzigen Worte hören sollen, mit denen einst Belisar, der große Ver-

teidiger Rom's, den Gotenkönig Totila ermahnte, die ewige Stadt zu schonen. Er schrieb an ihn aus Portus:

„Die That der verständigen und des bürgerlichen Lebens wol kundigen Männer ist es, Städte mit schönen Werken zu zieren, wenn sie solche nicht besitzen, das Thun der Unverständigen aber, ihnen die Zierden zu rauben, und dieses Brandmal ihrer Natur der Nachwelt ohne Scheu zu hinterlassen. Von allen Städten, so viele die Sonne bescheint, ist Rom die größeste und merkwürdigste. Denn weder hat sie die Macht eines einzelnen Menschen erbaut, noch ist sie in kurzer Zeit zu solcher Majestät und Schönheit gediehen, sondern eine lange Reihe von Kaisern, viele Genossenschaften der trefflichsten Männer, unzählige Jahre und Reichtümer haben sowol alles andre als auch die Künstler von der ganzen Erde dort zu versammeln vermocht. Indem sie nun diese Stadt, wie Du sie vor Dir siehest, nach und nach erbauten, haben sie dieselbe als ein Monument der Tugenden der Welt den Nachkommen zurückgelassen, so daß ein Vergehen gegen so Großes mit Recht ein ungeheurer Frevel an den Menschen aller Zeiten sein würde. Denn die Vorfahren würde es des Denkmals ihrer Tugenden, des Anblicks ihrer Werke aber die Enkel berauben."

Belisar fürchtete ohne Grund für Rom, denn der Held Totila war kein Barbar. Erst Leonardo Aretino und andre Geschichtschreiber in der Renaissance erfanden die Fabel, daß Goten und Vandalen Rom zerstört haben. Ihre Erdichtung hat die vorurteilslose Kritik auch der Italiener beseitigt, und die Römer selbst wissen heute sehr wol, von welchen Zerstörern Jahrhunderte lang die

Monumente Rom's als offene Steinbrüche und Kalkgruben ausgebeutet worden sind.

Ich will Sie nicht damit aufhalten, Ihnen von den immer lautern Klagen Zeugniß zu geben, welche das neue Schicksal der alten Ruinen Rom's und der Verlust mancher Denkmäler des Mittelalters bei uns erweckt, denn darüber habe ich mich in einem andern Briefe, und haben sich bereits andre Ausländer und auch Römer ausgesprochen. Und auch Sie und alle Ihre Genossen der Akademie der schönen Künste, meine Freunde und Mitbrüder, können von dem bezaubernden Gemäde des alten Rom, welches das Entzücken so vieler Menschengeschlechter gewesen war, und jetzt für immer vergeht, nicht ohne tiefen Schmerz Abschied nehmen.

Jeder Gebildete sieht mit Pein, daß die Ruinen Rom's ihrem geschichtlichen Rahmen und ihrer reizvollen Verbindung mit der Natur für immer entrissen sind, und jeder trauert über den heutigen Anblick des Forum und des an dieses grenzenden Palatin. Jeder beklagt, was an Monumenten des Mittelalters hingeschwunden ist oder noch schwinden soll, wie der letzte der Türme der Orsini-Anguillara in Trastevere[1]; was an Opfern die Tiberregulirung schon gefordert hat; wie kläglich die Tiberinsel heute aussieht, wo das schöne Kloster S. Bartolommeo sogar durch den häßlichen Anbau einer Morgue entstellt wird. Jeder fürchtet jetzt für das Schicksal des erhabensten aller Denkmäler der Welt neben der Akropolis Athens,

[1] Dieser Turm ist glücklicher Weise erhalten worden.

des Capitols. Denn trotz des Gutachtens der Municipalräte, deren Protocolle mir bekannt sind, trotz des Urteils auch der Akademie der schönen Künste, hat jenes Project den Sieg davongetragen, durch dessen Ausführung die hundertjährige Gestalt des Capitols die modernste Umformung erhalten soll. Man beginnt das Kloster Aracoeli und den Turm Paul's III. einzureißen. So wird dieser mächtige, das Capitol und die Stadt burgartig überragende Bau verschwinden, an welchem noch die Traditionen der Mirabilien Rom's vom Palatium Octaviani haften, und auch das Los der dann isolirten Basilika Aracoeli, der Kirche des römischen Senats im Mittelalter, wird früher oder später entschieden sein. Ist auch diese gewaltsame Zerstörung von einer unabwendbaren Notwendigkeit geboten? Das fragt man diesseit der Alpen mit Verwunderung.

Der Zweck meiner Zeilen an Sie, geehrter Herr, ist erfüllt. Er war wesentlich dieser, Ihnen, als dem würdigen Vorstande der berühmten Körperschaft, welche die Ueberlieferungen der großen Meister und das Palladium der Kunstschönheit in Rom hütet, Kunde davon zu geben, wie sehr in meinem Vaterlande die öffentliche Meinung zu Zweifeln und Befürchtungen aufgeregt ist, daß die heutige Reformation der ewigen Stadt etwas anderes werden könne, als ihre erwünschte und von allen Culturvölkern freudig begrüßte Renaissance.

Sie werden, was ich Ihnen mitgeteilt habe, berichtigen, wo es irrig ist, meine Kundgebung selbst aber gern entschuldigen, weil sie von solcher Ehrfurcht und Liebe zu Rom dictirt ist, als derjenige empfinden muß, welcher,

wenn auch der geringste, doch ein Adoptivsohn der Alma Mater Roma geworden ist.

München, 17. März 1886.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener College in der Akademie S. Luca.

V.

An den Comthur Andrea Busiri, Präsident der Akademie S. Luca in Rom.

Hochgeehrter Herr!

Ich war in Neapel im Begriffe, mich nach Sicilien einzuschiffen, als ich Ihr geschätztes Schreiben in der Nummer 96 der „Opinione" erhielt.

Deshalb bin ich erst heute im Stande, Ihnen für die große Ehre zu danken, welche Sie mir durch Ihre Antwort erwiesen haben, und diese ist so umfassend, wie in Bezug auf mich liebenswürdig.

Wer nur immer an der ädilicischen Frage Rom's Anteil nimmt, muß Ihnen dankbar sein, weil Sie darüber ein ernstes und wol erwogenes Urteil abgegeben haben, welchem Ihre hohe Autorität eine zweifellose Wichtigkeit sichert. Ihr offener Brief wird zwar nicht alle Bedenken, zu denen die Erneuerung Rom's Anlaß gibt, beschwichtigen können, aber er wird doch nicht Wenigen denselben Dienst leisten, welchen bereits der Herzog Torlonia, der hochgeehrte Syndicus Rom's, Ausländern durch seinen Brief in der „Morning Post" erwiesen hat.

Ich hätte zu mehr als einer Ihrer Entgegnungen noch ein Wort zu sagen, allein ich werde zu meinen Argumenten nicht mehr zurückkehren. Es genügt mir, zu erkennen, daß Sie im ganzen die Motive gebilligt haben, welche mich veranlaßten, zu einem Römer Ihresgleichen mich auszusprechen. Auch freue ich mich, zu gewahren, daß Sie, hochgeehrter Herr, das bescheidene Recht, einen Wunsch oder auch eine Ansicht in Bezug auf die heutige Umwandlung Rom's kundzugeben, einem Manne nicht ganz versagen, welcher die besten Jahre seines Lebens in der ewigen Stadt zugebracht hat, zu dem Zwecke, ihre Geschichte in Jahrhunderten aufzuhellen, welche Dunkel bedeckt hielt.

In meinem offenen Briefe an Sie habe ich weder gegen die italienische Regierung noch gegen das römische Municipium eine Anklage erhoben. Alle Welt erkennt es ja an, daß das letztere bemüht ist, die römischen Denkmäler zu erhalten. Aber ich habe jene unwiderstehliche Strömung der Gegenwart angeklagt, welche manchmal mächtiger ist, als der gute Wille und die Einsicht des Gemeinderats, und deshalb nicht nur den Verlust mancher städtischer Erinnerungen verschuldet, sondern Rom seines alten geschichtlichen Charakters zu entkleiden droht.

Das beklage ich, und werde ich zu beklagen nicht aufhören. Meine Empfindungen teilen mit mir nicht wenige Römer, wie z. B. unser trefflicher Podesti, und jener gelehrte Mann, welcher unter dem Pseudonym C. Basilio in der „Rassegna Italiana" im vorigen Jahre den stärksten und wichtigsten Protest veröffentlicht hat, den ich bisher überhaupt gelesen habe.

Die lauten Klagen der Deutschen und andrer Ausländer über die schnelle Transformation Rom's müssen, dies begreife ich sehr wol, den Italienern lästig sein; aber diese Unbequemlichkeit ist einmal mit der Weltgröße der ewigen Stadt unzertrennlich verbunden. So lange der kosmopolitische Begriff derselben dauert, werden auch die Ausländer nicht aufhören, Rom als das geschichtliche Denkmal der Menschheit zu betrachten, und sie werden deshalb fortfahren, ihren lebhaften Anteil an allen Umwandlungen zu nehmen, welche diese Stadt erleidet.

Hier habe ich vielleicht den wahren Kern der heutigen ädilicischen Frage Rom's bezeichnet, die unsere Gemüter so sehr aufregt, weil sie in sich selbst den heftigen Kampf zweier legitimer Principien birgt, von denen das eine neu und national, das andere alt und universal ist.

Ich wünsche sehnlich, daß das geeinigte Italien, dieses unsterbliche, „den Göttern heilige" Land, eines Tages im Stande sei, jene Gegensätze mit einander zu versöhnen und auf dem Boden seiner Hauptstadt das schwere Problem zu lösen, indem es sich dort zu neuer Nationalkraft und zugleich zu den erhabensten Ideen der Humanität erhebt.

Somit schließe ich den Briefwechsel, welchen ich die Ehre hatte, mit Ihnen, hochgeehrter Herr, zu unterhalten. Ihnen freundschaftlich die Hand drückend, zeichne ich mich mit aufrichtiger Hochachtung

Palermo, 13. April 1886.

Ihr ergebener College und Mitbürger.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Printed in Germany

D7 .G82 v.2
Kleine shriften zur geschichte un
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00021 4140